

HANS I. BACH

Jacob Bernays

*Schriftenreihe
wissenschaftlicher Abhandlungen
des Leo Baeck Instituts*

30

Mohr Siebeck

SCHRIFTENREIHE WISSENSCHAFTLICHER ABHANDLUNGEN
DES LEO BAECK INSTITUTS

Bonn 23 April 1876

Mein theurer Curtius,

Es mag es nicht unterlassen, Ihnen
für die gestern empfangene Rede ganz
besonders zu danken. Daß solche Gesinnungen
an solcher Stelle und in solcher
Weise jetzt ausgesprochen werden, muß mir
hohe Freude bereiten und ich fühle mich
um so mehr gedrungen, Ihnen diese Freude
recht warm auszudrücken, da ich allen Grund
zu zweifeln habe

Bonn, 23. April 1876

Mein theurer Curtius, Ich mag es nicht unterlassen, Ihnen für die gestern empfangene Rede ganz besonders zu danken. Daß solche Gesinnungen an solcher Stelle und in solcher Weise jetzt ausgesprochen werden, muß mir hohe Freude bereiten und ich fühle mich um so mehr gedrungen, Ihnen diese Freude recht warm auszudrücken, da ich allen Grund zu zweifeln habe,

Reinkonzept von Jacob Bernays' Dank für Ernst Curtius' Berliner Rektoratsrede über „Die Hellenen und das Volk Israel“ (s. S. 202).

ob bei den meisten Ihrer Zuhörer und
jetzigen Leser für jene Gesinnungen
Zustimmung oder auch nur Verständniß,
vorauszusetzen ist. Vor etwa anderthalb
Jahrzehnten habe ich denselben Gedanken,
den Sie in so schöner und reicher
Fülle auseinanderlegen, in einer kurzen
Formel zusammengefaßt und am Schluß
der Arbeit über Sulpicius Severus,
die ich Ihnen damals schickte, gesagt,
„die dem Menschengeschlecht
aufgegebene Arbeit sei, die Bibel mit der griechischen

ob bei den meisten Ihrer Zuhörer und jetzigen Leser für jene Gesinnungen Zustimmung oder auch nur Verständniß vorauszusetzen ist. Vor etwa anderthalb Jahrzehnten habe ich denselben Gedanken, den Sie in so schöner und reicher Fülle auseinanderlegen, in eine kurze Formel zusammengefaßt und am Schluß der Arbeit über Sulpicius Severus, die ich Ihnen damals schickte, gesagt, „die dem Menschengeschlecht aufgegebene Arbeit sei, die Bibel mit der griechischen

Bildung zu vereinen'. Es dauerte nicht lange,
so erhielt ich von einem befreundeten,
jetzt verstorbenen, ganz achtbaren philosophischen
Schriftsteller einen ausdrücklichen
brieflichen Protest gegen eine solche 'Mesalliance'.
Seit jener Zeit hat die innerliche und
äußerliche Abwendung von allem Biblischen
in den gebildeten wie in den ungebildeten
Kreisen Deutschlands beträchtlich
zugenommen; seitdem Karl der Große
die Sachsen zu Christen schlug, ist
sie wohl noch nie so tief und bitter

Bildung zu vereinen'. Es dauerte nicht lange, so erhielt ich von einem befreundeten, jetzt verstorbenen, ganz achtbaren philosophischen Schriftsteller einen ausdrücklichen brieflichen Protest gegen eine solche 'Mesalliance'. Seit jener Zeit hat die innerliche und äußerliche Abwendung von allem Biblischen in den gebildeten wie in den ungebildeten Kreisen Deutschlands beträchtlich zugenommen; seitdem Karl der Große die Sachsen zu Christen schlug, ist sie wohl noch nie so tief und bitter

gewesen wie jetzt; und allem menschlichen Ab-
sehen nach wird sie diesmal sehr lange
andauern. Doch Sie kennen den tiefsin-
nigen Spruch: 'Er ist stark, und führt
es aus; sein ist der da irret und der
da verführt.'

Da ich nichts Besseres habe, schicke ich
gleichzeitig unter Kreuzband einen Separatabzug
des kleinen Aufsatzes, dessen Titel Sie
vielleicht im letzten Heft der Monatsberichte
bemerkt haben. Die schauerliche Plinius-
stelle, auf die ich am Schluß der Note S. 62 hin-
weise, wird Sie wohl auch als ein Zeichen jener öden
Zeit interessieren.

In herzlicher Treue
Ihr Jacob Bernays

gewesen wie jetzt; und allem menschlichen Absehen nach wird sie diesmal sehr lange andauern. Doch Sie kennen den tief sinnigen Spruch: 'Er ist stark, und führt es aus; sein ist der da irret und der da verführt'.

Da ich nichts Besseres habe, schicke ich gleichzeitig unter Kreuzband einen Separatabzug des kleinen Aufsatzes, dessen Titel Sie vielleicht im letzten Heft der Monatsberichte bemerkt haben. Die schauerliche Pliniusstelle, auf die ich am Schluß der Note S. 62 hinweise, wird Sie wohl auch als ein Zeichen jener öden Zeit interessieren.

In herzlicher Treue
Ihr Jacob Bernays

HANS I. BACH

JACOB BERNAYS

Ein Beitrag zur Emanzipationsgeschichte der Juden
und zur Geschichte des deutschen Geistes im neunzehnten
Jahrhundert



1974

J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK) TÜBINGEN

Meiner Frau Susan R. Bach gewidmet

Dieses Open Access eBook wird durch eine Förderung des Leo Baeck Institute London
und des Bundesministeriums des Innern und für Heimat ermöglicht.

Library of Congress card Nr. 73-92772
© Leo Baeck Institute, Inc., New York, N. Y.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen 1974

Dieses Werk ist seit 04/2024 lizenziert unter der Lizenz ‚Creative Commons Namensnennung –
Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International‘ (CC BY-SA 4.0).

Eine vollständige Version des Lizenztextes findet sich unter:
<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Printed in Germany
Satz und Druck: Buchdruckerei Eugen Göbel, Tübingen
Einband: Großbuchbinderei Heinr. Koch, Tübingen

ISBN 978-3-16-835142-9
eISBN 978-3-16-163137-5 unveränderte eBook-Ausgabe 2024

INHALT

Verzeichnis der Abbildungen	IX
Einleitung	XI
I. Jugend in Hamburg unter dem Einfluß des Vaters, ‚Chacham‘ Bernays, 1820–1844	1
Politik und Religion	3
‚Chacham‘ Bernays	5
Traditionelle Synagoge und Reform-‚Tempel‘	7
Der ‚Bibelsche Orient‘, das Programm eines konservativen Judentums	9
Das ‚Tempel‘gebetbuch	11
Reform und Restauration – Judentum und Menschentum	12
Heirat des Chacham	15
Neugestaltung der Talmud-Torah-Schule	17
Jacob Bernays’ Kindheit	19
Kampf um die Talmud-Torah-Schule	21
Jugendjahre	22
Der Machtkampf des Vaters gegen die Reformpartei	27
Gymnasiastensjahre und Beginn eigener Arbeit	30
II. Studienjahre in Bonn, 1844–1848	35
Die Stadt am Rhein	37
Eine Professorenelite	38
Meister der Philologie: Friedrich Ritschl	41
Die Universität Bonn als geistige Festung Preußens	44
Sophie Ritschl, eine mütterliche Beraterin	46
Diskussionen über Judentum und seinen Platz in der Gegenwart	48
Preisarbeit über Lukrez	51
Scheue Liebe	52
Des Vaters Amtsjubiläum	56
Ein grober Eingriff	58
Besuch in Paris	60
Hoffnungen auf eine Verfassung im absolutistischen Preußen	62
Berufsentscheidung	64
Doktorexamen	64
III. Privatdozent in Bonn, 1848–1853	67
Die Revolution von 1848	69
Universität und Politik	72
Stimmungsbericht aus Berlin	74

Schelling	77
Die Nationalversammlung in Frankfurt	79
Wirkungsvolle Vorlesungen	80
Politischer Rückschlag in Preußen	81
Tod des Vaters	83
Gedanken über Christentum und Geschichte	85
Der faszinierende junge Heyse	87
Heyses Eltern	92
Dozentenkreis im ‚Schwanen‘	94
Ablehnung einer Rabbinerstellung	95
Aussicht auf akademische Berufung?	96
Geselligkeit um das Fürstenpaar v. Wied	97
Einladung zu dem preußischen Gesandten nach London	100
Bunsens Persönlichkeit und wissenschaftliche Leistung	101
Besuch in Oxford	106
Die Oxforder Lukrezausgabe	108
Die Vinea Domini	109
Bunsens Bemühungen für Bernays	110
Ein für Leben und Werk entscheidungsvoller Brief	112
Berufung nach Breslau	117
Der jüngere Bruder	119
IV. Am Jüdisch-Theologischen Seminar in Breslau, 1853–1866	121
Die Hauptstadt Schlesiens	123
Vor der Eröffnung des Seminars	125
Bernays' Scaliger-Biographie	127
Um das Problem des Bösen	131
Eröffnung des Seminars	133
Theodor Mommsen	135
Studie ‚Über das Phokylideische Gedicht‘	140
Erneute Berufspläne	142
Sachverständiger für jüdische Angelegenheiten?	144
Taufe des Bruders Michael	146
Bunsens Bibelwerk	147
Besuch bei dem Kultusminister in Berlin	151
Das Breslauer Professorenkränzchen	151
Über Aristoteles und die Katharsis in der Tragödie	153
Weitere Berufspläne	155
Parlamentsdebatte um Bernays	156
Bunsens Tod	157
Zwietracht an der Bonner Universität	158
Der Geist einer neuen Generation	159
... die Bibel mit der griechisch-römischen Bildung zu vereinen	161
Analyse des Zeitgeistes	164
Zwischen Ritschl und Mommsen	165
Die Dialoge des Aristoteles	166
Berufung nach Bonn – als Ritschls Nachfolger	167
V. Äußere Erfüllung, innere Enttäuschung, 1866–1881	171
Der preußisch-österreichische Krieg 1866	173
Bonn ist verändert	174

Nachsommer	175
Der Bibliothekar	176
Das Zeitalter des Realismus	177
Die Stellung der Juden	179
Universitätsjubiläum	181
Die Fürstin von Wied	182
Auswärtige Besucher	183
Studenten und Berufspläne	185
Über die ‚Heraklitischen Briefe‘	187
Der deutsch-französische Krieg von 1870–71	188
Mommsen und die Straßburger Universität	190
Die Folgen des Krieges	191
Bismarcks Kulturkampf gegen die Katholiken	193
Über Aristoteles ‚Politik‘	193
Nanette Cahns Tod	194
Bernays schließt sich vor der Welt ab	195
Ein Aufsatz über Gibbon bleibt unvollendet	198
Würdigung von Mommsens ‚Römischem Staatsrecht‘	199
Der ‚Unzeitgemäße‘	200
Ernst Curtius über Bibel und Antike	202
Orientalische Studien – privat	203
Über ‚Lucian und die Kyniker‘	205
Liberalismus in der Verteidigung	206
Stöckers antisemitischer ‚Sozialismus‘	207
Treitschke gegen Graetz	210
Seitenblick auf die Gegenwart	210
Mommsens Broschüre über Juden in Deutschland	212
‚Postume Aphorismen‘	213
Nachwort: Jacob Bernays’ Stellung in der klassischen Altertumswissenschaft bis zur Gegenwart	217
Werke – Nachrufe und Würdigungen	227
Quellen	229
Bibliographie	233
Namenregister	239
Sachregister	244

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

	zu Seite
I Jacob Bernays' Eltern, ‚Chacham‘ Isaac und Sara Bernays	5, 15
II Inneres der Synagoge Elbstraße	8
Rabbiner Jacob Ettlinger	16
Gabriel Riesser. Gemälde von M. D. Oppenheim	28
III Das Johanneum in Hamburg. Steindruck von P. Suhr	26
Das Akademische Gymnasium in Hamburg	31
IV Der Marktplatz in Bonn	37
A. W. v. Schlegel. Lithographie von C. Höhe	38
Ernst Moritz Arndt	38
Friedrich Christoph Dahlmann	40
V Christian August Brandis. Zeichnung von A. Hohneck, 1853	39
Friedrich Gottlieb Welcker. Zeichnung von A. Hohneck	39
Friedrich Ritschl. Stich von A. Neumann	41
VI Nanette Cahn. Zeichnung von F. Michaelis, 1846	55
Der Bankier Heinrich Cahn	58
Der Kurator der Bonner Universität, A. v. Bethmann-Hollweg	58
VII Paul Heyse als Student. Gemälde von E. Magnus, 1849	87
Heyses Widmung seines (und Geibels) ‚Spanischen Liederbuches‘ an Bernays, 19. 4. 1852	
VIII F. W. J. v. Schelling. Porträt von Carl Begas	77
Die Fürstin Marie von Wied. Nach einem Ölbild von C. Sohn	97
IX Die Schauspielerin Elisa Rachel	61
J. Chr. J. v. Bunsen. Porträt von Roeting	101
F. Max Müller, Oxford	106
Thomas Gaisford, Oxford. Aus einem Porträt von H. W. Pickersgill	107
X Die Bodleian Library in Oxford, 1843. Aquarell von R. W. Buss	106
Schluß von Bernays' Antwortbrief an Bunsen	117
XI Das Jüdisch-Theologische Seminar in Breslau	133
R. Zacharias Frankel, der Leiter des Seminars	125
XII Die Breslauer Universität. Steinzeichnung von A. Ulbrich	124
Aus dem Breslau des 19. Jahrhunderts. Aquarell von O. Günther-Naumburg	125
XIII Theodor Mommsen und seine Frau in ihrer Breslauer Zeit	135
Chr. A. Braniss	152
R. Roepell	152
F. G. H. C. Haase	152
A. F. Stenzler	152

	zu Seite
XIV Lesesaal der Bonner Universitätsbibliothek, mit Blick in das Arbeitszimmer des Bibliothekars	175
Heinrich v. Sybel. Zeichnung von C. L. Sandberg	173
Mark Pattison	184
Ingram Bywater	184
XV Johannes Brandis. Porträtbüste eines unbekanntenen Bildhauers	183
Ernst Curtius	181
Berthold Auerbach	179
Ernest Renan	184
XVI Freiherr Franz v. Roggenbach. Gemälde von Ernst Häusler	181
Der Bibliothekar Schaarschmidt	175
Heinrich Graetz	213
Hermann Usener	219

Die Abbildungen wurden freundlich zur Verfügung gestellt von: Professor Dr. Paul Bernays und Frau Martha Bernays, Zürich (I); Dr. Heinrich Treichl, Wien (VI, Bankier Cahn); Professor Dr. Wolfgang Mommsen, Koblenz (XIII, Ehepaar Mommsen); Dr. John Sparrow, Oxford (XIV, Mark Pattison); Professor Dr. Henning Brandis, Bonn (XV, Johannes Brandis) sowie den Bibliotheken: Staatsarchiv Hamburg (II, Synagoge, R. Ettliger; III); Stadtarchiv Bonn (IV, Marktplatz Bonn, V, Brandis, XIV, Universitätsbibliothek, v. Sybel, XVI, Schaarschmidt, Usener); Universitätsbibliothek Bonn (IV, A. W. v. Schlegel, V, Welcker, Ritschl, VI, v. Bethmann-Hollweg); Bodleian Library, Oxford (X); Biblioteka Glowna, Wroclaw University, Polen (XII, XIII vier Porträts). Der Verlag C. H. Beck, München, erlaubte zuvor-kommenderweise den Abdruck von Schellings Porträt (VIII) aus Schellings Sämtlichen Werken, Bd. 1 und Prof. Dr. Guido Kisch die Reproduktion zweier Aufnahmen aus Das Breslauer Jüdisch-Theologische Seminar, Tübingen 1963 (XI).

EINLEITUNG

Die Geistesgeschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert erlebt einen Höhepunkt in dem ebenso nationalen wie universalen Humanismus der Generation der Befreiungskriege von 1813 und der Klassik. Die enthusiastischen Hoffnungen auf die Schöpfung eines geeinigten Reiches aus den vielen großen und kleinen Staaten weichen nach dem Scheitern der Revolution von 1848 einem enttäuschten ‚Realismus‘, der sich auf konkrete, nahe und erreichbare Ziele beschränkt. Diese Strömung wiederum wird nach dem deutsch-französischen Krieg von 1870–71, inmitten eines großen wirtschaftlichen und technischen Aufschwunges, abgelöst von einer Periode des Materialismus und engen Nationalismus – eine Epoche, in der Dichter, Philosophen und Wissenschaftler sich aus der zeitgenössischen Welt zurückzogen, als ‚Unzeitgemäße‘, wie Nietzsche sie genannt hat.

Gegen den Hintergrund dieser Entwicklung und des damaligen Lebens der Städte Hamburg, Bonn und Breslau erzählt dieses Buch das tragisch anmutende Schicksal eines bedeutenden jüdischen Gelehrten, Jacob Bernays, der mit dem Ziel, Bibel und römisch-griechische Antike zu verbinden, in Deutschland als religiöser Jude zu leben versuchte. Da der Kampf um die Zulassung von Juden zu akademischen Stellungen in Preußen sich wesentlich um seine Person abspielte, spiegelt sich, als persönliche Erfahrung, die Geschichte der Judenemanzipation lebendig wider.

Auch die jüdischen Vorbedingungen der bürgerlichen Gleichstellung treten dabei ins Blickfeld. Zwei Haltungen stehen einander gegenüber. Die eine, an Schelling ausgerichtet, dessen Lehre von der Bibel als einem Urbild menschheitlicher Geschichte eine fugenlose Einheit von Judentum und Menschentum ermöglichte, konnte politisch in den langen Jahren der Reaktion auf kein Verständnis rechnen. Das Reformjudentum dagegen, an Hegels Ideenlehre orientiert, die nur der rationalen Seite des Lebens Existenzberechtigung zuerkannte, suchte sein Menschentum im Humanitätsideal der deutschen Klassik, so daß das Selbstverständnis der eigenen Existenz und die Stellung zur jüdischen Geschichte zum Problem wurde; andererseits jedoch, zur Anpassung jüdischer Ritualformen im Interesse der Eingliederung in die Umwelt bereit, fand das Reformjudentum politisch einen Rückhalt an dem erstarkenden Liberalismus, der die volle Emanzipation der Juden dann auch tatsächlich durchsetzte.

Jacob Bernays war einer der angesehensten Altphilologen zu einer Zeit, in der dieser Disziplin, der Hüterin der als Vorbild empfundenen griechisch-römischen Bildung, die führende Rolle unter den Wissenschaften zukam. Befreundet mit Männern wie Paul Heyse, Theodor Mommsen und dem liberalen Politiker Freiherrn v. Roggenbach, in regem Verkehr mit dem glänzenden Kreis um das Fürstenpaar v. Wied und Karl Josias v. Bunsen, dem preußischen Gesandten in England, und im Briefwechsel mit berühmten Gelehrten wie Renan, Ernst Curtius und vielen anderen, nahm er an dem geistigen, literarischen und politischen Leben seiner Zeit Anteil weit über sein eigenes Gebiet hinaus.

Er wollte zeitlebens weder photographiert noch gezeichnet werden, und trotz sorgfältiger Nachforschungen war auch kein Gelegenheitsbild von ihm aufzufinden.

Die folgende Biographie, ursprünglich in den Jahren 1935–38 ausgearbeitet, stützt sich in erster Linie auf den vollständigen, in seinen biographischen Teilen unpublizierten handschriftlichen Nachlaß von Jacob Bernays in der Universitätsbibliothek Bonn, der im zweiten Weltkrieg nahezu völlig verlorengegangen ist, so daß also in den hier zitierten Texten und meinen Abschriften wesentliche Teile gerettet worden sind. Fernerhin standen mir eigene Funde an Briefen und Dokumenten aus Archiven, Bibliotheken und Privatbesitz sowie die Abschriften von über tausend Briefen von und an Jacob Bernays zur Verfügung, die Michael Fraenkel in jahrelanger Arbeit gesammelt hatte; den Wortlaut habe ich fast durchweg an den Originalen nachgeprüft und häufig ergänzt. Auch diese Abschriften waren jedoch trotz sorgsamer Nachforschungen nicht wieder aufzufinden und scheinen daher, wohl bei Michael Fraenkels Verschickung ins Konzentrationslager, untergegangen zu sein. Dazu konnte ich ein beträchtliches Maß persönlicher Erinnerungen an Jacob Bernays von damals noch Lebenden sowie direkter Überlieferungen von dessen Vater sammeln.

So umfaßt mein Dank für Hilfeleistungen zu diesem Buche, sei es durch Überlassung von Manuskripten, Briefen, Bildern oder Büchern, durch Ratschläge und Auskünfte, außer Lebenden auch Verstorbene: Professor Eduard Berend, Schiller-Nationalmuseum, Marbach; Dr. Maria Bernays, Beuron; Professor Paul und Frau Martha Bernays, Zürich; Professor Henning Brandis, Bonn; Professor C. O. Brink, Cambridge; Winfried Feifel, Schiller-Nationalmuseum, Marbach; Dr. G. D. Fraenkel, Jerusalem-Talbieh; Professor Horst Fuhrmans, Bonn; Rabbiner Dr. Max Grunwald; Carl Hinrichsen, Hamburg; Ernst Hochland, Manchester; Frau Hanni Horowitz, Jerusalem-Romema; Präsident Paul Kaufmann, Berlin; Prof. Friedrich Koepp, Göttingen; Dr. Gerhard Kuebart, München; Frau Helene Lilien, Braunschweig; Baronin Margarethe v. Loë, Bonn; Geheimrat Maier, Berlin; Prof. C. A. Meier, Zürich; Prof. Arnaldo Momigliano, London; Dr. Wolfgang Mommsen, Koblenz; Waldemar v. Olshausen, Berlin; Alfred Phillipson; Baronin Annemarie

v. Sacken, Wien; Prof. Wolfgang Schmid, Bonn; Prof. Paul Seligman, Waterloo, Ontario, Kanada; Dr. Erwin Seligmann, London; John Sparrow, Warden of All Souls, Oxford; Dr. Joachim W. Storck, Deutsches Literaturarchiv, Marbach; Prof. Eugen Täubler; Dr. Heinrich Treichl, Wien; Prof. Hermann Uhde-Bernays, Starnberg; Prof. E. Urbach, Jerusalem; Prof. Richard Walzer, Oxford; Eric M. Warburg, Hamburg; Ronnie Whitehouse, London.

Die Hilfe der folgenden Bibliotheken wird dankbar anerkannt: Akademie der Wissenschaften der DDR, Berlin; das ehemalige Archiv der Jüdischen Gemeinde Hamburg; Bayerische Staatsbibliothek, München; Biblioteka Uniwersytecka, Wroclaw, Polen (Mgr. Jan Ozóg); Bodleian Library, Oxford (Mr. T. D. Rogers); British Museum, London; Deutsche (früher Preussische) Staatsbibliothek, Berlin (Dr. Hans-Erich Teitge); Deutsches Archäologisches Institut, Berlin (Prof. Jessen); Erzabtei St. Martin, Beuron (P. Theodor Hogg, OSB); früheres Geheimes Staatsarchiv, Dahlem; Germanisches Seminar, Kiel; Institut für die Geschichte der deutschen Juden, Hamburg (Dr. Günter Marwedel); Jews College, London (Mrs. R. P. Goldschmidt); New York Public Library; Staatsarchiv Hamburg (Dir. Dr. Bolland); Stadtarchiv Bonn (Herr Metzger); Universitätsbibliothek Bonn (Bibliotheksrätin Dr. v. Beckerath, Bibliotheksamtmännin Toepler); Wiener Library, London; Yeshiva Library, New York.

Bei der technischen Gestaltung des Buches haben der Direktor des Londoner Leo Baeck Instituts, Mr. Arnold Paucker, M. A., und seine Sekretärin, Mrs. Ilse Shindel, sowie Mrs. Agnes Roseno in New York hilfreich mitgewirkt. Besonders zu Dank verbunden bin ich jedoch dem Leo Baeck Institut, New York, insbesondere dessen Präsidenten, Dr. Max Gruenewald, und dessen Direktor, Dr. Fred Grubel, für ihr tiefes Verständnis und warmherziges Interesse an diesem Band und seiner Publikation.

ABKÜRZUNGEN

Korrespondenten

Ber	=	Nicolas Berend
Bran	=	Chr. A. Brandis
Bun	=	K. Chr. J. v. Bunsen
Cur	=	Ernst Curtius
Hey	=	Paul Heyse
JBran	=	Johannes Brandis
Mom	=	Theodor Mommsen
Mül	=	Max Müller, Oxford
Rit	=	Friedrich Ritschl
Schmi	=	Leopold Schmidt
Wel	=	Chr. G. Welcker
Abh.	=	Abhandlungen
ADB	=	Allgemeine Deutsche Biographie
AE	=	Bernays, „Auszüge und Einfälle“ (vgl. S. 231)
Anz.	=	Anzeigen
Biogr.	=	Biographie
Br.	=	Brief(e)
Bull.	=	Bulletin
Gel.	=	Gelehrte
Ges.	=	Gesellschaft
Gesch.	=	Geschichte
Histor.	=	Historische
Jahrb.	=	Jahrbuch
Jahresber.	=	Jahresberichte
j.	=	jüdisch(e)
Jt.	=	Judentum
Kl. Schr.	=	Kleine Schriften
Komm.	=	Kommission
Lit.	=	Literatur
Mitt.	=	Mitteilungen
Mtsschr.	=	Monatsschr.
pers.	=	persönlich(e)
Philol.	=	Philologie
Rdsch.	=	Rundschau
Schles.	=	Schlesische
Schr.	=	Schriften
Theol.	=	Theologie
Wiss.	=	Wissenschaft(en)
Ztg.	=	Zeitung
Zschr.	=	Zeitschrift

I.

JUGEND IN HAMBURG UNTER DEM EINFLUSS
DES VATERS, ‚CHACHAM‘ BERNAYS

1820–1844

Politik und Religion

Die Israelitische Gemeinde Hamburg¹ um 1820 vereinigte ziemlich heterogene Elemente. Die sozialen Unterschiede waren groß: einer kaum noch vom Einfluß europäischer Bildung erfaßten, fast besitzlosen Masse stand eine Elite reicher und selbstbewußter Exportkaufleute und Bankiers gegenüber, die auch im Vorstand der Gemeinde das Übergewicht hatten. Die Vorherrschaft des Kaufmannsstandes in der Freien Hansestadt sicherte ihnen eine geachtete Stellung; selbsterrungener Besitz machte sie stolz und wohlthätig, aber auch leichter geneigt, Fragen der Kultur und inneren Bildung als bloße Geldfragen zu behandeln oder rasch abzutun.

Diese führende Schicht der Gemeinde, Männer, die ihre Filialen in Manchester und ihre Korrespondenten in New York hatten, konnte selbstbewußt darauf hinweisen, daß schon hundert Jahre vorher der Senat ihnen ‚an des allgemeinen Commercii Wesen‘ so großen Anteil bezeugt hatte, ‚daß allenthalben ein stattliches Gewerbe und Handlung ihnen auf dem Fuße nachfolget‘. So waren auch die Beschränkungen geringer, die Luft freier gewesen als irgendwo sonst in Deutschland, bis 1811 Napoleons Truppen die Freie Stadt besetzten und die von der Französischen Revolution verkündete völlige bürgerliche Gleichstellung der Juden mitbrachten – sie wurde nach langen Jahrhunderten der Unterdrückung als ein auch religiöses und geradezu messianisches Ereignis empfunden. Man hatte die Gewerbefreiheit zur Eröffnung einiger Tuch- und Gewürzläden benutzt und hatte ein paar Dutzend Jungen zu Handwerkern in die Lehre gegeben, aber kein Jude wollte von der bevorzugten Einstellung bei den französischen Zoll- und Polizeiamtern Gebrauch machen. Bei dem Volksaufstand vom Februar 1813 beteiligten Juden sich lebhaft; die einrückenden Russen wurden als Befreier begrüßt, und man stellte sein Kontingent zur Bürgergarde. So hatten die wiederkehrenden Franzosen den Juden eine Sonderkontribution von 50 000 frs auferlegt und, als die Belagerung der Stadt begann, dreitausend der ärmsten vor die Tore geschafft.

Kaum aber war die Stadt gefallen und die Patrizierherrschaft des Senats

¹ Jüdische Gemeinde: *M. M. Haarbleicher*, Zwei Epochen aus der Geschichte der deutsch-israelitischen Gemeinde in Hamburg, Hamburg 1867, 20 f.; *M. Jost*, Geschichte der Israeliten 10 (1. Abt.), Berlin 1846, 29, 43; *M. Grunwald*, Hamburgs deutsche Juden bis zur Auflösung der Dreigemeinden, Hamburg 1904; *J. Goldschmidt*, Geschichte der Talmud-Tora-Realschule in Hamburg. Festschrift zur Hundertjahrfeier der Anstalt 1805–1905, Hamburg (1905).

wieder eingesetzt, so traten alle alten Gesetze wieder in Kraft. Ein Entwurf aus den Reihen der Bürger selbst, die Sondergesetzgebung gegen die Juden aufzuheben, drang nicht durch. Nicht einmal für die Kriegsteilnehmer wurden Ausnahmen zugelassen, es blieb beim Ausschluß von allen politischen Rechten. Wieder durften Juden kein zünftiges Gewerbe betreiben, keine Gesellen und Lehrlinge halten, keine Schiffe unter hamburgischer Flagge fahren lassen, Häuser nur mit besonderer Bewilligung kaufen und, offiziell wenigstens, in der Villenvorstadt St. Pauli überhaupt nicht wohnen. Jede öffentliche Anstellung, die Advokatur, das Lehramt an öffentlichen Schulen, der Besitz von Apotheken waren ihnen verschlossen, Kleinhandel nur mit den Monopolgütern Tee und Tabak erlaubt, Hausierhandel nur geduldet; für das Transitrecht oder die Anlage eines Bankkontos wurden hohe Sondergebühren erhoben. Zwar waren inzwischen fast alle deutschen Bundesregierungen dem Hamburger Beispiel gefolgt, seitdem der Bremer Bürgermeister Smidt in den Verhandlungen über die Verfassung des Deutschen Bundes in der Klausel, den Juden seien die in den Staaten, die sie bewohnten, ihnen eingeräumten Rechte zu belassen, die scheinbar unbedeutende Ersetzung des Wörtchens ‚in‘ durch ‚von‘ durchgesetzt hatte. Die winzige Änderung fegte das ganze Jahrzehnt der Gleichberechtigung fort, in dem nicht die Regierungen, sondern Napoleons Herrschaft die Geschicke ihrer Länder bestimmte.

Aber daß der Rückschlag nicht nur sie betraf, das tröstete die Hamburger Juden nicht. Denn nirgends war der Zwiespalt zwischen dem tatsächlichen und dem rechtlichen Zustand so groß und so fühlbar wie bei ihnen. Wohl ging eine Welle der Reaktion durch die deutschen Lande, und der Deutsche Bund versuchte den Geist der Befreiungskriege, den man jetzt ‚das Demagogenwesen‘ nannte, von den Universitäten zu vertreiben. In Hamburg jedoch, wo jeder jeden kannte, ließ man sich die Wegnahme seiner Rechte nicht mit eigenem Einverständnis gefallen. Hatten nicht bei der Belagerung der Stadt auch Juden ihr Blut vergossen? Trugen die jüdischen Kaufleute, auch wenn man sie zum Bürgereid und zum ‚Ehrbaren Kaufmann‘ nicht zuließ, nicht das ihre zu Reichtum und Blüte der Freien Stadt bei?

Fühlten sie sich nun aber verpflichtet, so erklärten sie, für ihre erneute bürgerliche Gleichstellung mit allen Mitteln des Rechtes und der Verfassung zu wirken – und nicht nur für sich allein, sondern, da sie am ehesten dazu in der Lage seien, als erste, als Beispiel und Vorbild für ganz Deutschland –, so dürften sie auch ihrerseits nichts mehr bestehen lassen, was sie von ihren christlichen Mitbürgern noch trenne und von ihnen absondere. Dem *Geist* der jüdischen Religion fühlten sie sich tief verpflichtet, der mittelalterliche Kram jüdischer *Formen* jedoch müsse verschwinden.

So war vor drei Jahren, 1817, der ‚Neue Israelitische Tempelverein‘ gegründet und ein reformierter, dem christlichen angenäherter Gottesdienst mit Orgel und deutscher Predigt zusammen mit den Predigern aus Berlin übernommen worden, wo ihn auf Drängen der Orthodoxie hin die preußische

Regierung verboten hatte; der ,Tempel' war nur an Sabbaten und Feiertagen geöffnet.

Seitdem jedoch verlangte der altfromme Teil der Gemeinde mit Versammlungen und Deputationen immer dringlicher die Neubesetzung des seit fünfzehn Jahren verwaisten Rabbinats. Nach langem Zögern fügte sich der Vorstand diesem Druck. Die Aufgabe, einen geeigneten Rabbiner zu finden, war keineswegs einfach. Man suchte einen überlegenen Geist, denn der Friede in der Gemeinde sollte erhalten bleiben; einen bedeutenden Talmudisten, denn davon hing seine Autorität ab; einen gebildeten, duldsamen Mann, um die Besorgnisse der Mitglieder des ,Tempels' zu zerstreuen; einen Diplomaten, der den Rechtszustand der Gemeinde zu verbessern helfen könne; und – eine Stroh puppe, denn ein für die Anstellung aufgesetztes ,Reglement' sah vor, der Rabbiner solle monatlich einmal ,eine moralische Rede halten', jedoch außer der Aufsicht über Rabbinatsbeisitzer und Schächter keinerlei Einfluß auf Verwaltung und Schule besitzen.

,Chacham' Bernays²

Der einzig Geeignete unter den Bewerbern für das Amt schien der dreißigjährige Rabbinatskandidat Isaac Bernays zu sein, der als Privatgelehrter bei seiner verwitweten Mutter in Mainz lebte. Der Vorsteher der Gemeinde, der Lotteriellecteur Lazarus Jacob Riesser, fuhr dorthin, um ihn kennenzulernen. Er traf einen bescheiden-stolzen Mann von streng orthodoxer Haltung, mit einer umfassenden Kenntnis der jüdischen Tradition und vielseitiger moderner Bildung, noch ganz außergewöhnlich zu dieser Zeit – eigentlich genau, was er gesucht hatte, nur eine Stroh puppe war das nicht. Dieser Isaac Bernays wußte, was er wollte. In genauem Gegensatz zu dem ,Reglement' wünschte er, alle Zweige der Religion und des Unterrichts seiner Leitung unterstellt zu sehen und von dem Gemeindevorstand so unabhängig wie möglich, lieber noch der Regierung allein verantwortlich zu sein. So verlangte

² Isaac Bernays: Akten und Handschriften im Archiv der Jüdischen Gemeinde; *Saalfeld*, Bilder aus der Vergangenheit der jüdischen Gemeinde Mainz, 1903, 72; *Eduard Duckesz*, Ivvah Lemoschav, Krakau 1903; Zur Biographie des Chacham Isaak Bernays, Jahrb. d. Jüd.-Literar. Ges. Frankfurt a. M. 5 (1907) 297 ff.; Jubiläumsnummer des ,Israelit' zum 100. Geb. S. R. Hirschs 25. Sivan 5668 (1908); *H. Bach*, Isaac Bernays, Mtsschr. f. d. Wiss. d. Jts. 83 (N. F. 47) 1939 [1941] 487–501 (Neudruck der bei Erscheinen beschlagnahmten Ausgabe 1963, 533–547); Kenneset Israel I (1888) (mit Bibliographie); *L. Lewin*, Zum 100. Geburtstag Wolf Heidenheims, Mtschr. f. d. Wiss. d. Jt. 76 (1932) 11; Sulamith 7, Bd. 2 (1826, 156 ff.) ,Schreiben aus Hamburg'; *Moses Mendelson*, Die moderne Intoleranz, Orient 1849, 147; Nekrolog ib. No. 22 (2. 6. 49) 105; ,Etwas über des sel. Bernays' Synagogenvorträge' ib. 1849 No. 50, 218 f.; Rabbiner Dr. *Max Grunwald*, pers. Mitt.; *H. Schröder*, Lexikon der Hamburg. Schriftsteller I (Hamburg 1851) 233 f.; *H. Graetz*, Geschichte der Juden 11, 427 ff.; *H. Cohen*, Jüd. Schr. II (Berlin 1924) 420 f.; *Max Wiener*, Jüd. Religion im Zeitalter der Emanzipation, Berlin 1933; *Goldschmidt* 45 ff.; *Haarbleicher* 179 ff.

er lebenslängliche Anstellung und, statt der üblichen Sondereinkünfte für Ritualentscheidungen, Trauungen und Begräbnisse, ein festes Gehalt. Am erstauntesten aber war Riesser darüber, daß Bernays von dem Titel eines Oberrabbiners, ja überhaupt dem eines Rabbiners, nichts wissen wollte: dieser sei zur Zeit ‚so tief heruntergewürdigt‘, und ‚er kenne zu gut das Schale und Kraftlose alles Wirkens und Waltens, das von einem More Zedek oder Rabbi ausgehe‘. Für seine Stellung dem Senat gegenüber schlug Bernays den deutschen Titel Geistlicher Beamter, für seine religiösen Funktionen den hebräischen Chacham (Weiser) vor, den die Rabbiner der gesellschaftlich angeseheneren sephardischen Portugiesengemeinde in Hamburg führten.

Riesser wußte von seinem Lebensgang, daß sein Vater, der ‚aubergiste‘ Jacques Beer (oder, wie er sich seit 1808 nannte, als die Franzosen die Annahme fester Familiennamen vorschrieben, Jacob Bernays), früh gestorben war und nicht viel mehr hinterlassen hatte als den Ruf eines frommen Mannes. So war der Sohn auf Gönner angewiesen und hatte sie auch immer gefunden, seit sein Lehrer R. Isaac Metz ihn als Siebenjährigen dem Landrabbiner Rabbi Zwi Berlin vorgeführt und dieser, da der Junge den ganzen Talmudtraktat Baba Kana auswendig herzusagen wußte, ihm den Titel Chawer verliehen hatte. Der gute alte Rabbi Herz Scheuer in Mainz hatte sich seiner angenommen und ihn auf die Talmudschule und Lehrerbildungsanstalt (Jeschiwa) des Rabbi Abraham Bing nach Würzburg geschickt. Dort studierte er gleichzeitig auch an der Universität, wo er die Vorlesungen des Philosophieprofessors J. J. Wagner hörte, der, Spinozismus mit Mystik verbindend, ‚die Messias-Idee von der Beschränktheit aller zeitlichen Darstellung frei in ihrer reinen Universalität zu zeigen‘ unternahm. Der Student verdiente seinen Lebensunterhalt als Hofmeister und Sekretär im Hause des Bankiers v. Hirsch auf Gereuth³, und diese Familie ermöglichte es ihm, von Würzburg aus noch ein halbes Jahr auf die Münchener Universität zu gehen, wo er dem Philosophen Friedrich Schelling und Friedrich Heinrich Jacobi, dem romantischen Schriftsteller und Gegner Kants, nähertrat. In einer für die Familie v. Hirsch verfaßten Eingabe an die Bayrische Ständeversammlung hatte Bernays, vielleicht zum erstenmal, den Ausdruck ‚Emanzipation‘ für die bürgerliche Gleichstellung der Juden gebraucht.

Riesser ließ, als er Bernays kennenlernte, das ‚Reglement‘ stillschweigend fallen. ‚Ein solch vielseitig gebildeter Mann‘, schrieb er nach Hause, ‚kann uns in seinem Rufe und in seinem Charakter selbst die einzig sichere Bürgschaft bieten, daß er nicht gegen seine Zeit und ihre gerechten Ansprüche handeln wird. Daher muß man die früheren Einschränkungen fallenlassen; er muß selbständig walten können.‘ Der persönliche Eindruck wurde ergänzt durch einen Empfehlungsbrief des protestantischen Theologen v. Kalb⁴ in

³ Bankier v. Hirsch: *J. Pops*, Die Familie v. Hirsch auf Gereuth, München 1931.

⁴ Empfehlungsbrief v. Kalb und R. Abraham Bings Zeugnis: *Duckesz*, Jahrbuch 298 ff.

München, der Bernays als ‚einen der seltensten Männer, von umfassender Kenntnis der jüdischen Literatur und tiefer Kenntnis der Welt- und Menschengeschichte‘ bezeichnete und die Überzeugung aussprach, ‚daß vielleicht das Judentum nie einen Mann hatte, der, die Zeitverhältnisse unter allen und jeden Umständen erforschend und erkennend, es durch alle Ereignisse vollkommen durchzuführen im Stande wäre, ohne irgend an Verfassung und locale Institutionen zu verstoßen, als dies Bernays zu bewirken vermögend wäre‘. Über dessen persönliche Eigenschaften sagte das Schreiben: ‚Ein angenehm ansprechend gefälliges Äußere von Zuvorkommenheit und anspruchslosem Benehmen, und seine Bescheidenheit sichern ihm allgemeine Achtung bei denen, die ihn kennen. Seine Frömmigkeit im Glauben gibt ihm eine solche Sittenreinheit, daß wenn er ja einen Feind haben könnte, dieser nicht frech genug sein würde, ihm einen schwarzen Punkt anzudichten. Mit einem Wort, läge es an mir, aus vielen Menschen die guten Eigenschaften zusammenzusuchen, ich nähme Bernays allein, und ich hätte alles.‘ Er kenne keine Fehler an ihm, fügte der Verfasser hinzu. Obgleich es ungewöhnlich war, daß ein Rabbiner sich von einem Protestanten empfehlen ließ, und dazu einem, der früher Katholik gewesen war, verfehlte der Brief seinen Eindruck nicht. Die kleine orthodoxe Minderheit im Vorstand der Gemeinde, der es auffiel, daß Bernays keine regelrechte Rabinatsordination vorlegte, beruhigte ein hebräisches Zeugnis⁴ seines Lehrers R. Abraham Bing in Würzburg und ein begeisterter Brief des berühmten Wolf Heidenheim in Rödelheim, des Gebetbuchdruckers und Gelehrten.

Bernays setzte lebenslängliche Anstellung durch. Sein Vertrag⁵ unterstellte ihn zwar dem Vorstand, sicherte ihm jedoch das Recht der Berufung an den Senat der Freien Stadt zu. Die neuartige Pflicht, ‚an Fest- und Feiertagen öffentliche Reden in den Synagogen der Gemeinde in volksthümlicher Sprache zu halten‘, war ihm nicht unwillkommen, und mit dem Verbot, ‚Individuen oder Corporationen in unserer Gemeinde wegen begangener oder unterlassener religiöser oder nicht-religiöser Handlungen, welcher Natur sie auch sein mögen, zur Rede zu stellen, denselben deshalb kirchliche Wohlthaten entziehen oder sie überall gar bestrafen zu wollen‘ – mit diesem Verbot mußte er sich abfinden. Der Senat bestätigte die Wahl.

Traditionelle Synagoge und Reform-,Tempel'

Die festlich gekleidete Gemeinde, die sich am Sabbat Lech Lecha, dem letzten Oktobertag 1821, zur Einführung des Chacham⁶ in der Synagoge Elb-

⁵ Anstellungsvertrag: *Haarbleicher* 179 f.

⁶ *Haarbleicher* 180; *Grunwald*, pers. Mitt.; *Duckesz*, ‚Israelit‘.

Bilder: Brustbild, Steindruck von L. Schultz; *Siegfried Bendixen*, Hamburg 1822; anonyme Lithographie, von vorn, am Tisch sitzend; Jahrbuch *Kenesset Israel* I, *Jew. Encyclopedia* II.

straße einfand, sah einen stattlichen, wenngleich nur mittelgroßen Mann, der, als die Torahvorlesung beendet war, im Ornat, wie ihn auch die protestantischen Geistlichen trugen, in den freien Raum des Almemors trat. Er schloß die Augen und trug langsam, mit klangvoll tiefer Stimme, kaum einige Worte des hebräischen Textes betonend, eine midraschiche Erklärung des eben gelesenen Wochenabschnittes vor. Dann erklärte er ihn deutsch dem Wortsinne nach, flocht grammatische Bemerkungen ein, gelegentlich auch Erklärungen einzelner Wortstämme, und ging fast unvermerkt zu seinem Thema ‚Jüdische Weisen‘ über. Er war ein hinreißender Redner, aber als er nun, seine Sätze mit den breiten Gesten des rheinpfälzischen Juden unterstreichend, in den Wendungen der zeitgenössischen Philosophie über jüdisches Denken sprach, folgte die Mehrzahl der Hörer nur mehr dem Schwung dieser pathetischen Sprache, ohne ihren Inhalt zu verstehen. Das schmale Gesicht, von einem Saum schwarzen Bartes eingerahmt, blieb fast unbewegt; die Augen unter den zusammenstoßenden Brauen schienen nun wie nach innen zu blicken. Die Gegensätze dieses Geistes, der mystische Tiefe und gedankliche Schärfe, feurigen Glauben und nüchtern belehrende Grammatik verband, spiegelten sich gleichsam in dem Kontrast zwischen seiner fleischig vorspringenden Unterlippe und der dünnen schmalen Oberlippe wider. Als er mit einigen ruhigen Sätzen schloß, hatten die Hörer ein unklar erhabenes Gefühl und ließen sich von den wenigen, die dem Gedankenaufbau gefolgt waren, gern zu offener Begeisterung mitreißen.

Denn woher sollten die meisten von ihnen ihr Urteil nehmen? Sie kannten talmudische Disputationen in ihrer jüdisch-deutschen Mundart, bei denen es wesentlich auf spitzfindige Kunst des Beweisens ankam, hatten aber nie eine längere deutsche Rede, geschweige denn eine gelehrten Inhalts, gehört und waren desto stolzer darauf, daß es in ihrer Gemeinde nun einen wirklichen ‚Weisen‘ gab, streng an jüdischer Lebensführung festhaltend und doch ein Mann, der griechisch kannte und sogar von indischer Philosophie gelesen hatte. Denn seine nächste Sabbatpredigt handelte, der ersten entsprechend, von ‚Weisen der Weltgeschichte‘ und ließ etwas von dieser Kenntnis sehen. Von nun an war sein Ruf gesichert. In Hamburg wurde sein lithographisches Bild verbreitet, ja manche ließen es sich auf Porzellantassen malen, und Fremde von Distinktion machte man auf diesen großen Vorzug der Gemeinde aufmerksam.

Bernays beurteilte seine neue Stellung nicht ganz so enthusiastisch. Wohl gab es keine ehrenvollere: Hamburg war eine der größten und, ohne Zweifel, die geachtetste unter den jüdischen Gemeinden in Deutschland. Er hatte recht behalten mit dem Selbstvertrauen, das ihn kurz nacheinander mehrere andere Rabinatsberufungen ausschlagen ließ, entgegen den Besorgnissen seiner Mutter, die als Witwe schwer zu kämpfen hatte und der er nun einen sorglosen Lebensabend zu gewähren vermochte. Er durfte seinen Erfolg ganz sich selber zuschreiben. Über seine amtlichen Funktionen hinaus wurde er als geistreicher

Gesellschafter geschätzt und, da seine französischen und englischen Kenntnisse nichts zu wünschen übrig ließen, auch als Rabbiner mit besonderer Achtung behandelt, obwohl er auch an reich besetzten Tafeln enttäuschenderweise höchstens ein Ei zu sich nahm.

Bernays vermißte den Umgang mit Gelehrten von europäischem Rufe, der seinen Aufenthalt in München so anregend gemacht hatte. In Hamburg gab es nichts dergleichen – eine Stadt der Kaufleute und Geldleute, keine Stadt für Gelehrte. Wohl standen ein Lazarus Riesser oder noch mehr der alte Menachem Mendel Frankfurter, seit fast zwanzig Jahren ehrenamtlicher Vorsitzender des Altonaer Rabbinatsgerichts, in talmudischen Fragen ihren Mann; doch waren es wenige, und ihre Gelehrsamkeit, achtenswert für Kaufleute, reichte nicht weit über die praktischen Bedürfnisse hinaus. Und nun gar die Menge der Gemeindemitglieder! Der Chacham sah viel hergebrachte Frömmigkeit, die dumpf, gewohnheitsmäßig, gedankenlos geworden war – ein leeres Plappern von Worten, ein ängstliches Bewahren von Form und Brauch ohne Wissen um ihren Sinn, engstirnig eifernde Bigotterie. Man kannte es nicht besser und wollte es nicht anders. Die von alten frommen Stiftungen zum Studium der Lehre bestellten Klausurabbiner taten nichts anderes und waren argwöhnisch gegen jede Neuerung. Und die Kollegen vom ‚Tempel‘, wohlmeinende Leute, stolz auf ihre Aufgeklärtheit, waren zu wenig unabhängig, um ihrer reichen Gemeinde gegenüber je eine eigene Meinung zu wagen. Der Besuch im ‚Tempel‘ war allerdings spärlich: weder die deutschen Gebete noch der schöne, mehr künstlerisch als religiös erbauliche Chorgesang, geschweige denn die etwas stofflosen, wenn auch sehr ‚moralischen‘ Predigten vermochten die Teilnahme zu steigern. Doch war der Mangel an Teilnahme kein Zeichen eines Mangels an Anteilnahme: an den Hohen Feiertagen im Herbst reichte der Raum nie aus, die Gläubigen zu fassen.

Der ‚Bibelsche Orient‘⁷, das Programm eines konservativen Judentums

In Hamburg kannte kaum jemand die beiden dünnen schwarzen Bändchen mit dem blutroten Titel ‚Der Bibelsche Orient‘, die Bernays im Jahr zuvor ohne Namen in München hatte erscheinen lassen. Die äußere Absicht des unvollendet gebliebenen Werkes war, einer zeitgenössischen Vorliebe für Orientalisches, die Goethes ‚Westöstlichem Diwan‘ von 1819 mit zu seinem großen Erfolg verholfen hatte, die Bibel als ein Stück Orient nahezubringen; so wurde es als Einleitung zu Herders ‚Geist der ebräischen Poesie‘ eingeführt. Bernays knüpfte damit an Gedankengänge an, die er in München weit verbreitet traf. Seine Beziehung zu Schelling hatte es ihm ermöglicht, in dessen

⁷ Der Bibelsche Orient: *H. Bach*, Der Bibelsche Orient und sein Verfasser, Zschr. f. d. Gesch. d. J. in Dtschld. 7 (1), Berlin 1936, 1–33; vgl. *G. Scholem*, Leo Baeck Inst. Year Book VII (London 1962) 249.

‚Philosophie der Mythologie‘ und ‚Philosophie der Offenbarung‘ Einblick zu nehmen, die erst einige zwanzig Jahre später aus seinem Nachlaß publiziert wurden. Diese Vorlesungen stellten die Bibel in den Mittelpunkt als Ausdruck ältesten Gottesglaubens, als erstes greifbares Zeugnis des Urstandes der Menschheit, als früheste Urbilder ewiger menschlicher Daseinsformen und als Sinnbild orientalischer Schöpferkraft. In Schellings Kreise wurde ernsthaft und ausführlich die Frage behandelt, ob nicht Hebräisch die Ursprache der Menschheit sei: der Sprachforscher A. Kanne hatte 1815 eine Anzahl deutscher Wortstämme aus hebräischen Wurzeln ableiten zu können geglaubt. So fand also Bernays in der modernsten philosophischen Lehre seiner Zeit gerade jüdisches Geistesgut als Urbild, Sinnbild und Vorbild der Menschheitsentwicklung dargestellt.

Er konnte glauben, er brauche seinen jüdischen Zeitgenossen nur die gleiche Überzeugung vom Wert ihres Judentums zu vermitteln, um nicht nur das biblische, sondern auch das zeitgenössische in den ihm gebührenden Rang eingesetzt zu sehen: denn in ihrem weiteren Fortgang wendet sich seine Schrift mehr und mehr an jüdische Leser. Ganz im Geiste von Schellings romantischer Philosophie sah Bernays in der Bibel ‚das Nationalbuch eines alten Volkes‘. Zugleich aber war für ihn Israel ‚der geistig-ethische Atlas der Weltgeschichte‘: Gott hat ‚das Volk, solange sein Gesetz unter ihm thront, für die Menschheit gesetzt‘. Den Kultus, der Gottes ‚handelnde Manifestation in Opfer und Recht symbolisch ab- und nachbildet‘, empfand er als den ‚Leib des Judentums‘, und damit wurde für ihn das religiöse Gebot ‚universell bedeutsam, ja welttragend‘, wie denn auch dessen Vernachlässigung ‚Welten zerstört‘.

Der ‚Bibelsche Orient‘ war in Wirklichkeit die Programmschrift eines konservativen Judentums, der Orthodoxie gegenüber zur geistigen Erneuerung, jeder Reform des Gottesdienstes gegenüber zum Festhalten an dem Bestehenden geneigt. Seine Ziele lagen in einer Versinnlichung des Rituals als Vorbild ‚symbolischen Handelns‘, in mystischem, an der Kabbala orientiertem Glauben und in unvoreingenommenem freiem Denken. Bernays ließ keinen Zweifel daran, daß er bei aller Annahme europäischer Bildung, worin er sich selbst als Vorbild fühlte, einer bürgerlichen Gleichstellung unter Aufgabe wesentlicher Züge des Judentums eine charaktervolle Sonderstellung durchaus vorzog. Er wollte das Judentum in seiner ‚nationellen Individualität‘ erhalten wissen, herausgehoben aus dem Strom der Geschichte, seitdem es am Sinai das Religionsgesetz auf sich genommen, doch für andere Völker bedeutsam, ja vorbildlich durch seinen universalen Gehalt.

Vielleicht konnte er von Glück sagen, daß man den ‚Bibelschen Orient‘ in Hamburg nicht kannte. Die rigorosen Orthodoxen hätten eine Vorliebe für den gebannten Spinoza und noch mehr das weitgehende Verständnis für den Geist des frühen Christentums beargwöhnt, niemand hätte seiner tiefen Neigung zur Mystik Vertrauen entgegengebracht, jedermann über die etymologischen Ableitungen von Götternamen aus den verschiedensten antiken

Mythologien den Kopf geschüttelt. Vor allem aber hätte den Vorstand der Gemeinde ebenso wie den ‚Tempel‘ ein Seitenhieb alarmiert gegen ‚die Schöngelster im Judentum‘, die ‚entgeistigt und idiotisch, Moses Mendelssohn als Reformator anbeten‘ und ‚ihres eigenen Altertums sich schämend, es vorziehen, als Findelkinder der Gegenwart, losgebunden und wild, über die unmodischen Schranken des Gesetzes galant zu hüpfen, statt in der Schule ihrer Stammesbildung fromm und gesittet aufzuhorchen, was zu dieser Zeit der Gott gewirkt‘. Immerhin mußte der Vorstand aus Riessers Besprechungen etwas von dieser Gesinnung verstanden haben, sonst hätte er nicht Bernays in dessen Anstellungsvertrag jede Einwirkung auf den ‚Tempel‘ entzogen.

Das ‚Tempel‘ gebetbuch⁸

Riesser selbst, der Schwiegersohn des Altonaer Oberrabbiners Raphael Kohen, der aus orthodoxen Bedenken Moses Mendelssohns deutsche Bibelübersetzung mit dem Bann bedroht hatte, war dem ‚Tempel‘verein beigetreten, weil er zur Erlangung der bürgerlichen Gleichberechtigung der Juden eine Reform des Gottesdienstes für unerläßlich hielt. Und dessen Vorsteher, Männer wie der reiche S. J. Fränkel und der Notar M. J. Bresselau (einer der zwei Notare, die die Hamburger Verfassung der jüdischen Gemeinde zugestand), brachten nun ein Gebetbuch heraus, dessen Stücke größtenteils ins Deutsche übertragen und in dem fast alles ausgemerzt oder wenigstens gedämpft war, was national getönt war oder messianische Hoffnungen aussprach.

Wenn die Prediger des Reformtempels betonten, ihr Gottesdienst unterscheide sich ‚nur in Einzelheiten des Kultus, nicht aber in Religionslehren‘ von dem anderer Gemeinden, so lag darin die ganze Spanne des Unterschiedes zwischen den beiden Richtungen im Judentum. Denn über abweichende Auffassungen von Religionslehren hätte der Chacham aufs freieste mit sich reden lassen, während der Kultus und das Religionsgebot überhaupt ihm so erfüllt von Bedeutung als sinnliche Darstellung der Ideen des Judentums und so liebenswert erschienen, daß er Änderungen daran ablehnen mußte oder nur im äußersten Fall zuzugestehen vermochte. Die biedereren Leute ahnten nicht, wie sehr es ihm darauf ankam – auf das Tun, nicht auf die Lehre und selbst kaum auf die Gesinnung. Um so unangenehmer waren sie überrascht, als Bernays, dem sein Vertrag unmittelbares Eingreifen verbot, gleich in den ersten Wochen seiner neuen Tätigkeit in der Synagoge die ‚Warnung‘ an-schlagen ließ, niemand möge glauben, er könne aus dem neuen Gebetbuch seiner Gebetspflicht genügen, selbst in der ‚Neuen Synagoge‘ nicht. Es gab große Aufregung im Vorstand. Die Prediger des ‚Tempels‘ konnten es an

⁸ ‚Tempel‘ gebetbuch: *Haarbleicher* 182 f.; *Abraham Geiger*, *Der Hamburger Tempelstreit*, eine Zeitfrage, Breslau 1842, 35 ff.

rabbinischer Schulung jedoch nicht mit Bernays aufnehmen, der dazu die Autoritäten talmudischen Wissens auf seiner Seite hatte. Es erfolgte nichts darauf.

Reform und Restauration – Judentum und Menschentum

In den reformfreundlichen Kreisen Deutschlands blieb die ‚Warnung‘ nicht unbeachtet, und man fragte sich, ob sie nur einen ersten Schritt zur Bildung einer neuen, allen Reformbestrebungen scharf entgegentretenden orthodoxen Partei darstelle. In Berlin war der ‚Verein für Cultur und Wissenschaft der Juden‘ gegründet worden, der dem Indifferentismus und der Taufbewegung unter Juden Einhalt zu tun versuchte: einerseits durch kritische Prüfung und Reform jüdischer Lebensformen und geistiger Gehalte im Einklang mit europäischer Wissenschaft, andererseits durch ein groß angelegtes Erziehungswerk für Juden der unteren Schichten, um ihnen Anteil an moderner Kultur zu vermitteln, so daß Juden überhaupt der Erteilung der Bürgerrechte würdig befunden werden könnten. Die hervorragendsten Mitglieder des Vereins waren der Rechtshistoriker Eduard Gans, Leopold Zunz, der Begründer der ‚Wissenschaft des Judentums‘, der Bankier Moses Moser und Heinrich Heine. Im ersten Heft der Zeitschrift des Vereins veröffentlichte Moser eine Besprechung des ‚Bibelschen Orients‘, die dessen Würdigung des Einflusses der griechischen Kultur auf das alexandrinische Judentum und die Gegnerschaft gegen die Pharisäer anerkannte, sonst aber das Werk aufs schärfste ablehnte: „Zurück! nur immer zurück! das scheint Losungswort zu werden... In die *Sinnlichkeit* hinaus und hinunter soll die Religion gedrängt werden, damit im Gemüthe das Unheilige desto mehr Raum gewinne. Nicht das Irdische zu vergeistigen, nein! das Geistige zu versinnlichen bemüht man sich, damit aus dem Körper, aus dem Buchstaben die hohle Stimme des Priesters als eine göttliche sich vernehmen lassen könne, damit man an dem greifbaren Objekt ein Idol habe, dem die erniedrigte Menschheit mit neuen Strömen ihres kostbaren Blutes opfere...“

Wie Isaac Bernays' Anschauungen von Schellings Philosophie ihre Prägung erhielten, so standen die meisten Mitglieder des ‚Verein für Cultur und Wissenschaft der Juden‘ unter dem Einfluß Hegels. Dessen Philosophie ging auf ein allgemeines und allen gemeinsames Reich der Ideen aus, die als Vernunftideen aufgefaßt wurden. Wenn man nun in diesem Sinn Judentum als geistige Idee verstand, so gehörte diese, als besonderer Beitrag der Juden, dem allgemeinen Menschheitsreich der Ideen an, und an diesem teilzunehmen, erschloß den Zugang zu den anderen Bereichen, die den Gegenstand europäischer Wissenschaft bildeten. Hegels suggestive Formel ‚was wirklich ist, ist vernünftig, und was vernünftig ist, ist wirklich‘ erkannte nun allem Nichtvernünftigen, dem Übervernünftigen ebenso wie dem Unvernünftigen, geradezu die Wirklichkeit, das heißt die Existenz ab. Damit verloren alle Bestandteile

des Judentums, die in dem Gebäude von Vernunftideen nicht unterzubringen waren, ihre Existenzberechtigung, also der irrationale, mystische, poetische Gehalt des Kultus, des Religionsgesetzes und des Brauchtums. Indem gebildete Juden die konkrete eigene Sonderart dergestalt in allgemeine Ideen verwandelten und deren Übereinstimmung mit den Gehalten der Umwelt dar-taten, konnten sie die Gleichheit oder wenigstens Parallelität solcher Ideen erweisen. Nur fiel nun eigentlich auch jeder vernünftige Grund fort, an diesem Eigenen festzuhalten, und übrig blieben dafür nur unklare Gefühls- und Pietätsgründe, für die wiederum die Vernunft keine Rechtfertigung bot. So führte Judentum als Lebensform im Bewußtsein vieler seiner geistigen Vertreter dieses Kreises nur noch ein Schattendasein. Es war kein Zufall, daß von dem großen Programm des ‚Vereins für Cultur und Wissenschaft der Juden‘ auf die Dauer nur die von Leopold Zunz lange fast allein betriebene Wissenschaft des Judentums übrig blieb, in der fortan, in der Erforschung einer glorreichen Vergangenheit, das Judentum seine verlorene Seele suchte.

Dieser frühliberale Reformversuch teilte mit dem frühkonservativen von Isaac Bernays die Überzeugung, daß das Judentum dieser Zeitwende reformbedürftig sei. Nur setzten beide an ganz verschiedenen Punkten an. Der erste nahm von dem überlieferten Judentum nur den gedankenmäßig erfaßbaren Teil auf, baute ihn aber sorgfältig und liebevoll nach allen Seiten aus. So wurde aus den konkreten religiösen Geboten der Bibel und des Talmuds eine systematische Ethik des Judentums, aus dem Glauben an Gottes Offenbarung eine Philosophie des Offenbarungsbegriffs. Das brachliegende, um seinen Anwendungsbereich im täglichen Ritual gebrachte Gefühl jedoch strömte unversehens in diese Gedankengebilde ein und machte aus Erkenntnissen, die richtig oder falsch sein können, persönliche Entscheidungen und moralische Dogmen. Selbst Zweckmäßigkeitserwägungen wurden zu gefühlsbetonten Prinzipienfragen und konkrete Maximen zu abstrakten Doktrinen. Dieses Judentum hatte, wie seine Vertreter, etwas Pathetisches, gravitatisch Ernsthaftes und Steifes, gleichzeitig aber große Einprägsamkeit und Durchschlagskraft. Indem es, bei aller Begrenztheit seines Erkenntnisbereiches, den Erfordernissen der Zeit entschlossen Rechnung trug, gewann es, wie selten in der Geschichte des Judentums, Gegenwart.

Isaac Bernays' Konservativismus stellte dieser frühliberalen Reform gegenüber eher eine Restauration dar. Durch die Gedankenwelt der französischen Revolution und der zeitgenössischen deutschen Wissenschaft hindurchgegangen, hatte er aus beiden Kräfte aufgenommen, die er ins Judentum zurücktrug. Aus Schellings Gedankenwelt brachte er einen Ansatzpunkt mit, von dem aus er es als Ganzes bejahen, frischen Blickes ansehen und neu erschließen konnte, nämlich die Verkörperung eines Urbildes der Menschheit in der Bibel. So entdeckte er Menschentum im Judentum als einer ‚nationalen Individualität‘, und darum gab es für ihn weder eine Spannung zwischen seinem Menschentum und seinem Judentum noch irgendwelche Problematik darin, wie

sie den Hegelschülern so schwer zu schaffen machte, weil diese ihr Menschentum in dem Humanitätsideal der deutschen Klassiker, nicht im eigenen Judentum suchten und fanden. Daher konnte er sich unbefangen mit den christlichen Kirchenvätern oder Spinozas verfeimtem Theologisch-Politischem Traktat beschäftigen, in aller Ruhe untersuchen, welche Namen vormonothetischer Gottheiten aus den Attributen des Gottesnamens in der Bibel zu erschließen seien; daher vermochte er die Beziehungen zwischen Judentum und Griechentum zu verfolgen und dabei beiden Seiten gerecht zu werden. In seinen Predigten stellte er, der Tendenz zur Vergeistigung entgegen, das sinnlich greifbare, täglich geübte Ritual in den Vordergrund und betonte auch in der Erklärung und Ausdeutung der religiösen Formen ihren bildhaften Symbolgehalt, wandte sich also mehr an die schöpferischen Kräfte der Phantasie als an die analysierenden und abstrahierenden des Verstandes. Da für ihn und seine Zuhörer das Religionsgesetz konkret und greifbar war, brauchte er auch in der Einbeziehung mystischer Gehalte keine Gefahr für die Leibhaftigkeit des von ihm dargestellten Judentums zu sehen. Als dessen ‚göttlich-historische Stützpunkte‘ erschienen ihm nur die Vergangenheit offenbaren göttlichen Wirkens und die messianische Zukunft: über der romantischen Sehnsucht nach der Wiederherstellung des altisraelitischen Opferdienstes übersah er den gerechten Anspruch der Gegenwart seiner Zeit. Andererseits aber verkörperte Isaac Bernays solch romantisches Judentum auch in dem positiven Sinn dieses Wortes. Indem er es als sichere eigene Grundlage eines weiträumigen, der Aufnahme und Verarbeitung alles Neuen und Alten fähigen Menschentums begriff und lebte, indem er über die grauen Gedankengespinnste des Denkens hinaus die farbigen Bereiche der Seele öffnete, konnte er den Zugang bereiten zu den ungehobenen Kräften, aus denen jede Neuschöpfung sich speist.

Politisch jedoch hätte der Chacham sich nur auf die Restaurationsbewegungen der Zeit stützen können, von denen zwar Sympathie, aber keinerlei Entgegenkommen zu erwarten war, während die Reformatoren des Gottesdienstes einen kräftigen Rückhalt fanden an der Partei des politischen Liberalismus, wenn sie auch eben erst im Entstehen und überall noch in der Opposition war.

Bald nach der Gründung des ‚Vereins für Cultur und Wissenschaft der Juden‘ reiste Heinrich Heine zu einem Besuch seines Onkels Salomon Heine von Berlin nach Hamburg und erbot sich, über die dortigen Verhältnisse zu berichten. Er fand die Hamburger Frauen schön, die Juden aber ‚ein miserables Pack; wenn man sich für sie interessieren will, darf man sie nicht ansehen, und ich finde es zuträglicher, mich von ihnen entfernt zu halten. Ich habe ihnen‘, fuhr der Bericht fort, ‚doch schon den Wahn benommen, daß ich ein Enthousiast für die jüdische Religion sey. Daß ich für die Rechte der Juden und ihre bürgerliche Gleichstellung enthousiastisch seyn werde, das gestehe ich, und in schlimmen Zeiten, die unausbleiblich sind, wird der germanische

Pöbel meine Stimme hören, daß es in deutschen Bierstuben und Palästen wiederschallt.' Von diesem Standpunkt eines scharfen Gegensatzes zwischen Religion und Emanzipation aus schrieb Heine⁹ über den Chacham: ‚Bernais [*sic*] habe ich predigen gehört, er ist ein Charlatan, keiner von den Juden versteht ihn, er will nichts und wird auch nie eine andere Rolle spielen; aber er ist doch ein geistreicher Mann und hat mehr Spiritus in sich als Dr. Kley, Salomon, Auerbach I und II [die Hamburger und Berliner Reformprediger]. Ich achte ihn nur, insofern er die Hamburger Spitzbuben betrügt, doch den seeligen Cartouche achte ich weit mehr.' Cartouche war ein berühmter Räuberhauptmann gewesen, und so klang dieses Urteil über den ‚geistreichen Mann‘ nicht eben schmeichelhaft. Ihn als ‚Charlatan‘ zu bezeichnen, gab nur vergrößert den Vorwurf von Moses Mosers Besprechung des ‚Bibelschen Orients‘ wieder, dessen Verfasser predige dem Judentum ‚Rabbinismus‘, ohne überzeugter Orthodoxer zu sein. Die für die Berliner Empfänger wichtigste Feststellung des Briefes aber war die Antwort auf die Frage dieser Rezension, ob durch Bernays ‚die hohle Stimme des Priesters als eine göttliche sich vernehmen lassen‘ – ob er in Hamburg ein Zentrum der Reaktion aufrichten werde. ‚Er will nichts und wird auch nie eine andere Rolle spielen‘, ließ die Empfänger des Briefes erleichtert aufatmen: ein Ideologe also, kein Politiker.

Heirat des Chacham

Auf einer der Gesellschaften¹⁰, wo ‚die Herren mit den Talern in der Tasche klapperten, die Damen ihre Brillanten und Perlen glänzen ließen, und wo für den genialsten, liebenswürdigsten und gescheitesten Mann der galt, der seine Million Bankomark ins Trockene gebracht‘, traf Isaac Bernays ein junges Mädchen aus Hannover, fast noch ein Kind. Sie hieß Sara Lea Berend¹¹ und war bei ihrem Bruder, dem Kaufmann Kosmann Berend, zu Besuch. Er verliebte sich in sie und erhielt rasch ihr Jawort und bald die Zustimmung ihrer Eltern. Ihre frische Jugend, bei aller Einfachheit und Strenge der häuslichen Erziehung von den schmachtenden Romanen der Zeit und von romantischer Lyrik genährt, freute sich auf das glänzende Leben der großen Stadt und auf das eigene Hauswesen; in ihrem Elternhaus gab es, bei fünfzehn Kindern und zwei Stiefgeschwistern aus der ersten Ehe des Vaters (ihre Mutter war seine dritte Frau) fast zu viel zu tun, denn auch von den Verheirateten waren immer einige zu Besuch zu Hause. Bernays durfte in der Aufnahme in diese Familie

⁹ Heines Brief (23. 8. 23 an Moser), Heinrich Heines Briefwechsel, ed. F. Hirt, I 243.

¹⁰ Gesellschaften: *Maria van Embden*, Erinnerungen an Heinrich Heine von seiner Nichte, Hamburg 1881, 76.

¹¹ Sara Berend: vgl. Michael Bernays an Jakob Bächtold, 31. 12. 83, *Uhde-Bernays* 87 f.

eine hohe Ehre sehen: zwei der angesehensten Hoffaktorengeschlechter¹² vereinigten sich in ihr. Michael Berend, der Vater seiner Braut, wußte mit den Aufgaben eines großen, von ihm neugegründeten Bankhauses die Tätigkeit eines Lehrers und Inspektors an der jüdischen Schule in Hannover zu verbinden. Sein Urgroßvater Leffmann Behrens Cohen, als Gelehrter und Fürsprecher berühmt, sollte für den Herzog Ernst August in Braunschweig, dessen Hof- und Kammeragent er war, bei Kaiser Leopold die Kurfürstenwürde durchgesetzt haben. Hannele, die Mutter, stammte aus der Berliner Familie Ries und damit von Behrend Lehman in Halberstadt ab, der als Kammeragent des sächsischen Königs Augusts des Starken den Titel Resident hatte führen dürfen.

Nach kurzer Verlobungszeit führte Bernays am 28. August 1822 die eben erst Achtzehnjährige als seine Frau in das geräumige Haus, das die Gemeinde als Dienstwohnung zur Verfügung stellte. Die junge Frau machte ihn glücklich und fügte sich rasch in die schwierigen Aufgaben seines Amtes ein. Bernays' Mutter, die er zu sich genommen hatte, half ihr im Haushalt, und sein schon ergrauter Lehrer R. Isaac Metz, von dem er sich nicht hatte trennen wollen und der sich nun als sein Sekretär, als Rabbinatsbeisitzer und bald auch als Lehrer an der Talmud-Torah-Schule nützlich machte, war ein anspruchsloser Hausgenosse.

Neben den großen geselligen Veranstaltungen der reichen Kaufherren, die man in ihrer steifen Eintönigkeit eher als lästige Pflicht empfand, bildete sich ein kleiner Freundeskreis. Lazarus Jacob Riesser vergaß rasch, daß er eigentlich für seine eigene Tochter an Bernays gedacht hatte. M. M. Frankfurter saß auch im Vorstand der Talmud-Torah-Schule, starb aber schon bald darauf, sehr betrauert. Dessen Sohn Moses nahm seinen Platz ein, der dem Berliner Weisen Moses Mendelssohn zuliebe, mit dem sein Vater befreundet gewesen, den Namen Mendelson annahm¹³ und hebräische Gedichte schrieb. Auch der vielgewandte Schalom Cohen gehörte¹⁴ diesem Kreise an; er konnte es noch immer nicht verwinden, daß er bei dem Einmarsch der Franzosen die Konzession seines ‚Neuen Sammlers‘, einer ‚Orientalischen Zeitschrift für biblische Forschung und Erbauung‘, verkauft hatte, ohne zu ahnen, daß alle anderen Blätter verboten werden und aus dem seinigen der große ‚Norddeutsche Beobachter‘ entstehen würde, und tröstete sich mit literarischen Arbeiten und mit der gesellschaftlichen Beliebtheit, die ihn zum vielgesuchten Festdichter machte.

Bernays selbst pflegte eine rege Korrespondenz mit den auswärtigen Freunden, Wolf Heidenheim, dem Professor v. Kalb und dem liebsten unter ihnen, Jacob Ettlinger, dem alten Studienkameraden, der jetzt die Jeschiwa in

¹² Hoffaktorengeschlechter: *S. Gronemann*, Genealogische Studien über die alten jüdischen Familien Hannovers, Berlin 1913, 35 u. ö.

¹³ Moses Mendelson: *Haarbleicher* 78 f.; *Duckesz* II 41 f.

¹⁴ Schalom Cohen: *Duckesz* II 39 f.

Mannheim leitete. Auch seine wissenschaftlichen Studien nahm er wieder auf: Talmudisches, hebräische Grammatik und die geliebte Philosophie. Freilich war die Arbeitslast des Amtes schon groß.

Da gab es die täglichen Aufgaben, über die rituelle Brauchbarkeit von Speisen zu entscheiden, Trauungen, Begräbnisse, auch wohl Ehescheidungen zu vollziehen und, obwohl die eigentlichen Richterfunktionen dem Rabbinatsgericht in dem nahen, aber dänischen Altona zukamen, wo sich auch der Friedhof befand, hie und da auch einen Eid feierlich abzunehmen. Dazu kamen die, wenn auch nicht regelmäßigen, Sabbatpredigten. Und außerdem veranstaltete der Chacham nun noch öffentliche Vorträge über die Psalmen, zu denen sich auch Christen einfanden; er selbst war dem Verein Hamburger Stadtgeistlicher als Mitglied beigetreten. Judentum, wie er es verstand, war ohne Kenntnis der Tradition und ohne Achtung vor ihr undenkbar. Daß seine Predigten und Vorträge für die Menge unverständlich und trotzdem anziehend waren, wußte er: nicht wie, sondern daß ein gebildeter Mann sich für die Weltbedeutung des Judentums einsetzte, das übte eine tiefe Wirkung aus. War man doch gewohnt, wissenschaftliche Bildung mit Entfremdung vom Judentum gleichzusetzen. So offen der Chacham erklärte, er fühle sich mehr als Gelehrter denn als Geistlicher, so klar sah er, daß die Religion dem Kult der Bildung gegenüber nur dann weiterbestehen könne, wenn sie sich deren Methoden zunutze mache. Wollte er also, über die engen Grenzen des Gottesdienstes und ‚geistlichen‘ Wirkens hinaus, die Achtung vor der Tradition erhalten und der Verflachung jüdischen Wissens entgegenarbeiten, das einen Hauptgrund für das Anwachsen der ‚Tempel‘gemeinde bildete, so gab es kein besseres Mittel als öffentliche Bildungsarbeit. Noch wichtiger als dieses Werk der Erwachsenenbildung aber war ihm die Erziehung der Jugend, und so galt seine Hauptarbeit der nächsten Jahre der Talmud-Torah-Schule.

*Neugestaltung der Talmud-Torah-Schule*¹⁵

Der Vorstand der Gemeinde hätte dem Chacham am liebsten jede Einwirkung auf die Schule verwehrt; aber das wußte Riesser ins reine zu bringen. Eine neue Schulkommission wurde gebildet und ein neuer Unterrichtsplan aufgestellt, den der Vorstand guthieß; nur die täglichen neun Unterrichtsstunden reduzierte man ‚aus hygienischen Gründen‘ auf acht. Zur Begutachtung dieses Planes aufgefordert, kam Bernays den Wünschen des Vorstandes über Erwarten entgegen: für den Hauptteil der Schüler, der mit dreizehn Jahren die Schule verließ, strich er den ganzen Talmudunterricht, der zuvor die meiste Zeit in Anspruch genommen hatte. Dafür sollten ‚gemeinnützige‘ Kenntnisse mehr zu ihrem Rechte kommen. Andererseits setzte

¹⁵ Talmud-Torah-Schule: *Goldschmidt* 50 ff.; Denkschrift des Chacham über Schulreform: *Haarbleicher* 248–251.

er, theoretisch wenigstens, seine Lieblingsidee durch, die Oberklassen in ein theologisches Seminar ausmünden zu lassen.

Diese Kinder unbemittelter Eltern, so rechtfertigte er in einer Denkschrift seine Reform, müßten zu ‚tüchtigen, aber doch schlichten, nicht durch halb-ästhetische Kost verkrüppelten Menschen und Bürgern‘ herangebildet werden, und dafür seien ‚die Muttersprache, Schreiben, Rechnen, etwas Erd- und Weltkunde‘ am besten geeignet. Gleichzeitig jedoch könne einem solchen Jungen bei den verwirrenden Eindrücken der Außenwelt ‚nicht frühe genug die auf *seine* Weise begreifbare göttliche Einheit‘ gezeigt werden: deshalb müsse Kenntnis der Bibel und der hebräischen Sprache hinzutreten, zugleich mit der Unterweisung in den praktischen Gesetzen der Religion, die, wenn sie nur auf einfach klare Weise vorgetragen würden, ‚gewiß gesündere und richtigere Begriffe von dem gesellschaftlichen Leben als alles willkürlich moralisierende Geschwätze‘ gäben.

Der Chacham hatte gute Gründe, sich gegen jede Einmischung, ‚sie möge aus übertriebenem religiösem Scrupel oder selbstgefälliger Neuerungssucht fließen‘, kräftig zu verwahren. Denn die Einführung deutschen Unterrichts, ja gar von Landkarten in die Schule, die bisher nur den Singsang eines meist unverstandenen Talmudlernens gekannt hatte, war für die orthodoxen Kreise eine umwälzende Tat.

Die jeder Neuerung feindlichen Klausrabbiner der kleinen Privatsynagogen zeigten sich höchst betroffen, und auch der Teil der Gemeinde, der dem Kampf gegen das Gebetbuch des ‚Tempel‘vereins zugestimmt hatte, begann mißtrauisch zu werden. Um so erfreuter war der Gemeindevorstand. Man überhörte großzügig die Spitze gegen ‚alles willkürlich moralisierende Geschwätze‘, wählte auf das Gutachten hin den Chacham in die Schulverwaltung, und bei seinem ersten Erscheinen vor der Direktion wurde er feierlich begrüßt mit der Hoffnung, ‚Vorurteile, falsche Ansichten und Besorgnisse‘ sollten an dieser Schule nun ‚nicht länger ein mit der civilisierten Welt unverträgliches Isoliersystem behaupten‘. Die Direktion führte von diesem Tage an ein deutsches Protokoll.

Die Schule, aus einer Stiftung im Besitz eines eigenen Hauses mit kleiner Synagoge, lag fast unmittelbar neben Bernays' Wohnung. Menachem Frankfurters Energie hatte einen Verein geschaffen, der die ärmsten unter den etwa 150 Kindern mit Kleidung versorgte; in der Mittagspause wurden sie regelmäßig mit einer ‚Rumford-Suppe‘ gespeist, die man aus der nahen jüdischen Volksküche holte. Manche erhielten Stipendien zur Ausbildung als Handwerker. War so für das Äußere einigermaßen gesorgt, so fand Bernays den Unterricht selbst doch wenig erfreulich. Vier Jahre lang wiederholten sich immer wieder die gleichen mechanischen Übersetzungsübungen schwieriger hebräischer Stücke, die die Kinder weder im Original noch in der Übertragung begriffen: diese Methode habe ‚nicht bloß ihre Unwissenheit veranlaßt, sondern ihre Stupidität noch vergrößert‘, meinte er. Denn auch ihre deutschen

Kenntnisse waren nicht weit her: den Unterricht gab ein älterer Schüler, der selbst nur eben das Elementarste wußte. Das Hauptübel lag an den Lehrern. Bernays mußte erst einige entlassen, um ihnen etwas mehr Disziplin beizubringen, und auch dann gab es oft Erlasse gegen willkürliches Ausbleiben, Unpünktlichkeit oder Eigenmächtigkeiten. Der getreue Isaak Metz half ihm im Hebräischen, wo er eine der höheren Klassen übernahm – keiner der frommen Lehrer wollte Grammatik unterrichten, die die Orthodoxie als Brücke zur Bibelkritik beargwöhnte. Aber Bernays setzte sich darin durch: ‚Ohne Grammatik kein *Adon olam*‘ – nicht einmal das Morgengebet, das erste am Tag –, pflegte er zu sagen¹⁶.

Noch schwieriger war es, geeignete Kräfte für deutsche Sprache und Literatur zu finden, auf die er den gleichen Wert legte, darin ganz einig mit den Reformern. Er kämpfte gegen den Jargon an, der Bestandteile beider Sprachen vermischte, und wollte sie reinlich getrennt, aber wirklich beherrscht sehen, auch in ihrer Literatur: ‚wer Deutsch und Hebräisch kann, weiß genug‘. Als nun der einzige orthodoxe Lehrer, der genügend Deutsch konnte, die angebotene Stelle ausschlug, griff der Chacham, um keinen der Reformer in die Schule eindringen zu lassen, zu dem Ausweg, die staatliche Schulverwaltung um einen christlichen Lehrer zu bitten. Der Vorstand war überrascht, erhob aber keinen Einwand, als Bernays erklärte, die Aussprache eines Außenstehenden arbeite der nachlässigen Sprechweise entgegen, seine Erscheinung werde ‚dem Benehmen der Knaben einigen Zwang auferlegen und auf die Disziplin wohlthätig einwirken‘. Er machte ganz gute Erfahrungen mit diesem System und konnte sich nun darauf beschränken, einige Stunden des Tages in der Schule zu sein, mit den Lehrern zu konferieren und allenfalls selbst einzuspringen, wo es nötig war. Regelmäßige Stunden gab er nicht; lieber widmete er einen Teil seiner Privatzeit den begabtesten Schülern, seinem Liebling Samson Raphael Hirsch, dem jungen Salomon Frensdorff. Die Aufsicht über Hausordnung, Zeugnisse und Kasse nahmen ihm die sich täglich ablösenden sechs ehrenamtlichen Mitglieder der ‚Direktion‘ ab, in deren Kreis er den Vorsitz führte. Der Titel Direktor kam ihm allein zu, als äußeres Zeichen einer ständig wachsenden Macht, deren Kern eben die Schule bildete.

Jacob Bernays' Kindheit

Einen fühlbaren Einschnitt in diesem ruhigen Leben zwischen Amt, Geselligkeit und selbstgenugsamer Wissenschaft bedeutete die Geburt des ersten Sohnes, dem ein Töchterchen noch vorangegangen war, am 11. September 1824. Er erhielt den Vornamen Jacob nach des Chachams verstorbenem Vater, und sein glücklicher Vater nahm sich vor, ihn zum Erben seines Geistes

¹⁶ Grammatik: *Grunwald*, pers. Mitt.

zu erziehen. Wirklich zeigte sich das Kind früh auffallend geweckt und von schnellem Erfassen, aber es wollte nicht recht wachsen und kränkelte viel. So blieb eine seiner frühesten Erinnerungen und ein Rat fürs Leben der kräftige Zuruf der Großmutter¹⁷: ‚Kind, Kind, schrei nicht!‘ Sanfter tröstete den hübschen Jungen, als er schon etwas größer war, der alte Isaac Metz¹⁸, der ihn gleich ins Herz geschlossen hatte, mit dem Zuspruch: ‚Gute Instrumente werden leicht verstimmt.‘ Er wuchs ungebunden und doch vielfältig gebildet heran. Sein Vater wollte seine Ausbildung zunächst niemandem anderem anvertrauen und erzog ihn selbst. Er war ein geborener Lehrer und doch für den Jungen kein einfacher. Ruhiges Fortschreiten in einem Gedankengang, systematische Ordnung war nicht seine Sache; seine Einfälle jagten sich, und so lernte der Knabe früh, aus dem scheinbar zusammenhanglosen Übergang von einem zum anderen die innere Richtung des Gedankens herauszulesen. Das Beste, was der Vater¹⁹ ihn zu lehren hatte, war bei all der bunten und weiten Fülle der Stoffe, in der er sich rasch bewegen lernte, der innere Ernst, die Begeisterung für das, was man trieb und für das Leben des Geistes überhaupt. Und diese wiederum kam aus dem Ersten und Tiefsten, was der Chacham das junge Kind an den großen Gestalten der Bibel, an dem nur scheinbar unerforschlichen, mächtigen Gang der Geschichte zu empfinden lehrte: das stille, aber fühlbare Walten und die innere Einheit Gottes – ein so inniges, sicheres und tröstliches Gefühl, daß es für ein ganzes skeptisches Gelehrtenleben vorhielt.

Viel weniger sichtbar wirkte die Mutter auf Jacobs Erziehung ein. Sie hatte in dem großen Haus mit Kochen und Backen, Scheuern und Putzen zu tun, Arme zu betreuen, Besuche zu empfangen und zu machen; kaum kam sie mehr zu ihren Lieblingsbüchern, wenn sie auch immer der Zeit zu folgen versuchte. Denn das Haus war nicht leer geblieben: fast jedes Jahr wurde das Jüngste aus der Wiege genommen, um einem Neuankömmling Platz zu machen. Mit seinen Fragen ging der Junge zum Vater; die Mutter war nur da, ihre Wärme, ihre Sorge erfüllte das Haus, und er meinte, es könne nicht anders sein.

Die wachsende Kinderzahl ließ es endlich doch wünschenswert erscheinen, ihn in eine Schule zu schicken. Am nächsten hätte es gelegen, ihn der Talmud-Torah-Schule anzuvertrauen, und der Chacham dachte auch daran. Doch gab er den Plan rasch wieder auf. Nicht aus sozialen Gründen – zwar kamen die meisten der Schüler nach wie vor aus den ärmeren Schichten, doch das hätte ihn nicht gestört. Im Gegenteil hatte der Zuzug von Kindern aus reicheren Familien, die freiwillig Schulgeld bezahlten, eben erst die Lehrer der Privatschulen zum Protest veranlaßt, und dem wollte er nicht neue Nahrung geben. Vor allem aber, auch wenn der Schulbetrieb in Ruhe seinen Gang ging – es kriselte um die Schule.

¹⁷ Großmutter: 18. 4. 50 Hey.

¹⁸ R. Isaac Metz: 3. 6. 58 Hey.

¹⁹ Chacham als Lehrer: *Graetz* 11, 429.

*Kampf um die Talmud-Torah-Schule*²⁰

Die Neugestaltung der Talmud-Torah-Schule hatte Lazarus Jacob Riesser noch erlebt, aber er war 1828, erst 53 Jahre alt, gestorben. Bald vermißte Bernays seine ausgleichende Hand. Denn Anfang 1830 setzte, auf die Anzeige eines kleinen Fehlbetrages im Etat hin, der Vorstand plötzlich einen Gemeindevorsteher als ‚Präses‘ ein; er sollte den Vorsitz der Schuldirektion führen, also Bernays' Stelle einnehmen, und seine Unterschrift für alle, besonders finanzielle Beschlüsse erforderlich sein. Das war eine unverblümete Brüskierung des Chacham und vielleicht die verspätete, doch nachdrückliche Quittung für seinen Kampf gegen den ‚Tempel‘. Die Selbständigkeit der Schule sollte getroffen werden: dem Vorstand war Bernays' darauf gegründete Macht ein Dorn im Auge. Man legte keinen Wert mehr auf jüdische Lehre, man brauchte Kaufmannslehrlinge. Von Jahr zu Jahr wuchs die Auswanderung nach Amerika – kaum eine Familie mehr, die nicht Verwandte ‚drüben‘ hatte. Und man wollte sich auch den ‚religiösen Formenkram‘ nicht mehr gefallen lassen – von Frankreich herüber lag Revolution in der Luft.

Bernays hatte die Direktion auf seiner Seite, auch die drei Gemeindevorsteher selbst, die ihr angehörten. Er stellte sofort sein Amt zur Verfügung. Er hoffe nicht, sagte er in der Direktionssitzung, die eilig zusammentrat, daß der Vorstand religiös-pädagogische Änderungen beabsichtigte, aber die Entziehung seines Ehrensitzes sei eine Sache von so delikater Natur, daß er sich aus der Direktion zurückziehen müsse. Doch niemand wollte etwas davon hören, und man lehnte es ab, zur Einsetzung des ‚Präses‘ zu erscheinen.

Der Vorstand sperrte die laufenden Zahlungen. Bernays suchte durch freiwillige Stiftungen einen Ausgleich zu schaffen. Er hatte Erfolg damit, doch die Zahlungen gingen langsam ein. Verhandlungen mit dem Vorstand scheiterten. So blieb nur der Weg übrig, sich an den Senat der Freien Stadt zu wenden. Ein volles Jahr lang ging der Aktenstreit hin und her. Der Senat zwang die Gemeinde zur Weiterzahlung, um den Schulbetrieb nicht zu gefährden. Die endgültige Entscheidung freilich bestätigte die dadurch erweckten Hoffnungen nicht. Wohl sprach der Senat dem Geistlichen Beamten das Aufsichtsrecht über die religiöse und pädagogische Führung der Schule zu und schuf dafür den neuen, etwas verlegenen Titel Ephorus, die Gemeinde jedoch erhielt ihr Präsidium.

Es war ein schwacher Trost, daß der neue Präses sich ängstlich auf Finanzfragen beschränkte, um den Chacham nicht noch mehr zu reizen. Dieses staatliche Urteil, das erste seiner Art, legitimierte den Gemeindevorstand gegen Bernays' Autorität, trennte Verwaltung und ‚religiöses Interesse‘ und kam damit der liberalen These entgegen, die Religion zur ‚Privatangelegenheit‘

²⁰ *Goldschmidt* 60–67.

erklärte. Schon beim Antritt seines Amtes hatte Bernays sich nicht mehr als Rabbiner, als den Träger religiöser, geistiger und bürgerlicher Führung bezeichnen können, denn sein Vertrag nahm ihm die alten Machtmittel des Amtes, Richterstuhl und Bann: er war ‚geistlicher Beamter‘ ohne Eigenrecht, Chacham von nur persönlicher Würde. Jetzt wurde die Gemeinde vollends zur Verwaltungskörperschaft, die Orthodoxie dem Staat gegenüber zur Sekte. Die Früchte dieses Verzichtes standen freilich dahin.

Jugendjahre

In seiner Arbeitslust tief getroffen, zog sich der Chacham aus dem täglichen Betrieb der Schule zurück, obwohl er ihre Leitung in der Hand behielt. Jacob bereits auf das Gymnasium zu schicken schien ihm noch zu früh, ohne daß er ihm doch auf die Dauer den ganzen Unterricht allein hätte geben können. So vertraute er ihm dem Privatinstitut des Dr. Meyer Isler an und behielt nur die jüdischen Fächer selbst. Islers Privatschule hatte tüchtige Kräfte für die modernen Sprachen, auf die die meisten Eltern den Hauptwert legten; seine eigene Liebe, wie die des Chacham, galt der Geschichte. Er wußte fesselnd von seinem Studium in Bonn bei dem eben verstorbenen Historiker Niebuhr zu erzählen, und ein Hauch von dessen konservativem Freimut wehte den Knaben vertraut aus diesen Berichten an, noch bevor er Niebuhrs eigene Werke las. Denn es war etwas vom Wesen seines Vaters darin – und nicht nur die Stimmung, aus der selbst Geschichte erwachsen war wie die der Befreiungskriege von 1813, nun fern genug und doch zu unvergeßlich, um sie dem dumpfen Polizeiwesen der Gegenwart gegenüber nicht als goldenes Zeitalter zu empfinden. Es war die spannungsgeladene Luft freier Idealität, die mit Goethes und Hegels Tod in dem gleichen Jahr 1832 auf immer dahin schien. So griff auch der Knabe am liebsten zu Geschichtsbüchern.

Solche Lektüre und die ehrgeizigen Träume, zu der sie ihn begeisterten, besserten freilich das Verhältnis zu den Mitschülern nicht. Sie waren aus guten Familien, und wenn auch sie ihren Schülerehrgeiz hatten, so ging er andere Wege. Ihre große Sehnsucht hieß Amerika, eine nähere Aussicht wenigstens England, und Lord Byron hätte nicht einmal der große Modedichter zu sein brauchen, um ihnen eine affektierte Vorliebe für alles einzuflößen, was englisch war, von den Stoffen ihrer Kleidung bis zur Sprache und zum Gang. Der junge Bernays fand wohl Kameraden, doch keine Freunde unter ihnen.

Auch in jüdischer Beziehung fehlte es nicht an Spannungen. Die Mitschüler machten kein Hehl daraus, daß sie nur aus Anstand und Pietät mit ihren Eltern zuweilen den ‚Tempel‘gottesdienst besuchten, und hatten nur Spott für Bernays' strenge Einhaltung der überlieferten Formen. Desto begeisterter waren sie, wenn der junge Dr. Gabriel Riesser²¹ zu Isler kam, um Redaktions-

²¹ *M. Isler, Gabriel Riessers Leben, Frankfurt und Leipzig 1867, I 22; J. Feiner,*

fragen zu besprechen, denn dieser half ihm mit der technischen Seite seiner Zeitschrift ‚Der Jude‘. Riesser und die Zeitschrift waren so sehr Stadtgespräch, daß auch die Jungen sie zu lesen begannen, so wenig sie vorerst von den Denkschriften verstehen mochten, die den Hauptteil ihres Inhaltes bildeten. An den Mut, mit dem Riesser ihr diesen verachteten Namen gegeben hatte, mußte man sich erst gewöhnen, denn in guter Gesellschaft hörte man sich lieber ‚Israeliten‘ nennen. Aber der stämmige Mann mit den warmen Augen über der lustigen Knollennase und dem kurzen dichten Blondhaar, das ihm wie eine Perücke in die Stirn hing, war ihnen der Inbegriff alles dessen, was ihnen am Judentum edel erschien. Daß in seiner Zeitschrift, mit dem Kopf ‚Für Religion und Gewissensfreiheit‘, die Gewissensfreiheit weit vor der Religion kam, entsprach ganz ihren Wünschen. Sie waren dem Manne dankbar, der, als Anwalt seines Judentums wegen in seiner Vaterstadt nicht zugelassen, mit unermüdlichen Streitschriften, Denkschriften und Bittschriften zum ‚Anwalt der deutschen Juden‘ wurde. Selbst der Chacham wurde auf der Straße nicht so achtungsvoll begrüßt wie dieser junge Jurist, und auch Jacob Bernays konnte sich, obwohl die Freundschaft seines Vaters mit dem alten Riesser sich nicht auf den Sohn übertrug, einer scheuen und zwiespältigen Verehrung nicht enthalten.

Der aufrechte Stolz, die warme Beredsamkeit, die innere Reinheit, mit der Gabriel Riesser die bürgerliche Gleichstellung oder, wie man sich nun zu sagen gewöhnte, die Emanzipation der Juden in Deutschland verfocht, beeindruckten ihn tief. Und doch mußte er im Herzen den Gründen seines Vaters recht geben, daß bei dieser Emanzipation das freie Selbstbewußtsein von Jahrtausenden und die mit den Ritualgebräuchen unlösbar verbundene Eigenart des Judentums aufgegeben würden. Er sah nicht nur den Politiker und Juristen gegen den Rabbiner, eine junge Generation gegen die ältere stehen, sondern eine neue Art von Judentum sich gegen die alte erheben – ein Judentum, das man nicht wie die Äußerlichkeiten des ‚Tempels‘ schweigend abtun konnte. Denn er fühlte, daß es Riesser mit ‚Religion und Gewissensfreiheit‘ ernst war, mit der einen nicht weniger als mit der anderen, aber er sah auch, daß selbst die Religion mit den Augen eines Politikers angesehen wurde. Es war eine allgemeine Menschheitsreligion, von dem Stolz auf die Bibel und besonders auf die Propheten getragen, aber all des Charakteristischen, Besonderen, all des Jüdischen entkleidet, das sein Vater ihr erhalten wissen wollte. Die Religion, die Riesser meinte, hatte sich zu einem Gefühl gestaltet und verdichtet, einer inneren Gewißheit, die nicht mehr lehrbar war, und Judentum sollte sichtbar, lehrbar, sollte tägliche Tat bleiben und nicht mehr Gefühl als in der Erfüllung der Gebote liegt: denn das Halten der Gebote erfüllt das Leben, das religiöse Gefühl nur dessen Höhepunkte.

Jacob Bernays fühlte all das mehr als er es wußte, obwohl sein Vater vielerlei mit ihm beredete. Er schlug sich innerlich ganz auf dessen Seite und übertrieb das vor sich selbst noch, denn er fühlte seine Verehrung für Riesser als eine leise Schuld. Der Vater war der eigentliche Halt gegenüber der Welt. Die Kameraden zählten nicht mit und auch die jüngeren Geschwister kaum, obwohl er freundlich mit ihnen stand und nicht wenig erschrak, als eines Sabbatmorgens der kleine Michael²² sich zu weit aus dem Fenster beugte, wo Musikanten zu hören waren, und auf die Straße fiel, zum Glück auf ein Stahlband, das da lag und biegsam schnellte, so daß der Junge nur eine Schramme am Kinn behielt; zuerst hatte man befürchtet, er werde die Sprache verlieren. Die Geschwister unterrichtete der Vater nicht. Bei den Schwestern hätte man sich darüber gewundert, und die Jungen sollten Kaufleute werden – es war schon nicht leicht, bei der mäßigen Besoldung all die Kinder heranzuziehen. So hatte Jacob von früh auf eine Sonderstellung in der Familie. Selbst die Mutter verschonte ihn mit den vielen kleinen Aufträgen, die sie zu vergeben hatte, wenn sie ihn arbeiten sah. Und er arbeitete eigentlich immer: zu der Schule kam der Unterricht des Vaters, die biblischen Bücher, der Talmud, der ‚Kusari‘ des Jehuda Halevy.

Dieses Lieblingsbuch, ein philosophisches Streitgespräch der drei Weltreligionen aus dem 12. Jahrhundert, gedachte der Chacham nun auch in den Kreis seiner öffentlichen Vorträge zu ziehen, und da das Buch kaum aufzutreiben war, gaben zwei seiner früheren Schüler von der Talmud-Torah-Schule, der junge Samson Raphael Hirsch und Josef ben Lasi, es neu heraus²³. S. R. Hirsch war nun schon selbst Rabbiner, nachdem der Chacham ihn zu seinem besten Freund Jakob Ettlinger nach Mannheim geschickt hatte. Eben waren Samson Raphael Hirschs ‚Neunzehn Briefe über Judentum‘ erschienen, mit denen er erreichte, was seinen beiden Lehrern versagt geblieben war: der führerlosen Orthodoxie eine Parole, eine Fahne zu geben, unter der sie sich als Partei ebenso sammeln konnte wie die Anhänger der Reform zuvor.

Denn der Chacham war kein Führer: Diplomat zwar, aber kein Politiker, glänzender Redner, aber kein Versammlungsredner – zu aristokratisch, zu gedankenreich, zu formlos. Und im tiefsten Herzen war ihm ein Einfluß auf die Menge nicht einmal erwünscht. Wohl freute er sich, die Erfolge seines Wirkens überall um sich zu sehen, und er durfte es als eine schöne Bestätigung seiner Bildungsarbeit ansehen, daß eigens für seine ‚Kusari‘-vorträge junge Kaufleute einen Verein bildeten, in dem er die dort angeschlagenen Themen weiter verfolgte; auch Jacob, obwohl fast noch etwas zu jung dafür, durfte daran teilnehmen. Als jedoch damals gerade Ludwig Philippson in seiner neubegründeten ‚Allgemeinen Zeitung des Judenthums‘ zur Errichtung

²² Michael Bernays: *Grunwald*, pers. Mitt.

²³ Kusari-Ausgabe (1838): *Duckesz*.

einer jüdisch-theologischen Fakultät²⁴ aufrief – dem alten Lieblingsplan des Chacham –, setzte dieser dem erstaunt aufhorchenden Jungen auseinander, er würde es für seine Pflicht als Jude halten, einer etwaigen Berufung an eine solche Fakultät zu folgen und würde darüber sein Rabbinat aufgeben, sollte auch die Familie sich deshalb etwa noch stärkere Beschränkungen auferlegen müssen. Der Plan fiel ins Wasser, wie manch anderer dieser plänereichen Jahre, aber der Junge machte sich über den Beruf eines Rabbiners seine Gedanken.

Wenn der Chacham selbst auch an kaum etwas anderes dachte, als daß der Sohn ihm in seinem Beruf nachfolgen werde, so sollte doch Jacob die moderne abendländische Bildung nicht entbehren, der er sich so tief verpflichtet fühlte. Kaum war dieser in Islers Schule über die Anfänge des Griechischen hinaus, als der Vater ihn auch hier in den Kreis der eigenen weiten Studien zog²⁵, ohne daß darum das gemeinsame Talmudlernen eingeschränkt worden wäre. Aus beiden Gebieten sprangen Fäden herüber und hinüber. Wenn der Chacham eine Wendung wie *nefesch chajjah* (‘die Seele ist lebendig’)²⁶ mit ‘der Mensch ist ein redendes Wesen’ wiedergab, so führte das ebenso auf griechische wie auf jüdische Denker zurück. Und er wandte sich mit Vorliebe den Zeiten und den Männern zu, die griechisches Wissen mit hebräischem vereint und beide verbunden hatten. Da waren Franzosen und Italiener des 17. Jahrhunderts, noch mehr aber die großen philologischen Gestalten seit dem 16. Jh. in Holland, Männer wie der Protestant Joseph Justus Scaliger oder Benedictus Spinoza, der vorher Baruch geheißen hatte. Die wilden Religionskämpfe der Zeit hatten den einen, die Überprüfung der jüdischen Tradition den andern dazu geführt, die neuen Kenntnisse des Griechentums auf die Bibel zurückzubeziehen und diese nicht mehr nur mit den Augen des Glaubens, sondern mit der scharfen Lupe des Grammatikers zu lesen, als ein Buch wie andere Bücher, das aus langer Überlieferung Unklarheiten und Verderbnisse des Textes davongetragen hatte.

Der Chacham fühlte sich zu sicher in seinem Glauben an die göttliche Offenbarung der Heiligen Schrift, um Vorurteile gegen Scaligers Protestantismus oder gegen Spinoza zu empfinden, ‘dessen wissenschaftlicher Einfluß auf den geistigen Gang der neuen Zeit nebst seinen jüdischen Verfolgungen eine artige Parallele mit dem religiös-volksmäßigen Wirken und Schicksal Christi darbieten möchte’²⁷, wie er in seinem Jugendwerk geschrieben hatte. Das Gefühl überlegenen Wissens um die historische Entwicklung des Judentums ließ ihn Ereignisse rein geschichtlich sehen, auf die seine ganze Umgebung noch immer mit dem Haß eines angegriffenen Glaubens antwortete. Es war kaum ver-

²⁴ Plan einer jüd.-theol. Fakultät: für gleichzeitige Bemühungen, vgl. *K. Wilhelm*, Wissenschaft des Judentums im deutschen Sprachbereich I (Tübingen 1967) 19 ff.

²⁵ Chacham: Frühjahr 1853 Ber; *Brann* 44.

²⁶ *Nefesch chajjah*: *Bibelscher Orient* I 37.

²⁷ *Bibelscher Orient* II 64.

wunderlich, daß der Sohn in dieser Vorbereitung auf das Gymnasium fast mehr Reiz fand als in dessen Unterricht.

Das ‚Johanneum‘, in das er nun als 15jähriger eintrat, war eine gute, solide Schule, in der man ein glattes klassisches Latein schreiben lernte. Was aber sein Lehrer Ullrich an eigener Forschung über Thukydides vorbrachte, fesselte ihn lange nicht so sehr wie die Arbeiten seines Vaters. Er war ein fleißiger, aber sehr kühler Schüler, scharfsinnig und mit seiner Kritik mehr gefürchtet als beliebt, in seiner schwarzhaarigen Behendigkeit eine fremde Erscheinung unter den großen, schon etwas steifen Hamburger Bürgersöhnen. Seinen Pubertätsaberglauben²⁸ aus griechischen Zaubermýthen hielt er wohlweislich geheim vor ihnen, von denen manche schon mit Erlebnissen aus der Hafengegend renommierten.

Zu Hause versuchte die Mutter ihn nun etwas in Gesellschaft zu ziehen; sie fand ihn ‚ungeniet‘²⁹, weltfremd, und allzu störrisch im Verkehr mit jungen Mädchen. Aber er notierte als seine Überzeugung: ‚Das Joch der Etiquette drückt nur den, der sich unter dasselbe beugt‘, und fügte hinzu, wer das Joch der Torah auf sich nehme, dem erlasse man das der Etikette. So traf seine Mutter mit ihren Bemühungen auf wenig Widerhall, und Eindruck machte ihm erst, als bei einer solchen Gelegenheit der weißhaarige Isaac Metz zu ihm sagte, nächst der Wahrheit sei die mächtigste Macht auf Erden – die Liebenswürdigkeit³⁰. Ganz Ohr war er freilich, wenn Rabbi Ettlinger zu seinem Vater kam, sonst aber fand er in Hamburg ebensolchen Überfluß an Leuten wie Mangel an Menschen³¹. Seine junge Gelehrsamkeit machte in Gesellschaft seine ungelungenen Umgangsformen bei weitem nicht wett. Der Onkel Kosmann Berend, einer der geldstolzen Bankiers, setzte ihm einmal – es handelte sich um eine Ferienreise – breit auseinander, einem Gelehrten dürfe man ja nicht viel bares Geld in die Hand geben³², und diese Maxime in einer Stadt, wo ‚Kredit‘ mit bürgerlichem Ansehen gleichbedeutend war, erbitterte ihn ebenso wie die stolz ertragene Dürftigkeit im Elternhause dem Luxus gegenüber, den er in anderen Häusern zur Schau getragen sah. Er hätte auch äußerlich seinem Vater eine Stellung gewünscht, die dessen innerer Überlegenheit entspräche, ja er verdachte ihm gelegentlich den Gleichmut in diesen Dingen. Dieses innere Aufbegehren gegen die väterliche Autorität aber bedrückte ihn dann auch, und er suchte sich enger an die Familie anzuschließen; die Kleinste, Johanna, mit der sie nun neun Geschwister waren, liebte er besonders. Zu anderen Zeiten aber brach das innere Unbehagen in ein schnell aufflackerndes religiöses Feuer aus, das in kleinen poetischen Versuchen Ausdruck fand: in einer

²⁸ Pubertätsaberglauben: 12. 10. 54 Hey.

²⁹ ‚Ungeniet‘: 19. 6. 48 Eltern.

³⁰ Isaac Metz: 13. 2. 52 Mül.

³¹ Überfluß an Leuten: 12. 1. 54 Hey.

³² Bares Geld: 10. 2. 52 Hey, 11. 2. 52 Ber.

dieser sich an den Senat der Freien Stadt und gab gleichzeitig sein Gebetbuch neu heraus. Jetzt ging Bernays zum Angriff über. Er ließ eine Wiederholung seiner ‚Warnung‘ von 1821 – das Gebetbuch trage ‚den Charakter einer mutwilligen, leichtfertigen Behandlung des Heiligen‘, die ‚zerstückelnd und zerstörend‘ auf fast alle Gebete angewandt sei – an die Synagogentüren heften und allen Vereinen übersenden.

Zwanzig Jahre lang war er dem Kampf aus dem Wege gegangen; nun stellte er sich. Zwanzig Jahre lang hatte er geglaubt, die neue Bewegung übersehen zu können, jetzt war sie herangewachsen und wuchs über ihn hinaus. Damals war die ‚Warnung‘ eine Demonstration gegen einen machtlosen Gegner gewesen, nun aber hatte der Gegner die Macht. Der Chacham wollte Einhalt gebieten und konnte nur noch Zeugnis ablegen. Er strebte nach Einheit der Gemeinde und zeigte ihre Spaltung auf. Er wollte die Parteilichkeit bekämpfen und schuf eine Partei. Er wandte sich gegen die Anmaßung der Gegner und stärkte ihr Selbstgefühl. Er wollte nur die Sache, man sah nur seine Person. Er hatte versäumt, sein Ziel verständlich zu machen und wurde nicht mehr verstanden. Denn er wollte lehren als Chacham, aber er kämpfte als Geistlicher Beamter: er stritt für Religion und würdigte Religiosität nicht, er suchte Frömmigkeit und spielte den Ketzerrichter.

Der ‚Tempel‘ blieb nicht mehr stumm wie zwanzig Jahre zuvor. Dem Ruf nach Erhaltung der Religion antwortete die Forderung auf Freiheit des Denkens, und Gabriel Riesser hätte nicht im Vorstand des ‚Tempel‘vereins zu sitzen brauchen, um hier einzugreifen: ‚Anmaßung, ohnmächtige Parteilichkeit, tiefste Unkunde in aller theologisch-liturgischen Wissenschaft‘ warf seine Gegenerklärung dem Chacham vor.

Der Senat, von beiden Parteien angerufen, rügte beide: den Angriff gegen die Autorität des Geistlichen Beamten und dessen Kompetenzüberschreitung. Beide waren unbefriedigt. Die Gemeinde spaltete sich in zwei feindliche Lager, mit Komitees und Sekretären. Jeden Tag fanden große Versammlungen statt. Der Streit griff weit über Hamburg, ja über Deutschland hinaus: plötzlich war die jüdische Presse, bisher gemütliche kleine Blättchen, zum Instrument jüdischer Politik geworden.

Beide Parteien fanden, gerufen und ungerufen, Unterstützung von auswärts. Dem Chacham kam sein Freund Jacob Ettlinger, nun Oberrabbiner in Altona, nach anfänglichem Zögern mit einer Verurteilung des Gebetbuches zu Hilfe. Der ‚Tempel‘ holte eine ganze Fülle von Gutachten ein. Mit einemmal zeigte es sich, wieviele junge Rabbiner der Reform zuneigten. Sie waren schreibgewandt, draufgängerisch und parteierfüllt, während die Anhänger des Alten sich mit stummer Sympathie begnügten. In den Zeitungen mehrten sich die Angriffe auf den Chacham, auf die sein vornehmes Schweigen keine zureichende Antwort war. Wer nur eine Feder führen konnte, wollte sich gegen ihn die Sporen verdienen, und zuletzt blieb selbst bei seinen Anhängern das Gefühl, er sei zu weit gegangen. So fand unter allen Gutachten das des Dresde-

ner Rabbiners Zacharias Frankel den stärksten inneren Nachhall, das ihm verketzernde und gehässige Gesinnung, blinde Heftigkeit, absolutistisches Streben und Geltendmachung ‚geistlicher‘ Rechte vorwarf, die es im Judentum nicht gebe – und gleichzeitig, in milderer Form, seinem Urteil beipflichtete: das Gebetbuch sei kein Ganzes, sei ohne einheitlichen inneren Geist und ohne rechten Ernst zusammengestellt.

Den beiden Führern war bei der Sache nicht wohl. Bernays, dem Scheinwerfer öffentlicher Aufmerksamkeit ohnehin abgeneigt, spürte, daß auch die Wohlwollenden ihm seine lange Untätigkeit gegenüber gottesdienstlichen Reformen vorwarfen, und mehr noch die Unfähigkeit, mit seinen zu weit ausgreifenden Predigten den Hauptteil der Jugend zu gewinnen. Mit ungewohnter Milde lehnte er Reformvorschläge aus den eigenen Reihen nur für den Augenblick ab, solange die Unruhe in der Gemeinde noch andauere. Daß die Verschiebung des Sabbatgottesdienstes um eine Viertelstunde und die Abschaffung der Trausitte, bei der die Braut den Bräutigam im Kreise umging, keine Reform zu nennen sei, bestritt er nicht. Daß aber eine Reform nötig sei, war schon gar keine Frage mehr.

Aber auch Riesser war weit davon entfernt, sich mit seiner Partei einig zu fühlen. Wie richtig er die politische Tragweite des Kampfes eingeschätzt hatte, zeigte der Plan des preußischen Königs Friedrich Wilhelms IV., zur Wiederherstellung der ‚wunderbaren historischen Erhaltung‘ des Judentums die ‚Amalgamierung‘ der Juden mit dem Staatsvolk in Preußen zu verhindern durch Aufhebung der Militärdienstpflicht und Erneuerung der jüdischen Selbstverwaltung in den Gemeinden; gegen den Sturm einmütiger Entrüstung ließ der König davon ab. Als aber Riesser zu dieser Zeit nach Frankfurt kam – die innere Unruhe dieser Jahre schien in seiner Reiselust verkörpert, und die Freunde waren immer darauf gefaßt, ihn zur Tür hereintreten zu sehen –, fand er das Hamburger Gewitter in einen Sturm verwandelt: Michael Creizenachs Reformverein wollte mit messianischen Hoffnungen, Speisegesetzen, mit dem Talmud, ja mit der Beschneidung auf einmal aufräumen. Riesser machte den Reformschwärmern am Main energisch klar, er für seine Person kämpfe nicht bloß für eine abstrakte Rechtsidee, sondern für Anhänglichkeit an jüdisches Leben und jüdische Sitte, und es tue ihm nur leid, sie nicht genug zu kennen!

Doch keiner erfuhr vom anderen, wie nahe sie zeitweise waren, ihre Front innerlich zu tauschen. Die Parteien hinter ihnen hatten ihr eigenes Schwergewicht. Der Kampf ging unvermindert weiter, bis am 5. Mai 1842, aus nie geklärter Ursache, fast ganz Hamburg in Flammen aufging³⁵. Der Brand dauerte drei Tage, siebzigtausend Wohnungen lagen in Asche, und der riesige Regenbogen, der danach über der Stadt hing, fand unter anderen Sorgen auch diesen Streit erstickt.

³⁵ Brand Hamburgs: *Rudolf Schleiden*, Der Brand Hamburgs, Deutsche Rundschau, Okt. 1889.

Gymnasiastensjahre und Beginn eigener Arbeit

„Mittwoch, den 5. October 1842. Bis neun Uhr morgens Hebräisch. Dann den Abschnitt über das Opfer aus Bährs ‚Symbolik des mosaischen Cultus‘ beendet: viel breites Gerede, doch wegen der Gesinnung, die nicht alles wegfingert, lesenswerth. Dann: Zeitungen. Im ‚Orient‘ den Aufsatz eines preussischen Beamten über Judenemanzipation, zu dessen Abfassung theils Bestechung, theils liberale Gesinnung in politischer Hinsicht, die sich nur mit sauerm Gesicht zu der für den Augenblick nicht wohl abzuwehrenden Kameradschaft der zudringlichen Juden bequemt, mitgewirkt zu haben scheinen. Übrigens zeigen die Vorschläge des Verfassers totale Verkennung der jüdischen Eigenthümlichkeiten und einen versteckten Judenhaß, der eine Äußerung, die nur von fern das Ansehn eines Lobes hat, nicht über die Lippen bringen kann. – Nachmittags: Wielands ‚Agathon‘, zehntes Buch, abends Correctur. Hebräisch. Nach dem Abendessen: Wachsmuth, ‚Französische Revolution‘. Donnerstag, 6. Oct.: Bis neun Uhr morgens Hebräisch, von neun bis elf Arabisch. Dann die ersten sechzig Seiten von Mirabeau ‚Essay sur le despotisme‘.“

Mit diesen Notizen begann der Neunzehnjährige in den Ferien ein ‚Tagebuch der Arbeiten und Lectüren‘³⁶ zu führen: nach den Aufregungen dieses Jahres hatte er sich mit doppeltem Eifer in die Arbeit gestürzt und suchte sich nun systematisch Rechenschaft darüber zu geben. Er kam nicht auf den Gedanken, das Getriebe am Hafen, das lärmende Aus- und Einladen der Schiffe, das lautlose Gleiten der großen Segler zu beobachten, den Typen nachzuspüren, die sich aus der ganzen Welt dort zusammenfanden. Er las. Er las viel und vielerlei: Antikes; den englischen Historiker Gibbon über Roms Größe und Untergang, ein Lieblingsbuch seines Vaters und Dr. Islers, der die Vorliebe noch von Niebuhr hatte; Tiecks ‚Vittoria Accoromboni‘ und Walter Scotts Romane; Jacob Grimms ‚Deutsche Grammatik‘ und alles, was über Goethe neu herauskam, obwohl er, wie Börne, dessen heidnisch-ästhetischen Charakter beargwöhnte; und die verschiedenste Tagesliteratur. ‚Überhaupt‘, schrieb er mit dem psychologischen Selbstinteresse seines Alters über eine dieser Eintagsfliegen, ‚habe ich einen großen Teil des Buches nur gelesen, weil ich es angefangen hatte. Es ist mir schon oft so gegangen. Man sollte eigentlich seine Zeit höher halten, aber die Hoffnung, noch etwas zu finden, treibt mich gewöhnlich bei jedem Buche bis zum Pappendeckel.‘³⁷ Er las mit dem Bleistift in der Hand, schon jetzt ein rechter Wissenschaftler, und für ‚Auszüge und Einfälle‘ gab es ein zweites Buch.

Die Ergebnisse dieses Sammeleifers waren noch etwas gemischt: das Beispiel eines ‚langen und guten Satzes‘ aus Wielands ‚Abderiten‘; aus dem Plutarch

³⁶ ‚Tagebuch‘: Bonn* S 960.

³⁷ Aphorismen: AE.

eine Metapher von den Tintenfischen, die Tinte statt Blut verspritzen wie die Schriftsteller; aus Pausanias einen Tragödienstoff von ‚unglücklicher Liebe und tragischem Ende‘. Für Einfälle hielten zunächst lateinische und deutsche Satiren her, in einer langweiligen Schulstunde verfaßt. Aber die Freude am Formulieren führte ihn bald zu Aphorismen wie ‚Das Warum des Warum in der Geschichte ist das Walten der Vorsehung‘; er zollte dem modischen Welt-schmerz seinen Tribut mit dem Seufzer ‚Nichts ist im Leben von Dauer als die Langeweile‘, aber er wußte auch schon Pfeile zu schärfen: ‚Ideale sind so langweilig wie die Engel, ihre Verkörperung.‘ Denn die Zeitungen strömten über von Idealen, und bei dem großen Bankett, das vor kurzem die Liberalen dem badischen Abgeordneten Welcker gegeben, war kaum ein Wort so oft gefallen wie dieses, es sei denn die Namen der Ideale selbst, das Gute, das Schöne, das Wahre.

Fast über Nacht war der Liberalismus eine geistige Macht geworden, und politische war nur die Folge davon. Sein moralisches Gewicht hatte im Grunde den ‚Tempel‘streit entschieden, und mochte auch die religiöse Reformpartei noch so stolz auf den neuen, nach Hamburger Muster eingerichteten ‚Tempel‘ in Baltimore hinweisen, so war im Grunde der Kampf nicht um religiöse Reform gegangen, sondern um die Frage, ob das Judentum weiter ein Eigenleben führen oder in der deutschen Kultur aufgehen, und ob es dieses Aufgehen *wollen* sollte.

Das merkte der Gymnasiast, und mit seiner Verehrung für Gabriel Riesser war es vorbei. Überzeugung wie Liebe trieben ihn nun endgültig an die Seite des Vaters. Dieser hatte nach dem Brande der Stadt eine seiner schönsten Predigten gehalten, ausgehend vom Schluß des Psalmes 76, ‚bringet Geschenke dem Schrecklichen, der den Fürsten den Mut nimmt und schrecklich ist unter den Königen auf Erden‘, und anknüpfend an einen früheren Zyklus ‚Gott in der Natur‘ und ‚Gott in der Geschichte‘. Aber der Chacham spürte sich von der Jugend getrennt und auf sich selbst zurückgeworfen durch die neue Zeit, die plötzlich da war, und fühlte sich fast von einem Tag zum andern alt, obwohl er gerade erst die Fünfzig überschritten hatte. Deshalb wollte er den bei aller geistigen Reife fast noch kindlichen Lieblingssohn für ein weiteres Jahr um sich haben; die unerwartete Erbschaft³⁸ eines Gemeindevorstehers, der ihn zum Testamentsvollstrecker einsetzte, bot die äußere Möglichkeit dazu.

So kam Jacob, statt auf die Universität wie seine Kameraden, nach der Reifeprüfung noch für ein Jahr auf das Akademische Gymnasium³⁹, das nach der Art des Unterrichts auch schon halb eine Universität war. Menschlich suchte und fand er keine wichtige Anregung dort; der Religionsgeschichtler und Archäologe Christian Petersen war nicht weniger trocken als die Lehrer

³⁸ Erbschaft: Der Orient, No. 37 (6. 9. 42) 295.

³⁹ Akad. Gymnasium: vgl. C. H. W. Sillem, Die Matrikel des Akad. Gymnasiums in Hamburg, Hamburg 1891, 189.

vom Johanneum. Aber der freiere Ton der Schule und manche der deutschen oder lateinischen Aufsätze machten ihm Spaß. Gegen ‚das Unglück der Armut‘ fand er, neben der Arbeit, die ihm noch besser schien, das beste Mittel darin, ‚die schwerlastende Bürde der *Bedürfnisse*‘ abzuwerfen, die nicht die Natur, sondern erst die Angewöhnung dazu macht, auf daß die Menschen ‚sich frei und leicht im Leben bewegen und so erst recht eigentlich desselben froh werden können‘. In der Wahl zwischen öffentlichen und privaten Schulen war er aus eigener Erfahrung für öffentliche: auf den privaten, meinte er, wache undankbare Verdüsterung, überhebliche Absonderung, Mangel an Fähigkeit zur Einordnung und Schüchternheit. Bei Themen aus der griechischen Geschichte kamen schon eigene Meinungen zum Vorschein: die Verurteilung des Sokrates dürfe man, bei allem Verlust für die Philosophie, den Athenern nicht als ungerecht verdenken, denn sein ‚Dämon‘ sei für sie wirklich eine Art neuer Religion gewesen. Über die Bedeutung der Sophisten wußte er ganz Persönliches zu sagen: die ‚historische Methode‘ der neueren Wissenschaft verbiete es, von einer Zeit etwas zu verlangen, was erst einer späteren angehöre; man müsse den Sophisten für das Beispiel einer ‚Vermählung von Wissenschaft und Leben‘ dankbar sein, in einer Zeit – wie er nicht ohne aktuellen Seitenblick hinzufügte –, wo das Denken auf Naturwissenschaft und Philosophie abgelenkt wurde, da die Religion weder Ausgangspunkt noch Angriffspunkt bieten sollte. Am Schlusse ließ er ‚den Riesengeist eines Aristoteles‘ erstehen, auf den sein Blick hier zum erstenmal fiel. Aber sonst machte er sich um die Schule nicht viel Sorgen. Er hatte auf der Stadtbibliothek ein unveröffentlichtes älteres hebräisches Manuskript entdeckt und schrieb es sorgfältig ab. Daneben arbeitete er an einer Sammlung von Fragmenten griechischer Lyriker, die sich auf alte Kulte der Insel Delos⁴⁰ bezogen, ein Zentrum der Apollonverehrung; es wurden hundertsechzig Quartseiten daraus.

Über diesen Arbeiten vergaß der junge Student nicht, die Tagesneuigkeiten zu verfolgen. Am meisten Staub wirbelte die kecke Schrift des radikalen Theologen Bruno Bauer über die Judenfrage auf. Der Hegelschüler behandelte sie etwas spielerisch vom Standpunkt eines nicht mehr christlichen Zukunftsstaates aus, dem das Judentum ‚nur eine Privatwahrheit, nicht die allgemeine Wahrheit der Menschheit‘ darstelle, und fand die Juden als Volk so betriebsam wie unschöpferisch, so zäh wie moralisch minderwertig, wenigstens der christlichen Moral gegenüber: erst von der Freiheit der ganzen Welt dürften auch sie die ihre erwarten. Sein Freund Karl Marx sekundierte ihm mit einer Rezension, in der er den Trennungsstrich vom Judentum zog mit den Worten, die Judenemanzipation sei zuletzt die Emanzipation der Menschheit *vom* Judentum, dessen wirklicher Gott das Geld sei, und mit der Forderung einer ‚menschlichen Emanzipation‘ statt der bloß politischen, die mit den Religionen überhaupt aufräumen werde. Gabriel Riesser griff die Broschüre

⁴⁰ Delische Inschriften: Bonn *S 934.

scharf an, gerade weil auch er selbst die Emanzipation der Juden im Rahmen der größeren liberalen Sache verstanden wissen wollte. Er maß Bruno Bauers Utopie an den wirklichen Verhältnissen und am Humanitätsideal der deutschen Klassik in seiner Vereinigung von Nationalgefühl und Weltbürgertum, und er wies dem Theologen in Bauer nach, wie wenig er jüdische Geschichte und Religion kenne, denn weder sei die eine starr und unbeweglich noch die andere – etwa in ihrer Sozialethik – unschöpferisch.

Was Jacob Bernays über diese Broschüre dachte⁴¹, ging weder, wie Bruno Bauer selbst, von dem Gedanken eines Zukunftsstaates, noch wie Riessers Entgegnung von aktuellen politischen Wünschen aus. Denn er wollte nicht diese und keine spätere Emanzipation, sondern wünschte das Eigenleben des Judentums und dessen volle Absonderung von ‚den Völkern‘ erhalten zu sehen: „15. July 1843. Bruno Bauers Judenfrage gelesen. Bei vielem schief Aufgefaßtem und offenbar Feindseligem im einzelnen ist der allgemeine Standpunkt so sehr der richtige, daß kein gläubiger Jude anstehen dürfte, ihn als solchen öffentlich anzuerkennen. Dieser nämlich wird von menschlicher, staatlicher Seite für sein Volk, das er von Anfang seines Bestehens an als ein außerhalb und sogar im Gegensatz zu geschichtlicher Völkerentwicklung gestelltes, und nur durch Gottes unmittelbares Eingreifen in den Naturgang getragenes betrachten muß, nicht mit zehender Stimme Rechtsgleichheit erretzen wollen. Um so tiefer und schneidender muß aber durch diese Behandlung der Frage sich diejenige Partei der Juden verletzt fühlen, welche, indem sie jede Verbindung zwischen der politischen Stellung und dem religiösen Glauben als einen Unsinn ausschreien, auf den Anspruch der Menschenrechte gestützt völlige Gleichstellung fordern. Denen wird hier in logischer Form, in einer fesselnden Darstellung die Hohlheit und Widersprüche ihres Strebens klar vordemonstriert, ihr Kokettieren mit dem ausgedehntesten Weltbürgerthum, dem beschränkten Particularismus, den sie nie verläugnen können, gegenübergestellt und mit lauttönenden Worten ins Gedächtniß gerufen, wie bei dem jetzigen Zustand der europäischen Staaten, wie sie nun einmal historisch auf Privilegien Einzelner und nicht auf philosophischen und naturrechtlichen Principien beruhen, die Menschenrechte nicht als ein Angeborenes bloß mit Worten in Anspruch genommen, sondern mit aufopfernder, alles aufs Spiel setzender That des Kampfes errungen werden müssen. – Doch scheint mir diese ganze Parthie des Buches, welche mit so viel Wahrheit die Zumuthungen der Emancipationsschriftsteller zurückweist, nur der Honig zu sein, der den christlichen Lesern ums Maul geschmiert wird . . .“

Ein paar Tage später kam Bernays nochmals auf die Frage solchen antichristlichen Antisemitismus zurück – eine Welle von Judenhaß strömte nach den ersten Erfolgen der Liberalen durch die deutschen Lande –: ‚Wenn Gemüther, in denen das Nationale zu solcher Kraft des Bewußtseins gediehen,

⁴¹ Bonn *S 960.

sich so von der jüdischen Eigenthümlichkeit abgestoßen fühlen, so ist dies doch wenigstens ein Beweis, daß noch nicht die Juden »zu den Völkern gerechnet« werden, daß noch immer ‚dieses Volk‘ einsam wohne...‘

Jacob Bernays sah in solchen Gefühlen ebensowenig einen Gegensatz zu seinem Wunsche, auf einer preußischen Universität zu studieren wie in seinen eingehenden Studien griechischer Schriftsteller. Es war ein vergnügter Student, der im Frühjahr 1844 die Eisenbahn bestieg, um sich in Bonn der Philologie zu widmen, dieser vornehmsten und beliebtesten Wissenschaft der Zeit. Grub sie nicht aus den Schächten griechischen Geistes das Gold alter Gedanken, auf denen die modernen ruhten? Mauerte sie nicht aus immer neuen Funden das historische Fundament des Glaubens? Baute sie nicht, mit der Religion der Bildung, die Aufgabe der Theologie zu Ende: den Dienst am Wort?

II.

STUDIENJAHRE IN BONN

1844–1848

*Die Stadt am Rhein*¹

Die weitberühmte rheinische Universitätsstadt lag im Glanz des Frühlings unscheinbar da. Nur ein Leinpfad führte am Ufer hin, auf dem stämmige Pferde die schwerbeladenen Kähne flussaufwärts zogen; weite zusammenhängende Rebengelände säumten ihn. War das große lärmende Hamburg mit aller Energie auf das Meer, auf die Weite der Welt gerichtet, so zog Bonn es vor, seiner großen Wasserstraße und dem schnaubenden und klirrenden kleinen Raddampfer den Rücken zu kehren.

Hinter den zerstörten alten Befestigungen am Fluß erhoben sich baufällige Giebelhäuser, schlechte Viertel. Aber am Markt standen um die ‚Pyramide‘ schöne alte Bauten, unregelmäßig und anheimelnd gegen das hochfenstrige Rathaus zu, das fast zu großzügig war für die behäbige Kleinstadt von 16 000 Einwohnern. Kamen morgens die Bauern zum Markt, so stachen schnaubbärtige Zollbeamte mit spitzen Stöcken in ihre Körbe, zu sehen, ob sie nicht Fleisch mitführten, worauf ein Stadtzoll lag. Kleine Schrägspiegel an den Fenstern, ‚Spiönchen‘, sorgten dafür, daß den Bewohnern nichts entging, was es auf der Straße gab. Abends leuchteten, mit Feuerstein und Zunder lieber als mit den übelriechenden Schwefelhölzern entzündet, Messing- oder Zinnlampen in den Erkern; man ging ein ‚Speziälchen‘ – einen Schoppen Wein – trinken und sah den Corpsburschen im schwarzen Samtrock zu, die ihre großen Hunde auf dem Marktplatz gegeneinander hetzten. Um elf Uhr war Polizeistunde; dann gehörte die gut katholische Stadt dem Schlaf und den Gespenstern, dem ‚Dudekieker‘, dem ‚Jesuiten ohne Kopf‘ und dem ‚Malztier‘, einem verhassten Minister aus der Zeit der geistlichen Kurfürsten, den ein Mönch allnächtlich im Sack über den Rhein trägt, daß er ruhelos im Siebengebirge umherirre.

Frei, mit weitem Blick über den ganzen Zug des Siebengebirges, stand der breiträumige Kurfürstenpalast, jetzt die Universität, außerhalb der winkligen Gassen, mehr ein Zeichen sinnenstolzen Prunkes als der stillen Würde der Wissenschaft, die er beherbergte. Diese Würde trat dem jungen Studenten leibhaftig entgegen, als er sich bei Fr. G. Welcker² meldete. Er brachte die delischen Inschriften mit; der Gelehrte blätterte das dicke Manuskript durch,

¹ Stadt Bonn: *Paul Kaufmann*, Aus rheinischen Jugendtagen, Berlin 1919, 37 ff., 100; *Karl Schorn*, Lebenserinnerungen, 2 Bde., Bonn 1898, I 56, 72; *Wilhelm Lübke*, Lebenserinnerungen, Berlin 1891, 92.

² Welcker: Jan. 58 Wel.

fand es druckreif, freute sich über die fachkundige Ehrerbietung, die er aus den schwarzen Augen las, und riet Bernays freundlich, seine Kraft und Zeit doch an größere Aufgaben zu wenden. Ganz anders verlief der Besuch bei dem zweiten Direktor des philologischen Seminars, Friedrich Ritschl. Das ‚behende Feuer‘³ dieses fast noch Berühmteren ließ keine Scheu aufkommen; mit drei Fragen erfuhr er alles, was der junge Mann an Plänen und Wünschen auf dem Herzen hatte. Am 29. April 1844 wurde Bernays feierlich immatrikuliert.

Fleißiger Besuch der Kollegs war trotz der lockenden Umgebung üblich; selbst die Korps hielten darauf. Bernays wäre bei dem überaus geringen Wechsel, der ihm nur ein dürftiges Stübchen im Gasthaus zur Landeskronen gestattetete, selbst gegen seine Neigung darauf angewiesen gewesen.

Eine Professorenelite

Aus Neugier hörte er sich eine der Gala-Vorlesungen des alten August Wilhelm v. Schlegel⁴ an, des Shakespeare-Übersetzers, zu der das schmachtige Männchen im blauen Frack mit goldenen Knöpfen, mit goldener Lorgnette und schwarzem Zylinder, den goldknaufigen Stock unter dem Arm, hinter einem betretten Diener erschien, der seinen Eintritt anzeigte, zwei Silber-Leuchter auf das Katheder stellte und dann davor sich aufpflanzte. Man sah Schlegel auch ausfahren, in einer altmodischen hellgelben Kutsche mit großem Wappenschild an der Tür und dem Diener hintenauf, und ein nicht abreißendes Thema des Stadtklatsches bildeten die 31 täglich wechselnden Perücken von verschiedener Länge, das natürliche Wachstum des Haares nachzuahmen, die präziöse Galanterie und die maliziösen Epigramme des Romantikers; ihre Treffsicherheit hatte ihm Ernst Moritz Arndts⁵ derbe Replik von dem ‚kastratisch trillernden‘ Schlegel eingebracht.

Arndt war sein genaues Gegenbild; wenn er im langen blauen Rock nach deutschem Schnitt, mit tief umgeschlagenem Hemdkragen, auf dem Kopf ein Barett, eilig durch die Straßen ging, grüßte groß und klein den derben offenen Mann. Während Schlegel sein Kolleg über indische Literatur abends hielt, begann Arndt morgens 7 Uhr mit seiner Vorlesung über Völkerkunde, und dann hatte der 76jährige schon im Rhein gebadet. Bei aller Frische und sicheren Bodenständigkeit, die sein Gespräch (trotz fehlender Vorderzähne und fleißiger Verwendung eines großen roten Taschentuchs) anregend und würzig machte, waren die zwanzig Jahre, in denen der Kämpfer der Be-

³ Ritschl: ‚behende Feuer‘ Nietzsche, zit. F. G. J. v. Bezold, Geschichte der rhein. Friedrich-Wilhelms-Universität, 2 Bde., Bonn 1920, I 387 f.

⁴ A. W. v. Schlegel: *Kaufmann* 118 f.; *Ludwig Bechstein*, Die Reisetage, Mannheim 1836, 94.

⁵ Ernst Moritz Arndt: *Kaufmann* 124 f.; *Schorn* I 68; *J. B. Meyer*, Erinnerungen aus der Frankonenzeit, Bonn 1895, 12.

freiungskriege ‚demagogischer Umtriebe wegen‘ seiner Professur enthoben gewesen war, nicht spurlos an ihm vorübergegangen; wenn er vorführte, wie der Engländer und wie der Franzose den Hut aufsetze, das Taschentuch gebrauche, lachten die Studenten ihn aus.

Die Philologie war nicht nur ein Fach wie andre, sie durchdrang alle Fächer. Alle wichtigen Akte des akademischen Lebens spielten sich in lateinischer Sprache ab: der *universitas literarum* entsprach eine europäische Gelehrtenrepublik. Die medizinische Fakultät⁶ veranstaltete lateinische Disputierübungen; Römisches Recht, wie Böcking es las, griechische Philosophie, die Bernays bei dem berühmten Geheimrat Chr. A. Brandis⁶ hörte, erwachsen aus sprachlicher Interpretation der Quellen. Den Geist der Griechen, den Charakter der Römer mit der Sittlichkeit lutherischen Christentums zu verbinden, war Aufgabe der Universität wie jeder Bildung; und Bildung, genauer gesagt geschichtliche Bildung, war die Religion der Zeit, seit die Romantik auf Herders und Goethes Spuren gelernt hatte, die Gesetze des Werdens den Formen des Gewordenen gleichzuachten. Gelehrte Bildung sicherte allein den Zugang zu hohen Staatsstellungen. Daher reichte Ansehen und Macht der großen Lehrer weit über die Universität hinaus in Politik und Leben, und zumal die Philologie durfte die Bewahrung des Geistes der Nation als königliches Amt empfinden, während der gemeinsame Dienst an der Bildung auch starke politische Gegensätze unter ihren Vertretern zu unschädlichen Meinungsverschiedenheiten abmilderte.

Den Geist der Griechen beschwor F. G. Welcker⁷ in die kleine Universitätsstadt. Nicht äußerlich zwar: in seiner ruhigen Gemessenheit wirkte er eher etwas altfränkisch, und bei aller Neigung zu freundlicher Mitteilsamkeit blieb immer ein Abstand, ein Luftraum zwischen ihm und der Welt. Wenn er Aeschylus mit Phidias verglich oder über Pindar sprach, trugen seine sinnenden Züge, die manchmal stockenden, wie klare Tropfen niederfallenden Sätze etwas von dem hohen Stil jener Meister, doch ebenso wußte er des Aristophanes sinnlich derben Spott lebendig zu machen. „Mit einem Einfachen, Einem, Ganzen hat es jede Ahnung, jeder erste Blick, jeder erste inhaltreiche Gedanke zu tun“, sagte er einmal; diese Einheit fühlte und suchte er. Ein Hauch der Klassik lag über ihm. Jahre feuriger Jugend hatte er in Rom bei Wilhelm von Humboldt zugebracht, wie ein Sohn des Hauses gehalten, und wenn er später, wie er sagte, das Heiraten immer wieder vergaß, so hatten doch die Frauenbilder Caroline v. Humboldts und der Gräfin Dohna, Scharnhorsts Tochter, auf seinem Weg geleuchtet. Aus langen Jahren der Verdüsterung über deren fast gleichzeitigen Tod und über die politische Reaktion, die auch ihn mit kleinlicher Schikane nicht verschonte, rang sich der nun

⁶ Medizinische Fakultät: v. *Bezold* I 231 f.; *A. Trendelenburg*, Zur Erinnerung an Chr. A. Brandis, Berlin 1868.

⁷ Welcker: *Reinhard Kekulé*, Das Leben Welckers, Leipzig 1880, V, 9, 128 f., 4, 21, 34 f. (zit. Kekulé).

Sechzigjährige in zwei Reisejahren in Griechenland und mit Ritschls frischer Kraft neben sich zu einer neuen Jugend durch, die ihn streng nur gegen sich, mild gegen andere machte. „Das ist“, schrieb E. M. Arndt über ihn, „eines der edelsten treuesten Gemüter, fast in seiner bescheidenen Stille unser liebster und bester Freund.“⁸ Die ruhige Frömmigkeit des hessischen Pfarrersohnes, der den tiefsten Eindruck von Herders ‚Geist der ebräischen Poesie‘ empfangen und als Jüngling, ohne seinen Namen zu nennen, ‚Die Klagelieder des Jeremias‘ übersetzt hatte, ließ den unerfahrenen Studenten erst einen ‚gewöhnlichen Schleiermachianer‘⁹ in ihm vermuten, bis er ihn genauer kennenlernte.

Viel freier als im Kolleg gab Welcker sich in ‚Philologischen Unterhaltungen‘¹⁰, zu denen er seine Studenten in sein Haus an der Poppelsdorfer Allee oder in den Büchersaal der von ihm geleiteten Universitätsbibliothek lud, den er rundum mit Büsten griechischer Meister ausgestattet hatte. Dann zeigte er ein griechisches Bildwerk, eine Vase, ein Relief; seine Augen zogen die Formen nach, und eine innere Anschauung von zwingender Kraft deutete wie im Schmelz der ersten Frühe mit dem Kunstgeist der Griechen auch ihre Götterlehre. ‚Die Grazien wohnten auf seinen Lippen‘, so drückte einer der Schüler es aus; er dachte an die altgriechischen, in langfaltigen sittsamen Gewändern, mit feierlich tänzelndem Schritt und priesterlicher Hoheit¹⁰. In solchen Stunden wurde es verständlich, wieso der sarkastische Ritschl ihn ohne Ironie einen Seher nennen, wie Goethe einem Aufsatz von ihm die Anregung zu den ‚Urworten orphisch‘ entnehmen konnte: er griff und prüfte die Dinge nicht mit der Fingerspitze, er nahm mit dem leiblichen Auge nur auf und sah mit dem inneren. Seine Vorlesungen waren einzig in ihrer Art – er lebte mit den griechischen Göttern.

Ganz anders stand die große, gedrungene Erscheinung des Historikers Dahlmann¹¹ auf dem Katheder. Karg und gemessen in der Geste, wirkte er gleichsam noch schweigsam, wenn er sprach. Hart und klingend schnitten die Sätze durch den Raum, wissenschaftlich gediegen, schwer aus sittlicher Wucht. Der Führer der Göttinger Professoren gegen den Verfassungsbruch des Königs von Hannover, der Kämpfer für Schleswig-Holsteins Rechte war das Gewissen der Universität und fast des deutschen Volkes, seit seine Berufung vor zwei Jahren, einmütig gefeiert, mehrjähriger Irrfahrt nach der Entsetzung von seiner Göttinger Professur ein Ende gemacht hatte. Auch jetzt kämpfte er wieder: er vertauschte in diesem Semester zum erstenmal die Römische Geschichte mit der

⁸ Arndt: *v. Bezold* I 236; *Kaufmann* 70.

⁹ ‚Gewöhnlicher Schleiermachianer‘: AE.

¹⁰ *Kekulé* 403; *Grazien*: Otto Ribbeck, Ein Lebensbild in Briefen, Stuttgart 1901, 69.

¹¹ Dahlmann: *A. Springer*, Friedr. Christoph Dahlmann, 2 Bde., Leipzig 1870–72, II 438; *A. Springer*, Aus meinem Leben, Berlin 1892, 216 f.; *v. Bezold* I 354 ff., 391 f.; *Conrad Varrentrapp*, Zur Erinnerung an F. Chr. Dahlmann, Preuß. Jahrb. 55 (1884) 507.

der Französischen Revolution und drückte ohne jeden Seitenblick in Szenen und Problemen, in Gedanken und Stimmungen die Wünsche der Gegenwart aus, alle kreisend um das eine Wort: Verfassung.

*Meister der Philologie: Friedrich Ritschl*¹²

Unter diesen Männern von tiefer Gelehrsamkeit, von vorbildlichem Charakter gab es für Bernays und für alle, die in Bonn Philologie trieben, noch etwas ganz und gar anderes – *den* Lehrer: Friedrich Ritschl. Wenn der schlanke, aus Krafftülle elegante Mann sich elastisch auf das Katheder schwang und nach einem prüfenden Blick über die Hörer, in lässiger Haltung, stehend, ein paar drei- und viereckige Zettelchen vor sich, mit lebhaften Gesten und hoher, scharf akzentuierender, nur durch thüringische Färbung gemüthlicher Stimme zu reden begann, hätte man kaum einen Professor in ihm vermutet. Das scharfgeschnittene Profil mit den blauen, unter der Stahlbrille leuchtenden Augen ließ an einen Feldherrn, die beherrschte Lässigkeit der Bewegung an einen Dirigenten denken, die prachtvolle Stirn mit weichen braunen Haarwellen und der lebendige spöttische Mund hätten zu einem Diplomaten oder jungen Geschäftsmann gepaßt. Und er hatte von alledem etwas. Doch nach dem zweiten Satz, den er sprach, konnte man sich seinem Eindruck nicht mehr entziehen. Er ging ganz in der Sache auf; um so stärker wirkte seine Persönlichkeit. Diese leichte, scharf zupackende, praktische Art, verwickelte Fragen der Textkritik zu lösen, diese ungesuchte Treffsicherheit des Ausdrucks hätte ihn immer zum beliebten Lehrer gemacht; er selbst spürte, daß es mehr war als Beliebtheit, womit er seine Hörer in Bann hielt: eine Wirkung wie ein elektrischer Schlag ließ ihre Herzen ihm zufliegen.

Seine ganze Kraft entfaltete er erst im Seminar, in das er Bernays sofort als außerordentliches Mitglied aufnahm. Da gab der Achtunddreißigjährige sich wie unter Gleichaltrigen; fehlte ihm einmal die große Schnupftabakdose, der er ausgiebig zusprach, so lieh er sich die eines Studenten aus. Auch Bernays kaufte sich eine und begann zu schnupfen. Man fühlte sich als eine große Familie – freilich eine, mit der nicht zu spaßen war. Es gab geistigen Kampf in der schärfsten Form. Für den Lehrer hatten die alten Mitglieder vor den jungen nichts voraus, wie er vor keinem etwas voraushaben wollte, und so spornte sachlicher Ehrgeiz – persönlich vertrug man sich aufs beste – zur Anspannung aller Kräfte an. Meist wurde lateinisch disputiert; wehe, wenn Ritschl in der Kritik einmal ins Deutsche übersprang! Da kam ein derb burschikoser Humor, ein sehr ungemüthlicher sarkastischer Witz zum Vorschein, gemildert nur durch einen geduldigen Glauben an die Menschenwürde

¹² Ritschl: *Ribbecke*, Ritschl, I 76 f., II 29 f., 269; *v. Bezold* I 314 ff., 386 ff.

auch der Dummen¹³, die dem ungeduldigen jungen Bernays als geliebteste und vorbildliche Eigenschaft an dem Lehrer erschien.

Man war sich bewußt, in einer Zeit unvergleichlicher Verfeinerung und Präzisierung der Wissenschaft, in einem Aufschwung des Könnens zu leben, wie er seit zweihundert Jahren unerhört war. Vieles traf dabei zusammen: die Schärfung des geschichtlichen Sinnes, die das Leben der alten Dichter und Denker genauer zu sehen erlaubte; die Verbesserung und Sicherheit des Verkehrs, die alte Handschriften nicht mehr unerreichbar, die fortschreitende Technik, die sie reproduzierbar machte; endlich das Zuströmen der begabtesten Elemente, wie es sich immer vollzieht, wo eine Wissenschaft des Anteils der Öffentlichkeit an ihren Leistungen sicher sein kann.

Ritschl lehrte durch Beispiel und Praxis, was als Verbindung persönlicher Kunst und kritischer Wissenschaft schwer lehrbar ist: Methode. Das war das große Geheimwort des Seminars. Die Voraussetzungen dazu, angeborenen Scharfsinn, weite Übersicht, Belesenheit und unermüdlichen Fleiß, mußte man mitbringen; Ritschl selbst las den ganzen Homer noch einmal durch, um mit Sicherheit sagen zu können, daß ein bestimmtes Wort nur einmal vorkomme. Dann aber galt es, den Rhythmus des Satzes, das Versmaß, den Sprachgebrauch, die individuelle Ausdrucksweise des Dichters und die geläufigen Fehler der Abschreiber zu berücksichtigen, aus vielen Einzelbeobachtungen Gesetze der Sprache zu finden, bis die Sicherheit des Handwerks sich mit plötzlicher Intuition zu der Erkenntnis verband: so und nicht anders muß es heißen haben.

Das Seminar gab keine fertigen Resultate mit; es war eine Werkstatt, eine Art Laboratorium lebendiger Forschung. Ritschl selbst arbeitete an einem Meister- und Musterstück dieser Methode: er gab die Komödien des Plautus neu heraus, jenes altrömischen Dichters, dessen älteste erhaltene Handschriften sieben Jahrhunderte nach der Abfassungszeit liegen, in einer Form also, wie wenn das Lied eines Minnesängers aus einer modernen Zeitung erschlossen werden müßte. Da war die Sprache jener Zeit erst aus Inschriften zu rekonstruieren, durch schärfste Feinhörigkeit und eine fast mikroskopische Technik das alte Versmaß festzustellen: eine Fülle von Aufgaben, Arbeit von Jahrzehnten, doch mit dem Ziel, einen großen Dichter fast neu zu entdecken und die Ursprünge des Römertums in helleres Licht zu setzen. Daß die Virtuosität nicht zur Schablone ausarte, dafür sorgten Sachlichkeit, Geschmack und Kritik, der hohe Sinn jener alten Dichter selbst und die Vielfalt der Aufgaben. Ritschl führte seine Schüler, doch ließ er sie sich frei bewegen; so genau und freundlich er sie über Wege und Mittel beriet, so selbständig wollte er sie haben. ‚Sie werden das schon machen‘, pflegte er zu antworten, wenn man mit Zweifelsfragen zu ihm kam. Das Hochgefühl der Begeisterung war sein bestes Erziehungsmittel, „eine magische Atmosphäre, die ebenso die geistige Kraft

¹³ Menschenwürde der Dummen: 11. 6. 57 Rit.

über sich selbst hebt wie Hochalpenluft die physische“¹⁴. Ritschl brauchte sie; mit kühlen Naturen konnte er wenig anfangen, wie denn auch er selbst mit der Leidenschaft des geborenen Lehrers an seinen Schülern hing.

Bernays setzte sich im Seminar rasch durch. Den Altersunterschied gegen einige der Kameraden glich seine gute Schulbildung und die Erziehung des Vaters aus, und es blieb nicht ohne Wirkung, daß Ritschl den lebhaften, geistreichen Jungen sichtlich bevorzugte. Auch außerhalb des Seminars ergab sich vielfacher Verkehr mit den Kameraden. Man erging sich diskutierend im schattigen Hofgarten, sah von der hochgelegenen Terrasse auf das bewegte Leben des Flusses und auf das in der Bläue verschwindende Gebirge hinüber oder zog zur Kneipe nach Poppelsdorf, an der alten ‚Gevatterin‘ mit ihren Obstkörben vorbei durch das neue Tor, entlang den prachtvollen vier Kastanienreihen der Poppelsdorfer Allee mit dem ‚Napoleonsbaum‘, wo der Kaiser nach einer feierlichen Parade zu einem viel weniger feierlichen Zweck vom Pferd gestiegen war¹⁵. Für Rauschzustände hatte Bernays (vielleicht neben stillem Neid) nur nüchternen Spott: „Aus demselben Grund, aus dem ich mich nicht besaue, führe ich auch keine ausgebreitete Korrespondenz“¹⁶, sagte er. Das unbefangene fröhliche, leichtlebige rheinische Wesen ließ jeden tun, was er wollte, und wenn man abends die Rebenpfade entlang spazierenging und die Nachtigallen im dichten Holundergebüsch schlug, wenn man mit dem ‚Narrenschiff‘ auf den Rhein hinausfuhr und es singend treiben ließ, bis der Mond über dem Siebengebirge aufging¹⁵, konnte auch er sich dem romantischen Zauber nicht entziehen. Zu Ausflügen nach Godesberg oder Rolandseck reichte selten das Geld; auch die meisten Kameraden verzichteten auf warmes Abendbrot. Man half sich gegenseitig aus, und wenn Bernays sich mit einem selbstgefertigten Auszug aus einem griechischen Wörterbuch¹⁷ behelfen mußte und Bücher entlieh, so wurde dafür bald sein Rat geschätzt. August Schleicher, einer der Kameraden, rief ihn sonntags einmal mit einem Billett für eine Seminararbeit zu Hilfe: ‚Zu dir kommen kann ich deshalb nicht, weil ich wirklich nicht Zeit zum Anziehen habe.‘¹⁸

Es gab auch größere Fragen. Der Bischof von Trier veranstaltete eine feierliche Ausstellung des hl. Rockes und eine große Wallfahrt zu dieser Reliquie; es wurde eine propagandistische Massenbewegung daraus. Ein schlesischer Kaplan gründete zum Protest dagegen eine Deutschkatholische Kirche, die, zunächst sehr erfolgreich, die Loslösung von Rom betrieb, auch protestantische Freie Gemeinden einbezog und zu einer ‚allgemeinen Menschenkirche‘ hinstrebte, was auch manche der jüdischen Reformer mit ihr sympathisieren ließ. Auch die Wissenschaft fühlte sich herausgefordert. Die beiden jüngeren Bonner

¹⁴ Magische Atmosphäre: Ri 1862; *Ribbecke*, Ritschl II 521.

¹⁵ Bonn: Otto Weber 18. 4. 45; *Schorn* I 72 f.

¹⁶ Spott über Betrinken: AE.

¹⁷ Griech. Wörterbuch: März 1846 Eltern.

¹⁸ Schleicher 10. 3. 45 (Nachlaß Michael Bernays, Kiel).

Historiker Gildemeister und Sybel antworteten mit der Streitschrift ‚Der heilige Rock zu Trier und die zwanzig anderen ungenähten Röcke‘. Lebhaftige Polemik hin und her erhitze auch die Studentenschaft; eine Zustimmungsadresse aus ihrer Mitte an die beiden Dozenten trug die Unterschrift von Leopold Schmidt¹⁹. Das war Bernays' bester Freund, gleichaltrig und Ritschlschüler wie er, einsilbig, etwas pedantisch, aber ein strenger lateinischer Stilist und ein treuer Gesell, von warmer protestantischer Frömmigkeit. Er hatte früh die Mutter verloren; die ethische Entschiedenheit, die bei all seiner Bescheidenheit immer wieder durchbrach, stammte vielleicht von ihr – sie war Jüdin gewesen.

Die Universität Bonn als geistige Festung Preußens

An solchen Kämpfen spürte man, daß die Universität doch nicht nur eine unpolitische Stätte reiner Wissenschaft, sondern, gerade durch diesen Charakter, ein hervorragendes Instrument preußischer Politik war. Als kurz zuvor die Eisenbahn nach Belgien eröffnet wurde, vollzog der preußische Gesandte v. Arnim den feierlichen Akt mit dem geistreichen Wort: ‚La Prusse vous tend sa main de fer.‘²⁰ So hätte man die Universität eine Brücke des Geistes nennen dürfen und gleichzeitig eine Festung²¹, eine preußische gegen Süddeutschland zu, eine deutsche nach Frankreich und Belgien hin, eine protestantische gegen das katholische Land. Nicht umsonst betonten die beiden Professoren, als Glieder der Universität geschrieben zu haben: die Zeiten der Finsternis sollten nicht wiederkommen, so wahr diese Hohe Schule in die Residenz der alten Kurfürsten eingezogen sei. Als einige Jahre zuvor die haltlose Julimonarchie in Frankreich nicht übel Lust zeigte, im Rheinland einzufallen, hatte aus Bonn Beckers Rheinlied geantwortet, nach Bismarcks Zeugnis ein ganzes Armeekorps wert. Nun aber bildeten sich langsam wissenschaftlich freundliche Beziehungen nach Westen, und nach Süden waren sie von jeher nicht unfreundlich gewesen. Gerade als geistige Grenzscheide war Bonn Preußens freieste Universität; nirgends sonst hätte man Dahlmann zu lehren erlaubt. Die leichte Luft widerstrebte finsterner Dogmatik; die Natur des Grenzlandes ließ Einflüsse nicht nur nach allen Seiten hinüber-, sondern auch von allen Seiten einströmen, und die noch schwache Verwurzelung der jungen Universität mitten in einem katholischen Land förderte den freien Blick. So gut preußisch die Luft war, die hier wehte, so gut deutsch war sie aller politischen Kleinstaaterei zum Trotz, und darüber hinaus hätte man sie europäisch nennen dürfen. Diese freie Regsamkeit steigerte die Anziehungskraft. Preußen

¹⁹ Leopold Schmidt: *Ribbeck*, Lebensbild 43 ff.

²⁰ La Prusse . . . : *Marie v. Bunsen*, Georg v. Bunsen, ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, Berlin 1900, 51.

²¹ Bonn als geistige Festung: *Varrentrapp*, a.a.O. 261; vgl. *v. Bezold* I 349.

selbst sandte seine Prinzen nach Bonn, und die Herren der kleineren Fürstentümer folgten diesem Beispiel. Aus Süddeutschland, aus den Hansestädten, aus Schleswig-Holstein, von überall her, wo man Preußen als deutsche und protestantische Vormacht schätzte, ohne darum das Preußische zu lieben, kamen Studenten, und neben den Prinzen fielen, vom Glanz der Philologie angelockt, viele junge Engländer auf. Ihnen Stunden zu geben, antike Autoren mit ihnen zu lesen, war eine der beliebtesten Möglichkeiten, einem zu schmalen Wechsel aufzuhelfen, und wurde es rasch auch für Bernays.

Jeden Donnerstagabend empfing Ritschl den engeren Schülerkreis. Bis zum Essen blieb man in seinem Arbeitszimmer. Da war er für alle wissenschaftlichen und privaten Nöte zu sprechen, auch wenn es die vertraulichsten waren: ‚die Beichtstunde‘ hieß das bei den Studenten. Bei und nach Tisch wußte die kluge Hausfrau die Unterhaltung anmutig ins Allgemeinere zu lenken; man sprach von neuen Büchern, las auch wohl daraus vor; Ritschl erzählte von seinen Arbeiten, zeigte das Neueste aus seiner Drechslerwerkstatt und aus der Gärtnerei, an denen er mit kaum geringerer Liebe hing als an der Philologie, und die bewegte Zeit ließ über Philosophie und Politik den Gesprächsstoff nicht ausgehen.

Im Kampf der vom König geförderten pietistisch-frommen Bewegung gegen die schroffe Staats-, Religions- und Gesellschaftskritik der radikalen Hegel-Schüler hielt man in Bonn eine ruhige Mitte. Im Haus des Kurators v. Bethmann-Hollweg herrschte eine streng christliche Frömmigkeit, doch Frömmelei ließ sich in der humanistischen Atmosphäre der Universität nicht durchsetzen: ostentativ hatte Ritschl bei der letzten Geburtstagsfeier des Königs den Geist Wilhelm v. Humboldts gefeiert²². Man las schmunzelnd die ‚Hallischen Jahrbücher‘, lehnte jedoch bei allem Freisinn jeden revolutionären Zug ab; Bruno Bauer, einem der schärfsten Kritiker des Christentums, war vor zwei Jahren die Lehrerlaubnis entzogen worden, mit stiller Zustimmung der Universitätskreise.

Als Bernays einmal sagte, die Grundposition des Hegelschen Systems, der Fortschritt in der Geschichte, könne nur geglaubt, aber nicht bewiesen werden, denn der Mensch habe nicht den Maßstab des Weltfortschritts²³, fiel man von allen Seiten über ihn her, bis er triumphierend das gleiche bei einem der Hegel-Schüler ausgesprochen fand. Für die Beurteilung der Politik wurde es fast zum Gesellschaftsspiel, neuesten Ereignissen gegenüber Distanz und vertieftes Verständnis zu gewinnen durch historische Parallelen²⁴. Der Student gewöhnte sich daran, den Thukydides oder Demosthenes abwechselnd mit der Zeitung zu lesen. Auch seine Lust daran, jedem Gedanken den geschliffensten Ausdruck, die Pointe zu geben, bildete sich feiner aus in einer Gesellschaft, die als Blüte des Geistes das Geistreiche pries.

²² Ritschls Humboldtrede: v. *Bezold* I 381.

²³ Hegel und Fortschritt in der Geschichte: AE (1846).

²⁴ Historische Parallelen: *Usener*, Einleitung zu Ges. Abh.

Zu Anfang des zweiten Semesters nahm Ritschl ihn als ordentliches Mitglied ins Seminar auf²⁵, obwohl ältere Studenten darauf warteten; er förderte Begabungen und kehrte sich nicht an ersessene Rechte. Die ordentlichen Mitglieder des Seminars – bestimmungsgemäß nicht mehr als acht – erhielten 50 Rtl für jedes Semester. Das bedeutete für Bernays neben der Ehre eine Entlastung, denn die Zuschüsse der Familie²⁶ liefen spärlich und unregelmäßig ein; Haus- und Speisewirt mußten oft lange auf Bezahlung warten. Nun konnte er sich ein etwas besseres, immer noch höchst bescheidenes Zimmer²⁷ leisten, auf der Sandkaule bei Drechsler Germanns Witwe, mit dem Luxus eines harten Sofas und dem frischen Malzgeruch der Dampfwolken, die einer benachbarten Bierbrauerei entströmten.

Ritschl wußte noch besser zu helfen. Er hatte durch einen befreundeten Bibliothekar aus Leyden zwei Handschriften mit Randbemerkungen des großen J. J. Scaliger²⁸ erhalten und ließ sie durch Bernays abschreiben, gegen eine Vergütung, die er freigebig bemaß. Zuerst fand dieser die Arbeit mühevoll, aber nützlich, da sie griechische Ausdrücke mit lateinischen zu vergleichen zwang. Bald fing er Feuer, las Scaligers Werke daneben und die Briefe, ‚voll von Gelehrsamkeit, lieblicher Vornehmheit und – in meisterhaftem Stil‘. Nach einigen weiteren Wochen, am 6. Juli 1845, notierte er in sein Tagebuch: ‚Vorarbeiten zu einer Charakteristik Josephi Scaligeri‘. Er hatte eines der Themen seines Lebens gefunden.

Sophie Ritschl, eine mütterliche Beraterin

Die Arbeit brachte es mit sich, daß Bernays fast jeden Tag in das Haus des Lehrers kam, da Ritschl ihm seine Bibliothek zum Arbeiten frei zur Verfügung stellte²⁹. So trat er nun auch Sophie Ritschl³⁰ näher. Sie nahm sich so freundlich seiner an, daß er sich wie in einem verwandten Hause fühlte. Die junge Frau, Mutter zweier Kinder und in der Erwartung eines dritten, war nur drei Jahre älter als er, als Frau und als Gattin eines Professors in dem gesellschaftlich schwierigen Bonn aber ein mütterlicher ‚guter Genius‘. Ritschl hatte sich als junger Professor in Breslau in die erst Fünfzehnjährige verliebt und sie geheiratet, als sie siebzehn war; ihr Vater, leitender Arzt am Breslauer jüdischen Krankenhaus, hatte die drei schönen Töchter frühzeitig taufen lassen. Es war eine glückliche Ehe. Sophie Ritschl gab der Wirkung des Gatten den großzügigen Rahmen durch eine feine, geistvoll geführte Geselligkeit, wie

²⁵ *Ribbeck*, Ritschl II 561, 31.

²⁶ Familienzuschüsse: Bermann Bernays 3. 7. 48.

²⁷ Besseres Zimmer: 3. 4. 46 Ber.

²⁸ Scaliger: AE, 18. 3.–6. 7. 45.

²⁹ Ritschls Bibliothek: *Ribbeck* II, 32.

³⁰ Sophie Ritschl: 17. 3. 61, 24. 3. 57 Rit; Hochzeitstag 14. 10. 60 Rit.

er sie brauchte. Auswärtige Gäste fühlten sich wohl in dem gastfreien Hause, unter den einheimischen wußte sie konfessionelle und politische, nicht selten auch persönliche Gegensätze leicht und liebenswürdig auszugleichen. Ihr eigenes, im Grunde stolzes und leidenschaftliches Wesen hatte sie zu bezähmen gelernt; Ritschls ungleiche Natur brauchte das Gleichmaß der Wärme neben sich und eine Klugheit, die bald seine jungenhafte Lust an der Polemik zügelte, bald seine weiche Sentimentalität – das Gegenstück zu harter Energie – mit sanftem Spott übergieß und ihn tröstend in den tiefen Depressionen stützte, deren Anlaß in seiner schwankenden Gesundheit, deren Grund in der Zwiespältigkeit seines Wesens lag. Sie behielt genug Kraft übrig, sich auch den näheren Schülern mit Sorge und Verständnis zuzuwenden: über Menschen zu grübeln war ihre persönlichste Freude. Sie liebte Dichtung und hatte ihren Hochzeitstag auf Goethes Geburtstag angesetzt³⁰. Bernays wurde ihr offizieller Ratgeber³¹ für Neuerscheinungen und Entdeckungen aus älterer Literatur, nur mußten sie idealistisch sein. Selbst mit dem Eintreten für mystische Ekstase konnte man ihr Wohlwollen erwerben; wenn der Schützling aber Ketzereien wagte wie die, Börnes forcierten Patriotismus der späteren Jahre mit dessen Ertaubung in Beziehung zu setzen, pflegte sie über solch ‚materialistische Psychologie‘ böse zu werden. Sie lehrte ihn, seine gesellschaftliche Schüchternheit³² zu überwinden und schalt ihn aus, wenn er gar zu wenig Wert auf Äußerlichkeiten der Form oder des Auftretens legte. Er machte sich eine Lust daraus, dem steifen ‚Joch der Etiquette‘³³ zu entwischen – er wollte nicht die gesellschaftliche Maske, sondern die freie Persönlichkeit wirken fühlen und machte trotzig eine Tugend aus der Not seiner Armut. Die Strenge der jüdischen Speisegesetze sonderte ihn ohnehin ab; die Hausfrau in ihr bedauerte, ihm von all den guten Dingen der Tafel nichts vorsetzen zu können als ein Butterbrot, ein Ei, einen Apfel, ein Glas Tee oder allenfalls Wein, wenn der Wassertrinker es einmal annahm. Aber es tat ihm wohl, daß sie seine Versuche, darüber zum Sonderling zu werden, einfach auslachte; gerade weil er eine fast fanatische Energie an sein Studium wandte, brauchte er menschlich eine leitende Hand. Weniger Erfolg hatte Frau Ritschl, wenn sie ihn mit seiner Unerfahrenheit³⁴ vor Mädchen und Frauen hänselte. Zum Tanzen war er zu schüchtern, zu galantem Geplauder nahm er sich nicht die Zeit. Theoretisch wies er in der ‚Diätetik des Geistes‘³⁵ der Liebe die ‚wichtige Stelle‘ eines – ‚psychischen Abführungsmittels‘ zu. Von einer der leichten Studentenliebschaften wollte er nichts wissen, und schrieb er schon einmal Verse nieder³⁶, so war es Spott:

³¹ Ratgeber: 5. 11. 57 Rit.

³² Schüchternheit: 18. 10. 47 Ber.

³³ ‚Joch der Etiquette‘ AE (1845); Fanny Heine (B.s älteste Schwester) 25. 11. 45.

³⁴ Unerfahrenheit: 6. 2. 54 Rit.

³⁵ ‚Diätetik des Geistes‘: AE (1844).

³⁶ Verse: AE, Nov. 45.

Ein lustiger Studente,
der zog durch einen Wald,
Er dacht an sein fein' Liebchen,
War trüb sein Sinn gar bald.

Da nahm er sich zusammen
Und sprach: ich geh nach Haus
Und leg mich auf mein Bettlein
Und schlaf die Liebe aus.

Diskussionen über Judentum und seinen Platz in der Gegenwart

Mit jüdischen Familien knüpfte der Student zunächst keinen Verkehr an. Gedämpft, aus Zeitschriften und durch die Korrespondenz mit zu Hause, drangen die Neuigkeiten des jüdischen Lebens zu ihm. Der Vater wollte von seiner Arbeit, von wissenschaftlichen und politischen Ereignissen in hebräischen Briefen hören; nur die neumodische Stahlfeder versagte sich, wenn kein Gänsekiel zur Hand war, dem Duktus von rechts nach links. Die Mutter freute sich, alles Politische und Fachliche ‚gewissenhaft‘ überschlagend³⁷, über gesellschaftliche Nachrichten, kleinen Klatsch nicht ausgeschlossen, und sorgte sich auch aus der Ferne, so gut es ging, um das äußere Ergehen des Sohnes. In Hamburg machte ein dummes Machwerk Sensation, ‚Der kabbalistisch-biblische Occident‘³⁸ betitelt und äußerlich dem ‚Bibelschen Orient‘ genau nachgeahmt, damit man auf den Chacham als Verfasser deuten sollte; peinlich war der Nachhall vergangener Kämpfe immerhin noch. Viel mehr Anteil nahm der Chacham an den Rabbinerversammlungen³⁹, auf denen die Reformbewegung nun nach dem Siege Heerschau hielt; den Protest der Konservativen zu führen überließ er Freund Ettlinger. Die religiöse Gärung im Protestantismus und Katholizismus, die antidogmatische Bewegung, die zur Gründung freier nationalkirchlicher Gemeinden führte, gab diesen Bestrebungen mächtigen Auftrieb.

Daß Judentum auf göttlicher Offenbarung beruhe, war auch den Reformern nicht zweifelhaft, und Konservative und Liberale waren sich darin einig, daß es ein Phänomen der Geschichte sei. Nur das Wort Geschichte bekam einen ganz verschiedenen Klang je nachdem, wer es aussprach – fast die gleichen dialektischen Gegensätze wie unter Hegels Schülern über den Satz, vernünftig sei, was ist. Holdheim wollte geschichtliche Tatsachen als göttliche Fügung auffassen und, wie aus der Zerstörung des Tempels und dem Verlust Palästinas die Abschaffung der Tempel- und Agrargesetze, so aus der Veränderung moderner Zeitumstände und Lebensverhältnisse eine Revision der Ritualgesetze herleiten. Abraham Geiger sah darin, daß das geschichtlich Gewordene nicht immer gewesen und von dem göttlich Offenbarten zu unter-

³⁷ Eltern: undatiert, Eltern.

³⁸ Kabbalistisch-biblicher Occident: von S. L. Schwabacher, vgl. Der Orient 1845, Literaturbl. zu No. 35. No. 545, 37, 577; Fürst, Bibl. Jud. III, 298; P. Minkowski, Mi-sefer Chajjai, Kap. 21 in Reschummot 6, 71 ff., Tel Aviv 1930.

³⁹ Rabbinerversammlungen: vgl. Cäsar Seligmann, Geschichte der j. Reformbewegung, Frankfurt a. M. 1922, 12 ff., 122 ff.

scheiden sei, die Möglichkeit, es neuen Zeitbedürfnissen anzupassen; Zacharias Frankel ging von der Würde und vom Recht des historisch Gewordenen aus und wollte lieber dem lebendigen Volksgefühl als der kritischen Theologie schrittweise Reformen zugestehen. Den Radikalismus Holdheims lehnte die Mehrheit ab. Als Frankel im Kampf gegen Geiger um die Frage unterlag, ob Hebräisch – ein nationales Moment des Judentums – weiter die Sprache des Gottesdienstes bleiben sollte, zog er sich von der Frankfurter Rabbinerversammlung zurück. Wieder, wie im Hamburger Tempelstreit, bildete er das Zünglein an der Waage: Deutsch als Gebetsprache setzte sich nicht durch.

Diese Bewegung, so tief sie in die jüdischen Verhältnisse eingriff, war dem jungen Studenten, der sie in Hamburg an der Quelle studiert hatte, nichts Neues und hätte ihn nicht veranlaßt, sich Gedanken über sein Judentum zu machen. Er hielt sein Versprechen an den Vater⁴⁰, täglich eine Stunde dem Talmud oder der Bibel zu widmen; er trieb auch sein Arabisch weiter, doch lernte er ja auch, nebenbei, Sanskrit lesen. Aber die neue Umgebung, die Gesamtheit des geistigen Lebens, deren Einheit über alle Verschiedenheiten hinweg ihm als ein imponierendes Ganzes erschien, zwang ihn zur Auseinandersetzung vor und mit sich selbst. Sein eigenes Judentum war ihm fraglos; es ging ihm darum, die rätselhafte Gesamterscheinung Judentum zu begreifen. Als Philologe rückte er es zunächst einmal, um es zu erkennen, in die Distanz, die allein Würde verleiht, und stellte es dem ‚klassischen Altertum‘ seiner Studien an die Seite: ‚Das Judentum ist Altertum, das graueste und bestäubteste, aber auch das ursprünglichste‘⁴¹. Es konnte ihm natürlich nicht entgehen, worin das Judentum sich von anderen Bildungen des Altertums unterscheidet: durch sein Fortleben. So identifizierte er geradezu Judentum und Geschichte.

Wie mußte der Begriff der Geschichte aussehen, wenn das ganze Judentum darin Platz finden sollte? Daß es der der Hegelschule nicht sein konnte, war klar: als dialektisch-stufenweise Selbstverwirklichung der Idee war das Judentum, dessen Höhepunkt überall eher als in der Gegenwart lag, nicht zu fassen, und Bernays hatte außer dem theologischen Grund auch einen wissenschaftlichen, wenn er dem Menschen den Maßstab des Weltfortschritts absprach: „Aus allen wahren Wissenschaften wird die Teleologie immer mehr ausgetrieben, nur in der Weltgeschichte herrscht sie noch unangefochten. Denn was ist der ‚Fortschritt des Menschengeschlechts‘ anders als Teleologie der Geschichte?“⁴¹ Damit mußte er, wie alle Weiterbildungen des Judentums, auch alle die Reformbestrebungen ablehnen, die sich auf den Fortschrittsbegriff stützten: „Das Christentum ist ein Siebenmonatskind des Judentums, die jetzige jüdische Reform ein abortativer Balg“, urteilte er. Er hätte nicht selbst ein Stück Historiker sein müssen, um Frankels Achtung vor dem historisch Gewordenen zu teilen; nur ging sie ihm nicht weit genug. Er sah in

⁴⁰ Versprechen an den Vater: Frensdorff Mai 49.

⁴¹ AE (1844, 1846–47, 1844, 1846).

der Geschichte, der Lehre seines Vaters getreu, die fortdauernde Offenbarung Gottes, die leitende Hand, die nach einem zwar unerkennbaren, aber fühlbaren Sinne die Geschicke der Völker führt. Darum waren ihm die Völker nicht weniger als die Individuen Schöpfungen Gottes, und er sah den ‚nachteiligen Einfluß, den der Judenhaß auf die Bildung der Juden hat‘, darin, daß diese ‚die vox populi nicht mehr als die vox Dei betrachten können‘⁴¹. Darum war ihm andererseits alles verhaßt, was, wie etwa die Jesuiten, dem göttlichen Willen durch politische Mittel zu Hilfe zu kommen glaubt: „Der allein-seligmachende Glaube will durch Menschenfaust oder Menschenwitz das verwirklichen, was der Jude den Wegen Gottes durch die Geschichte überläßt.“⁴¹

In den Juden sah Bernays mit nicht geringerem Ernst ein Volk als in anderen Völkern, nur ein anderes: das Gottesvolk. Weil der jüdische Mittler die Gemeinschaft, die Gemeinde sei, machte er sich klar, ‚darum kann das Judentum einen Staat bilden‘. Deshalb hielt er am überlieferten Gesetz aus nationalen wie aus religiösen Gründen fest, und darum sah er in der Emanzipation, wie sie betrieben wurde, eine auflösende Erscheinung. Nicht daß er das Ghetto bejaht hätte; aber er kämpfte dagegen, daß die Juden sich erst ändern, ja, wie es immer wieder als selbstverständlich vorausgesetzt wurde, durch die Taufe selbst verleugnen müßten, um der Aufnahme in die europäische Kultur würdig zu sein. ‚Der Niedrige, der Sklave ist mit *Duldung* zufrieden, der Freie, der Gleiche verlangt *Anerkennung*‘, hieß es in den Entwürfen zu einer ‚Geschichte der Toleranz‘⁴², an die er einen Augenblick dachte, angeregt durch eine Predigt aus der Metzger Rabbinerschule.

Der einundzwanzigjährige Student fühlte sich in seiner Erziehung mit der Kraft eines zweitausendjährigen Erbes gerüstet und bewahrte auch vor dem Glanz der neuen Umgebung den ganzen Stolz aus dieser Vergangenheit: „Der Jude betrachtet vorderhand die andern Völker wie ein vernünftiger Adliger den Niedriggeborenen, nur daß der Adlige seine ganze Bedeutung im Partikularismus sehen muß.“⁴³ Doch gerade weil er sich seiner sicher fühlte, wußte er unbefangen zu lernen und verehrend anzuerkennen. Auch ihm war es um Einreihung des Judentums in die abendländische Kultur zu tun. In der einen ihrer beiden Stützen, dem Christentum, fand er die Gedanken des Judentums wieder, mannigfach abgewandelt, weltförmig geworden, doch immer noch die alten Gedanken⁴². Das war sein Reich. Das der antiken Bildung mußte er dazu erobern; deshalb wandte er der Antike die ganze Kraft seines Studiums zu. Nicht von ihren Ausläufern, von ihren Ursprüngen her näherte er sich der abendländischen Kultur, und in der Verschmelzung ihrer beiden Elemente sah er die Aufgabe seiner Zeit und den eigenen Arbeitsplatz. Aber das sprach er nicht aus: ‚Ein Prinzip muß man für sich behalten. Wer es ausspricht, macht sich zum Sklaven.‘⁴⁴

⁴² ‚Geschichte der Toleranz‘: Bonn *S 968.

⁴³ AE (1846).

⁴⁴ AE (1845).

Auch die Ferien über blieb Bernays in Bonn, höchstens daß er einmal zur Großmutter hinüberfuhr, die jetzt bei ihrer Schwester in Düsseldorf lebte. Zuweilen kam sein jüngster Onkel zu Besuch aus Hannover, Nicolas Berend, der, nur neun Jahre älter als der Neffe, ein freundschaftlicher Kamerad war. Als junger Arzt noch ohne rechten Erfolg, mit ‚unwiderstehlichem Hang‘⁴⁵ zu rein wissenschaftlichen Arbeiten, doch ohne die zähe Konzentration, die allein ihm erlaubt hätte, sein Lieblingsgebiet, die Physiologie des Nervensystems, neben der Praxis her noch ernstlich zu pflegen, sehnte er sich wehmütig nach den sorglosen Universitätsjahren zurück und bewunderte, beneidete, begönnete den Jungen, der sich mit solcher Sicherheit durchsetzte. Er ließ ihm neue Kleider machen, führte ihn in der Familie seines Schwiegervaters Heinrich Cahn ein, der Inhaber des schon ererbten Bankhauses Jonas Cahn war, und konnte nur ungemütlich werden, wenn Bernays ihm zum Promenadenbummel oder zu Ausflügen nicht die Opfer an Zeit brachte, die er in Anspruch nahm. So wenig dieser trotz aller Armut geldgierig oder geizig wurde – ‚Geiz ist Selbstmord‘⁴⁶, pflegte er zu sagen –, so sparsam und häuslicherisch ging er mit seiner Zeit um. Er brauchte sie für seine Wissenschaft.

Preisarbeit über Lukrez

Er hatte für Welckers Seminar eine Arbeit über die angeblich verlorenen Verse des Lukrez⁴⁷ geschrieben, von denen er eine ganze Anzahl als in antiken Autoren erhalten nachwies. Ritschl gefiel die Arbeit, und er verschaffte Bernays aus Leyden drei alte Lukrez-Ausgaben⁴⁸ mit wichtigen Randbemerkungen, ebenfalls aus Scaligers Zeit und Schule; die Lesarten verlorener Handschriften und Konjekturen zur Textherstellung machten sie wertvoll. Auf ihre Abschrift wandte Bernays jede verfügbare Minute, auch die für Spaziergänge mit dem Onkel. Denn Ritschl tat noch mehr. Als er sah, mit welchem Eifer und Erfolg Bernays an die Sache ging, schnitt er die jährliche Preisaufgabe der Fakultät eigens auf diese Arbeit zu: die handschriftliche Überlieferung des Lukrez sollte erforscht werden zu dem Zweck, für die Textherstellung feste Normen zu gewinnen.

Bis Anfang November dauerte, gestört durch die Arbeiten für Ritschl, durch Stunden an einen englischen Studenten und durch eine kurze Reise nach Frankfurt, allein das Abschreiben der Leydener Bände; es ergab an 500 Seiten Material. Dann kam das neue Semester mit neuen Menschen: Georg von Bunsen, der Sohn des preußischen Gesandten in England, wollte nach Lachmann, dem Berliner Meister der Philologie, dessen bedeutendsten Gegner

⁴⁵ Ber 29. 12. 45.

⁴⁶ AE (1845).

⁴⁷ Seminararbeit: *S 960, 12. 2. 45.

⁴⁸ Lukrezausgaben: *S 960, 12. 6. und 5. 11. 45.

hören⁴⁹. Er wohnte bei Geheimrat Brandis, dem Freunde seines Vaters, und nahm ebenso wie Bernays an einem Kränzchen bei diesem teil, wo man die geschichtlichen Partien aus Aristoteles' Metaphysik gemeinsam las. Da Bernays sich die Texte dazu selbst nicht kaufen konnte, schenkte Ritschl ihm die kostbare Bekkersche Gesamtausgabe⁵⁰ der Preussischen Akademie. Welcker war, zur Erholung seiner angegriffenen Lunge, für ein halbes Jahr nach Italien gegangen. So blieb bei hartem Fleiß eben genügend Zeit, die Lukrez-Arbeit rechtzeitig fertigzustellen; Ritschl veröffentlichte sie in seinem ‚Rheinischen Museum‘. Am 3. August 1846 erhielt Bernays den Preis der Fakultät⁵⁰ dafür: es war ihm gelungen, für die Herstellung der Gedichte die bestimmenden Grundsätze aufzustellen. Die Familie war stolz darauf; fast beschämend in seiner Hochschätzung klang Nicolas Berends Glückwunsch: „Möge Gott dir stets gnädig sein, bei mir kannst du durch keine Ehre steigen, denn es gebühren dir mehr, als dir werden können.“⁵¹

Scheue Liebe

Seit den Besuchen des Onkels wurde Bernays an jüdischen Feiertagen in das alte, noch aus der Kurfürstenzeit stammende Patrizierhaus am Vierecksplatz mit der großen Freitreppe und dem barock geschwungenen Treppenhaus eingeladen, in dem die Familie Cahn wohnte und auch die Bank untergebracht war. Ihre Lebenshaltung war bei aller traditionellen Strenge von großzügigem Zuschnitt; in den geräumig weiten Zimmern stand eine ansehnliche Bibliothek hebräischer Folianten und deutscher Literatur. „Der alte Herr Cahn“, berichtete Bernays nach Hause⁵², „ist ein sehr gescheuter Mann, der unendlich viel ‚gleiche Wörtchen‘* zu erzählen weiß, aber immer die stillschweigende Zumutung stellt, daß man bei jedem dieser ‚gleichen Wörtchen‘ in die Luft springe, wenigstens ein lautes Freudengeschrei erhebe, welche Gefühlsäußerung teils der Gehalt von vielen der ‚gleichen Wörtchen‘ durchaus nicht veranlassen kann, teils ja die Wohlanständigkeit verbietet.“ Es war aber wohl weniger die harmlose Eitelkeit des gelehrten Bankiers auf seine spitzfindigen Wortspiele, die den Studenten so ironisch erbitterte, als die patriarchalische Despotie, mit der er seine ganze Familie tyrannisierte, obwohl die Kinder längst erwachsen waren. „In den beiden Cahnschen Familien“, fuhr der Brief fort, „ist nur eine junge Frau mit einem Nonnen-Gesicht und -Wesen (eine Tochter des alten Herrn Cahn, deren Mann vor anderthalb Jahren gestorben), mit der ich gern zusammen bin; wir leihen uns auch gegenseitig Bücher. Übrigens ein ganz unschuldiges Verhältniß.“

* Talmudische Wortspiele.

⁴⁹ Georg v. Bunsen 16. 11. 45 an seine Eltern.

⁵⁰ Bekkers Ausgabe und Fakultätspreis: *Usener ADB*.

⁵¹ Ber, Aug. 46.

⁵² März 46 Eltern.

Nanette Cahn, im Familienkreis Nettchen gerufen, wohnte mit dem Kind, dessen Geburt ihr Mann nicht mehr erlebt hatte, wieder im elterlichen Hause. Die Ehe mit einem ungeistigen Vetter gleichen Namens, unter dem Zwang des Vaters geschlossen, war sehr unglücklich gewesen. Nun lebte sie abgeschlossen für sich dahin, nur mit dem Sohn beschäftigt. Sie hatte viel gelesen und wenig erlebt; niemand sah der zierlichen kleinen Frau ihre einunddreißig Jahre an. Ihr Geschmack traf mit dem des jüngeren Freundes vielfach zusammen, in Urteilen über Menschen, über Bücher, in der Abneigung gegen oberflächlichen Gesellschaftsbetrieb. „Die gewöhnlichen Gesellschaften sind darum so unerträglich, weil jeder sich für zu gut hält, sein Bestes herzugeben“⁵³, sagte sie einmal und bestärkte Bernays damit in seiner Absonderung. Sie selbst war völlig sicher in allen gesellschaftlichen Formen und hielt darauf, während er sich standhaft weigerte, verbindlich zu lügen. Auch fand er keine Gnade bei ihr, wenn er lachend erzählte, man habe ihn in einem abendlichen Kreise darauf aufmerksam gemacht, daß sein einer Ärmel nur noch mit einem Faden am Rock hänge, ohne daß er es bemerkt hatte⁵⁴. Empörte er sich darüber, mit welcher ruhiger Gelassenheit sie die barschen Befehle ihres Vaters ertrug, so schwieg sie still und wies höchstens lächelnd darauf hin, er behandle sie vor lauter erbittertem Mitgefühl ebenso schlecht. Dieses plötzliche Lächeln brachte ihn aus der Fassung, denn im allgemeinen war sie ernst, freundlich und unbewegt; nie spürte er ihr Regungen des Gefühls an. Sie hörte ihn gern von seiner Arbeit erzählen, und er gewöhnte sich daran, alles mit ihr zu besprechen, in den ersten Einfällen, wie es ihm in den Sinn kam. Sie war gebildet genug, er gewandt genug dazu; nur das Historische seines Denkens machte sie nicht mit, und er, leicht bereit zu verallgemeinern, schrieb in sein Merkbuch: „Die Frauen haben keinen historischen Sinn, obgleich sie am besten wissen sollten, daß die Menschen nicht aus der Erde wachsen.“⁵⁵ Dafür behauptete sie, er kenne die Frauen nicht, was er nicht gelten lassen wollte. Sie gab ihm Rahel Varnhagens Briefe mit, eines ihrer Lieblingsbücher; ihn fesselten daran am meisten die Wetterbeschreibungen, die die Briefe einleiten – es sei geradezu eine Quelle für die Meteorologie⁵⁶. Er las ihr die Gedichte eines noch unbekanntes schwäbischen Lyrikers namens Mörike vor, die er aufgespürt hatte, und entdeckte dabei, daß sie nicht nur lächeln, sondern herzlich lachen konnte. Auch seinen kurzsichtigen Augen entging das Aufleuchten in den Gesichtern der Vorübergehenden nicht, wenn sie an seiner Seite auf der Straße ging. Er freute sich dieser ruhigen und anregenden Freundschaft mit einer Frau. „Die Liebe“, bemerkte er an andern, „ist ein Wahnsinn, der einem nur die Freiheit läßt, sich in lichten Augenblicken selbst auszulachen.“⁵⁷

Im Sommer kam Nicolas Berend wieder zweimal auf ein paar Tage nach Bonn. Er sah es gern, daß der Neffe sich mit Nanette anfreundete; er selbst

⁵³ AE.

⁵⁴ Ärmel: 20. 2. 48 Ber. ⁵⁵ AE.

⁵⁶ Rahel Varnhagens Briefe: AE.

⁵⁷ AE.

hätte lieber sie als ihre Schwester geheiratet⁵⁸ – nur ihr Vater hatte es nicht zugeben wollen – und behielt auch als Schwager noch eine Schwäche für sie. Die Hoffnung auf wissenschaftlichen Ruhm für sich selbst hatte sich nicht erfüllt; er verlegte sie in den Erfolg des Neffen. Da er mit beiden möglichst viel zusammen sein wollte, ergab es sich von selbst, daß sie während seines Besuchs Ausflüge zu dreien machten. Nicolas konnte, obwohl mit beiden verwandt, an dem ‚Sie‘ ihrer Anrede nichts ändern, neckte sie aber wegen ihrer gesellschaftlichen Distanz. Beide mit ihm vertraut, wurden es auch untereinander mehr; ein paarmal kam es Bernays vor, als ob Bemerkungen von ihr an Nicolas eher für ihn bestimmt seien.

Nach Nicolas' Abreise bleiben sie stillschweigend bei dem vertrauteren Ton. Sie tauschten auch weiterhin Bücher aus, doch wurde die Unterhaltung darüber wärmer. Manchmal wagte Bernays mit ihren kleinen Händen zu spielen; sie ließ es geschehen und blieb sehr ruhig dabei. Doch als sie ihm zu dem Fakultätspreis gratulierte, leuchteten ihre braunen Augen in heller Freude. Er verstand es dahin, daß ihr eigentlicher Anteil seiner Arbeit gelte⁵⁹. Aber er spottete nicht mehr über die Liebe⁶⁰:

Daß vor Sinnenbrand sich wahre,
Wem von Stroh ist Kopf und Herz!
Doch wenn in des Geistes Gluten
Irdische Feuerströme fluten,
Flammt im mächt'gen Flammenpaare
Hell *der Mensch* auf himmelwärts!

Anfang September besuchte der Bankier Cahn seine Tochter in Hannover und nahm Nanette mit. Als sie nach einer Woche zurückkamen, brachte er Bernays einen Brief von Nicolas Berend⁶¹ mit guten Diätatschlägen gegen die um sich greifende Cholera und einer herzlichen Einladung nach Hannover, doch höchst ungehalten über den Chacham, der weder für den Glückwunsch zu Jacobs Fakultätspreis noch für eine Notiz aus der *Weserzeitung*, die das Ereignis besprach, mit einem Wort gedankt habe. Noch heftiger war der Unwille über seinen ‚unruhigen Herrn Schwiegerpapa‘, den Überbringer des Briefes. „Ich hatte mich der Hoffnung hingegeben“, schrieb Nicolas, „Nettchen würde eine Zeitlang allein hier bleiben. Doch der Egoismus meines Herrn Schwiegervaters hat sich im Laufe der Jahre zu einer so krassen Obstinacität ausgebildet, daß Cato ein Lump gegen ihn ist. Ich wollte, er wäre ruhig in Bonn geblieben, denn im Grunde wars mir nur um Nettchen zu tun, mit der ich mich so gern einige Zeit unterhalten hätte. Aber du glaubst nicht, wie konsequent er die den Sündenbock, das Opferlamm spielen läßt. Sie muß sich wie ein Kind unbedingt seinem Willen fügen, dem sie doch eigentlich schon durch

⁵⁸ Nicolas Berend hätte gern Nanette geheiratet: pers. Mitt. Prof. Eduard Berend.

⁵⁹ Ber 31. 10. 47.

⁶⁰ Gedicht: AE 30. 8. 46.

⁶¹ Ber undatiert (Anf. Sept. 46).

Einwilligung in ein unpassendes eheliches Verhältnis ihr ganzes irdisches Glück geopfert hat. So unwichtig es sein mag, ob sie noch ein paar Wochen hier bleibt oder nicht, so betrübend muß man es doch finden, wenn eine kluge Frau wie ein Spielball mit sich spielen lassen muß. Ich finde Nettchen womöglich noch zum Vorteil verändert. Die Milde ihres ganzen Wesens, ihr Sinn für das Erhabene hat noch zugenommen: man sieht, sie ist oft mit Jemandem zusammen, der die Fähigkeit besitzt, eine erwünschte Geistesrichtung in richtiger Bahn zu erhalten, und ihr zugleich die Achtung einflößt, ohne welche Personen nicht mit Nachdruck aufeinander influieren können. Sie scheint sich übrigens für diesen Dritten lebhaft zu interessieren; denn von Allem, was ihn angehet, spricht sie mit einer Hingebung, mit einer natürlichen Ergebenheit, die mir wahrhaft erfreulich zu bemerken war, um so mehr, als sie das Ergebnis des logisch analysierenden Verstandes ist und aus richtiger Würdigung der geistigen Bedeutung jenes Dritten entspringt... Wenn du dich“, schloß der Brief, „mit meinem Schwiegervater über seine Reise unterhältst, so tust du mir einen Gefallen, wenn du ihm sagst, er hätte besser die ganze Reise unterlassen, als so zu eilen.“

Bernays hütete sich wohl, den Auftrag auszuführen. Er war viel zu glücklich dazu. Nun hätte er schnurstracks zugegeben, daß er ‚die Frauen‘ doch noch nicht kenne. Um seinem Übermut wenigstens etwas Luft zu machen, schrieb er über den Satz, Nettchens Hingebung sei das Ergebnis des logisch analysierenden Verstandes, energisch ‚N. B. falsche Lesart‘ – die einfachste und sicherste Widerlegung, die ihm je gelungen war.

Für die Bleistiftzeichnung, zu der sie in diesen Tagen einem durchreisenden Künstler saß – er stellte sie im Garten dar, mit dem Blick auf das Siebengebirge und ein romantisches Segelschiffchen auf dem Rhein, im halsfreien, breitgestreiften Seidenkleid mit der Krinoline, ein Buch in der Hand, auf dem straffen schwarzen Haar, das sie in der Mitte gescheitelt trug, ein Spitzenhäubchen –, widmete Bernays ihr das Epigramm⁶² ‚Auf einer Frauen Conterfei‘:

Eros einst und Athene, vereinigt zur glücklichen Stunde,
Schenkten Freude der Welt, schufen das herrliche Weib.

Aus dem ‚Nonnengesicht und -wesen‘ war eine Tochter der Liebe und der Klugheit geworden.

Nanette war seit der kurzen Reise nicht anders zu ihm geworden, etwas herzlicher vielleicht, warm, klug und teilnehmend wie immer. Seiner dringlicheren Werbung entzog sie sich ohne große Szenen, ruhig, fast weich. Fragte er um die Gründe, so verwies sie, wenn er überhaupt eine Antwort erhielt, auf ihren Vater, auf ihr Alter. Er kannte sich in ihrem Gefühl so wenig aus wie je. Sie leugnete nicht, daß sie ihn liebe, und blieb doch fest. Diese Unlogik erbitterte ihn bis zu einem scherzhaften Ultimatum⁶³ in Versen:

⁶² Epigramm: AE 30. 9. 46.

⁶³ Ultimatum: AE 14. 10. 46.

Dürft' ich wohl um Einlaß bitten,
 Liebes schönes Fräulein!
 Mach mir auf! ich komm nicht wieder,
 Läßt du mich nicht jetzt hinein.
 Wisse nur, das ew'ge Sträuben
 Macht mich endlich müd und matt
 Und das ew'ge feige Klagen
 Hör! ich hab es endlich satt!
 Willst du garnichts von mir wissen?
 Ei so bleib ich auch daheim
 Und schenk andern meine Liebe
 Und sing andern meinen Reim.

Dieser mißglückte Scherz war die am wenigsten geeignete Art, eine Frau wie Nanette zu gewinnen, und zeigte ihr nur, was für ein tapsiger Junge von zweiundzwanzig Jahren noch hinter der geistigen Reife seiner Gedanken steckte. Er bekam einiges Ironische über diese Stilübung zu hören. Doch ernstlich ins Gebet genommen wurde er so schüchtern, daß es sie rührte und entwaffnete...

Des Vaters Amtsjubiläum

Kurz darauf mußte er verreisen: am 25. Oktober erwartete man ihn zum 25jährigen Amtsjubiläum des Vaters⁶⁴ zu Hause. Am Sabbatmorgen war Festgottesdienst. Abends zogen unter Führung von Rabbi Isaac Metz, der das gleiche Jubiläum feierte, die Mitglieder des neugestifteten Vereins zur religiösen Weiterbildung der heranwachsenden Jugend, der dem Chacham zu Ehren den Namen Ohel Jizchak annahm, achtzig an der Zahl, durch illuminierte Straßen, wo die Menge Hochrufe auf den Chacham ausbrachte, mit einem Sängerkhor und unter Musikbegleitung vor das girlandengeschmückte Haus in der Elbstraße. Sie brachten unter einem Baldachin, von vier Männern getragen, eine Torahrolle mit Samtmantel, silberner Krone und Silbergeschmeide zum Geschenk. Der Chacham empfing sie im neuen Ornat, in dem von Wachskerzen strahlend erhellten Saal, von allen seinen Kindern umgeben; er hielt seine Tränen nicht zurück und sagte in einer kurzen Ansprache, auch der friedlich Gesinnte könne in dieser Zeit der Religionskämpfe Konflikte nicht immer vermeiden; komme ihm aber nun Hilfe gerade von der Jugend, so sei das für ihn ein Gefühl, zu dessen Ausdruck er keine Worte finde. Mit der frohen Zeremonie des Tages der Gesetzesfreude wurde ihm die Torahrolle übergeben; er füllte den großen Silberpokal, den er vor zehn Jahren erhalten, mit Wein und brachte ein Hoch auf die religiös gesinnte Jugend aus.

⁶⁴ Chacham Jubiläum: Frankfurter Oberpostamtszeitung, 1. 11. 46, zit. *Duckesz*, Jahrbuch; *Grunwald* 135 f.

Am nächsten Tag erschienen früh fünfundzwanzig Schüler der Talmud-Torah-Schule mit einem großen Fruchtkorb und bekränzten des Chacham Bild; eine Deputation der Gemeinde überreichte eine Adresse und eine goldene Denkmünze, die sie hatte schlagen lassen; die Glückwünsche des Vorstands, des Senats der Freien Stadt und der Lehrer der Talmud-Torah-Schule folgten. Aus Altona kam Freund Ettliger. Einer der ältesten Schüler des Chacham, der eben zum Doktor promovierte Salomon Frensdorff in Hannover, widmete ihm die Neuausgabe einer hebräischen grammatischen Schrift, die der Chacham vor fünfundzwanzig Jahren mit ihm gelesen hatte. Den ganzen Tag drängten sich die Gratulanten.

Der Chacham durfte nach allen Kämpfen die Fülle der Ehren als Beweis menschlicher Schätzung und persönlichen Erfolges ansehen; an der tiefen Zerklüftung der Gemeinde änderte jedoch auch der neue Verein nichts. Isaac Bernays hatte Dämme gegen das Meer gebaut; war es seine Schuld, wenn das Meer darin Breschen schlug? Die Kinder wenigstens legten sich solche Fragen im stillen vor; Jacobs älteste Schwester freute sich nicht nur des Vaters wegen über das Jubiläum, sondern auch weil die Vorbereitungen dazu der unruhigen Gemeinde fast ein ganzes Jahr etwas zu sorgen, zu besprechen und zu überlegen gaben⁶⁵.

Jacob blieb nur einige Tage zu Hause. Das neue Semester begann, neue Arbeit wartete, und außer diesen einleuchtenden Gründen hatte er noch einen andern, den er nicht aussprach.

Auch Nanette war diesen Winter über von großer Schweigsamkeit gegen ihre Familie. Zeiten des Glücks machen stolze Naturen still; und hätte es sie selbst zur Mitteilung gedrängt, so verbot es die Klugheit. Nur Sophie Ritschl war eingeweiht. In Gesellschaft lernten sie über die Köpfe der andern weg allein zu sein, mit dem Mittel der Liebenden, allgemein zu sagen, was persönlich gemeint ist. Bernays kam weiter in das Haus ihres Vaters, mit Büchern, zum Diskutieren. Es reizte ihn nicht mehr, zu sehen, wie er liebe; der zuschauende Doppelgänger in ihm meldete sich aber auch unwillkürlich: „Wer feine Nerven hat, kann sich selbst über seine Beziehungen zu den Menschen den Puls fühlen, wenn er ihnen die Hand gibt“⁶⁶, beobachtete er an sich. Da er Nanettes Festigkeit kannte, erschütterte ihn ihr schmiegsam weiches Gefühl: „Die Schwäche“, entdeckte er, „ist die wirksamste Kraft unter den Sterblichen.“⁶⁶ Er erlebte nun selbst, wieso ein energischer Mann wie Ritschl den Schwerpunkt seines Wesens in eine Frau verlegen konnte: er war im Dienst einer Idee aufgewachsen, mußte sich einer Idee bedienstet fühlen und machte Nanette zu seiner Idee. Aus dem Verzicht darauf, ganz allein auf sich gestellt zu sein, wuchs eine neue Kraft, ein neuer Stolz in ihm, ein neuer Sinn auch seiner Arbeit: „In einer Zeit, wo die einen mit zur Erde geheftetem Blick unter dem Joche des Materialismus keuchen, wo die andern, denen der Boden

⁶⁵ Fanny Heine 25. 11. 45.

⁶⁶ AE, undatiert.

unter den Füßen wankend geworden, unstet in allen Himmeln nach einem Halt umhertappen, müssen wir von Griechen und Römern lernen, ganze Menschen zu sein und zu leben als Lebendige.“⁶⁶ Er wurde ein anderer Mensch in diesen Monaten.

Außere Dinge kamen hinzu. Der Kreis der Freunde war auseinandergerengt. August Schleicher und Leopold Schmidt hatten im Laufe des Jahres ihr Dokorexamen bestanden, zu dessen Glanz Bernays als Opponent bei der lateinischen Disputation beitrug. Schmidt bereitete in Berlin seine Habilitationsschrift vor, Schleicher war körperlich zusammengebrochen und zur Erholung in Ostende, und Georg v. Bunsen, mit dem für den Winter gemeinsame Plato-Lektüre verabredet war, begleitete Schwester und Schwager nach Italien. Auch sonst war die Geselligkeit dieses Winters stiller. Die Thronbesteigung des ‚liberalen‘ Papstes Pius IX. rief in dem katholischen Rheinland Begeisterung hervor und gleichzeitig böse Seitenblicke auf das absolutistische preußische Regiment, das die Mißstimmung nur durch die Gründung einer offiziellen Zeitung bekämpfte und die Vorschläge bürgerlicher Führer des Handels und der Industrie wie Hansemann oder Harkort achtlos beiseiteschob. Die aufstrebende Industrie verlangte eine soziale Arbeitergesetzgebung, Volksschulen, Zollerleichterungen, eine Aktienbank. Nichts davon wurde ausgeführt; dafür griff der Staat mit einer Politik der festen Hand durch. Es kam zu Reibungen mit dem Militär; die Korpsburschen stürmten die Hauptwache in Bonn. Eine schwache Außenpolitik nahm der Regierung die Achtung, und als der König im Februar 1847 den Vereinigten Landtag einberief, stellte er als Gnade hin, was verbrieftes Recht war. Niemand zeigte sich diesem Regiment geneigt, überall gärte es. Gerade in diesem Wirrwarr waren die zwei Menschen am engsten und innigsten allein.

Ein grober Eingriff

Anfang März entdeckte Nanettes Vater die Beziehung. Er ging kurzerhand zum Kurator v. Bethmann-Hollweg und verlangte, dieser solle Bernays von der Universität verweisen. Tatsächlich ließ der Kurator den Studenten kommen und legte ihm freiwillige Entfernung nahe. Bernays schrieb einen verzweifelten Brief an Nicolas Berend: er lasse sich nicht befehlen, Nanette nicht mehr zu sehen. Sein weiteres Studium stand auf dem Spiel, die Promotion, ein Familienskandal. Onkel Nicolas verteidigte unschuldig, doch mit schlechtem Gewissen sich selbst⁶⁷: er habe nie daran gedacht, eine solche Neigung zu fördern; für Nanette müsse das Verhalten ihres Vaters doch außerordentlich peinlich sein; Bernays aber könne der ‚faux pas‘ des Kurators nur nützen, denn bei ruhiger Überlegung werde Bethmann-Hollweg sein Verlangen nicht aufrechterhalten können, ja durch besondere Förderung gutmachen müssen;

⁶⁷ Ber 15. 3. 47.

doch solle der Neffe nur ja darauf verzichten, Nettchen noch weiter zu sehen. Mit so überlegener Behandlung der Sache konnte Bernays nichts anfangen; das einzig Wirksame, den Schwiegervater zur Rücknahme seiner Anzeige zu bestimmen, versuchte Nicolas nicht einmal. Ritschl brachte die Affäre ins Gleichgewicht.

Alle Versuche, Nanette zu sprechen, mißlangen; sie blieb unsichtbar. Die Pessachfeiertage standen bevor; Bernays fuhr zur Großmutter nach Düsseldorf. Er kam ebenso verstört zurück. Es nützte nichts, Nanettes Namen aus seinem Merkbuch herauszuschneiden, wo er eine ihrer Äußerungen verzeichnet hatte; er konnte sie darum doch nicht vergessen. Kameraden versuchten ihn augenzwinkernd zu trösten, es reizte ihn nur noch mehr: „Die gewöhnlichen Menschen verstehen unter Liebe etwas so Niedriges, daß sie sich jedem, den sie früher ohne Weigerung über sich gestellt, sogleich für ebenbürtig halten, sobald sie erfahren, daß auch er einmal verliebt gewesen.“⁶⁸ Auch ein Versuch, sich durch Lektüre abzulenken, schlug fehl: Friedrich Schlegels ‚Lucinde‘ geriet ihm in die Hände, und dort fand er eben jene enge Verbindung zwischen Idee und Erlebnis wieder, von der er sich doch befreien wollte. Er hatte die Liebe zu Nanette so tief in sich eingesenkt, daß er sie nicht wieder herausreißen konnte, und es tröstete ihn nicht, daß der Bruch eher einem schlechten Scherz, einem Theaterstreich glich. Der Spottlustige hatte für Komik im eigenen Leben nicht den mindesten Sinn.

Die Arbeit war das einzige, was einigermaßen half. Seit dem vorhergehenden Jahr hatte Ritschl den Lieblingsschüler zu einer großen Unternehmung herangezogen, die sich seit einem Jahrzehnt fortschleppte, einer Ausgabe der Römischen Archäologie des Dionysios von Halikarnassos⁶⁹. Es war eine recht verzwickte Angelegenheit. Ritschls Freund Braun vom Archäologischen Institut in Rom hatte einen etwas närrischen jungen Südamerikaner aus Britisch-Guyana aufgetrieben, der sich als Geldgeber dafür einen Namen machen wollte. Ritschl sollte den Text bearbeiten, Braun den Kommentar liefern. Die wichtigsten Handschriften lagen teils in Rom, teils in Paris; eine Ausgabe war bei Didot in Paris, eine zweite gleichzeitig in England vorgesehen. Die Vergleichung der römischen Handschriften war fertig, die der Pariser hatte Ritschl auf einer Reise nur beginnen können und einem dortigen Freunde übertragen, der einen Griechen namens Sypsomos dafür anstellte. Der Grieche lieferte seit Jahren die Arbeit nicht; die französische Druckerei, der englische Verlag drängten; der Amerikaner schrieb, bald von Konstantinopel, bald von London, bald von Rom immer ungeduldigere Briefe, und Ritschl saß über seinem Plautus und hatte keine Lust dazu. Bernays arbeitete nun am Text mit und führte ein von Ritschl ausgearbeitetes Seminarprogramm während dessen Ferienreise zu Ende. Als es gedruckt werden sollte, machte sich das

⁶⁸ AE.

⁶⁹ Dionysios: *Ribbecke*, Ritschl II 90 ff.

Ausbleiben des Pariser Materials fühlbar. Am 18. Mai beschloß Ritschl, Bernays deshalb nach Paris zu schicken. Noch abends fuhr dieser nach Köln ab, so eilig, daß er vergaß, die für die Pariser Gelehrten bestimmten Exemplare seiner Lukrez-Arbeit zu sich zu stecken⁷⁰. Dem Brief, mit dem er sie von Ritschl nach Paris erbat, fügte er Grüße an die Frau Professorin bei mit dem wehmütigen Scherz, sie werde wohl mit Befriedigung sehen, daß er doch nach und nach die Kunst des Vergessens lerne...

Besuch in Paris

Das Paris des Bürgerkönigs Louis Philippe wirkte auf den Studenten, der das Vergessen lernen wollte, als ‚Kloake und Palast der Welt‘⁷¹: ein rauschender Verkehr, wie Bernays ihn nie gesehen hatte, prunkender Luxus in ganzen Reihen von Karossen, unbedenkliche Hast und Betriebsamkeit um die Börse herum, schamloser Reichtum und klaffendes Elend nebeneinander. Er war froh, durch seinen Auftrag einen festen Punkt in diesem Getriebe zu finden. Ritschl hatte ihn an Friedrich Dübner, den wissenschaftlichen Berater der Didotschen Officin, als ‚trefflichen Philologen Bonns‘ mit den Worten empfohlen⁷²: ‚Was Ihr ihm tuet, tuet Ihr mir‘, und Bernays' Anwesenheit zeigte schon, daß die Sache nun vorwärtsgehen solle. Eine zweite Empfehlung an Hase⁷³, den Direktor des Handschriftenkabinetts der Nationalbibliothek, öffnete diese Bibliothek zu bequemer Benutzung. Der alte Herr war vor fast fünfzig Jahren zu Fuß und auf gut Glück von Jena nach Paris gewandert und nun, zu Ehren und zu Jahren gekommen, die Zuflucht der Deutschen. Er erinnerte sich mit besonderer Freude an Ritschls Besuch vor einigen Jahren, da dieser, lebenswürdig und gewandt wie immer, es verstanden hatte, Hases ‚Nichte‘ für sich einzunehmen. Den Griechen traf Bernays wider Erwarten über der Arbeit; er selbst führte die Vergleichenungen durch, derentwegen er die Reise unternommen, und suchte nebenbei Scaliger-Handschriften. Morgens arbeitete er in der Bibliothek und lernte dort Littré kennen, der Hippokrates herausgegeben und D. Fr. Strauss' ‚Leben Jesu‘ ins Französische übertragen hatte, und Salomon Munk, dem eben der Nachweis geglückt war, der berühmte ‚Avicbron‘ der Scholastik sei mit dem jüdisch-spanischen Dichterphilosophen Ibn Gabirol identisch.

Die Nachmittage blieben für die Stadt frei. Die Führung übernahm Herr

⁷⁰ Vergessene Exemplare der Lukrezarbeit: 19. 5. 51 Rit.

⁷¹ Paris: 3. 7. 51 Hey.

⁷² Ritschls Empfehlung an Dübner und Billet von Sanden: Bonn *Varia philologica.

⁷³ Hase: Hermann Hüffer, Lebenserinnerungen, hrsg. E. Singer, Berlin 1914, 112; Ribbecke, Ritschl II 64.

⁷⁴ Littré: Grande Encycl. 22, 345 ff. (H. Marion).

Sanden, ein in Paris ansässiger älterer Schüler des Chacham, der, etwas geschwätzig, den leichten, galant scherzenden Ton des Landes mit echter Herzlichkeit gegen den Sohn seines Lehrers verband. Sie durchstreiften die winkligen Gassen um die Universität und die neuen weiten Alleen, sahen zwischen den grotesken Tierfiguren der Wasserspeier auf dem Turm von Notre-Dame auf das Gewimmel der Dächer nieder und bestiegen die Vendôme-Säule, die niemand mehr allein betreten durfte, seitdem bei den Engländern Selbstmord durch Herabstürzen von oben in Mode gekommen war. An den Ständen der Büchertrödler dem Seine-Ufer entlang stöberte Bernays hübsche alte Drucke antiker Autoren und ein paar Schriften seiner Lieblinge Montaigne und Diderot auf. Im Louvre sah er, was Malerei sein kann, wenn er auch, zum erstenmal vor solche Meisterwerke gestellt, mehr Blick für das Psychologische der Porträts und für die Auffassung mythologischer Themen hatte als für das eigentlich Malerische. Die Parfüme faszinierten ihn, doch an den prunkvollen Auslagen der Schaufenster und an lockend aufgetürmten Delikatessen ging er neidlos vorbei, höchstens daß sie ihm Gelegenheit gaben, Sanden von einem Gutachten des Chacham über die rituelle Zulassung ostindischer Schwalbennester für seinen Freund Adler, den Chief Rabbi in London, zu erzählen.

Mehr Eindruck machte auf ihn der Glanz einer Galavorstellung im Théâtre Français, das funkelnde Bild schöner Frauen in großem Schmuck und elegant befrackter Männer, den Chapeau claque unter dem Arm. Man gab Racines ‚Athalie‘. Die Rachel⁷⁵ spielte. Eine schlanke Gestalt trat auf die Bühne, über den langen Falten des griechischen Gewands ein schmales ovales Gesicht mit schwarzwelligem Haar, hochgeschwungene tiefdunkle Brauen über dem Weiß des Gesichts, ein energisch vorstoßendes Kinn und strenge, etwas gesenkte Lippen, die Flügel der feingebogenen Nase zuckend und, in tiefen Höhlen, zwei brennend schwarze Augen. Ihre Erscheinung allein, die magere Kraft, die schlanke, sprechende Hand gaben ein Gefühl von tragischem Adel, von der düsteren Leidenschaft dieser ‚echten Tochter ihres Stammes‘. Doch ihre Stimme! Man hatte diesen vollen Orgelklang, diese hohle schaurige Tiefe, diese weiche Süße nie an einem Menschen gehört; sie hätte keine Worte gebraucht, man vergaß die steifklappernden Alexandriner über einem Katarakt von Größe und Leidenschaft. Atemraubend war die Dämonie gekränkter Liebe, hilfloser Angst, tobender Wut; am größten ihre Meisterschaft beißender Ironie, fand Bernays nachher, als die Erschütterung verklang.

Nach dreiwöchigem Aufenthalt kehrte er nach Bonn zurück, das ihm doppelt klein vorkam, doch auch wie eine Insel des Geistes gegen das oberflächliche Treiben sozialen Elends und drohender Konflikte. Im Seminar las man ruhig den Aristoteles. Georg v. Bunsen war aus Italien zurück. Der große braune grüblerische Junge, dessen leuchtende blaue Augen die Schwäche ihrer Sehkraft nicht verrieten, konnte nur wenige Stunden des Tages lesen und war

⁷⁵ Rachel: AE; *Carl Schurz, Lebenserinnerungen*, Berlin 1906. I 286 ff.

deshalb für eine Zusammenarbeit dankbar, bei der Bernays das Vorlesen übernahm und er selbst ohne Ermüdung sein feines klares Urteil beisteuern konnte.

Hoffnungen auf eine Verfassung im absolutistischen Preußen

Die Verhandlungen der Vereinigten Landtage erweckten die Hoffnung, daß nun auch Preußen, entgegen den Wünschen des romantisch-schwärmerischen Königs, in die Bahn des Verfassungsstaates einlenken werde. Die ältere Generation, der der Aufschwung von 1813 noch erlebte Wirklichkeit war, fand in die alte Begeisterung zurück. Die jüngere wartete ab. Alle meinten, schrieb Georg v. Bunsen seinem Vater⁷⁶, dieses Ereignis sei von großem Einfluß auf die ganze Ansicht von preußischen Dingen und deutscher Zukunft; jedoch Begeisterung? –: „Nein, lieber Vater, die herrscht in meiner Generation nicht, Begeisterung für Dinge des Vaterlandes – und doch kommen wir uns vor als von demselben Stamme, welcher des jetzigen Jahrhunderts erste Jugend mitlebte: aber der unerwartete Druck, welcher unsere jetzt dreißig- und vierzigjährigen Männer verdüstert oder versteinert hat, ist ein Abmäßiger aller warmen Gefühle zu Verstandesreflexionen geworden. Keine Begeisterung – und vielleicht sind die Dinge noch nicht danach –: aber eine Teilnahme, ein ernstes Fragen und Wünschen, ein rechtes Sehnen danach, ein Meer zu erblicken, wo jetzt noch soviele Strömchen neben- und durcheinanderfließen, eine Freude und einen wahren Stolz würdest du überall erblicken.“

Auch diesmal blieb Georg v. Bunsen nicht lange in Bonn; schon zu Anfang des Sommers kehrte er als Sekretär seines Vaters nach London zurück. Bernays schenkte ihm zum Abschied einen der hübschen Drucke, die er aus Paris mitgebracht hatte. Bis auf den freundschaftlichen Verkehr in Ritschls Hause blieb er sehr allein. Von Nanette und ihrer Familie hörte er nichts mehr, und doch spürte er sie noch immer überall in der Stadt. Er fühlte plötzlich die eigentliche Jugend hinter sich liegen: „Das Beste an der Jugend ist der Mangel an Erfahrung.“⁷⁷

Es war ein überwältigend reicher Sommer. Die Apfelbäume brachen fast unter der Last ihrer Früchte, die Ähren trugen bis zu hundertfünfzig Körnern, der Wein wuchs reichlich und üppig. Bernays ging in der Poppelsdorfer Allee spazieren, machte griechische Abschriften für Ritschl, gab einem Engländer Stunden, arbeitete weiter am Dionysios und nahm am Seminar teil. Für sich studierte er Bacon⁷⁸. Er kam wieder ins Grübeln über sich: „In der Einsamkeit gibt man sich selbst Audienz und dann kommt Gott hinzu.“⁷⁷ Das Grübeln steigerte sich bis zu einer Stimmung der Welt- und Menschenverachtung. „Man braucht jetzt“, trug er in sein Tagebuch ein, „weder tausend

⁷⁶ Georg v. Bunsen 20. 5. 45 an seine Eltern, 22. 6. 47 an seinen Vater.

⁷⁷ AE.

⁷⁸ Bacon: 14. 1. 51 Ber.

Frauen gehabt zu haben noch König gewesen zu sein, um einzusehen, daß Alles eitel ist. Mit etwas Verstand sieht man das schon zu zwanzig Jahren gründlichst ein. Von diesem Zeitpunkt an beruht die schwere Kunst zu leben darauf, sich und das Seinige und die Dinge des Lebens überhaupt *wichtig zu nehmen.*“⁷⁷

Aus dieser Stimmung riß ihn Leopold Schmidt, der zur Habilitation von Berlin kam, mit einer wohlhabenden Braut verlobt und entschlossen, gleich nach der Hochzeit zu längerem Aufenthalt nach Italien zu gehen und Bernays mitzunehmen. Seit Winckelmann und Goethe galt der Anblick südlicher Natur und antiker Kunst als der letzte Schliß menschlicher Bildung; auch Ritschl pflegte zu sagen, in Italien werde der ganze Mensch umgewendet.

Vor der Reise mußte das Examen⁷⁹ erledigt sein. Ritschl riet, eine Seminararbeit für Welcker, über Heraklit, zu diesem Zweck zu vervollständigen. Es hätte nahegelegen, die Lukrez-Arbeit zu einer Ausgabe zu erweitern, doch war der Auswertung der Preisarbeit Karl Lachmanns Lukrez-Ausgabe zuvor gekommen⁷⁹, und obwohl dieser selbst Bernays' Arbeit lobte und der Altmeister G. Hermann⁸⁰ in Leipzig, Ritschls Lehrer, ihn mit schmeichelhafter Anerkennung zur Weiterarbeit aufforderte, war ihm die Lust dazu vergangen.

Im Sommer fuhr Bernays zur Silberhochzeit seiner Eltern nach Hause. Seine Angehörigen fanden ihn in dem einen Jahr sehr verändert: „Fast keines von ihnen hat mich beim ersten Wiedersehen erkannt, und meine Mutter sogar sagte noch gestern, ich käme ihr garnicht vor, als wenn ich ihr Sohn wäre“, berichtete er Ritschl. Auch er sah die alte Umgebung mit neuen Augen. Die Stadt, nach dem Brand schöner wiederaufgebaut, könne, meinte er, selbst in ihrem neuen Kleid kaum in Betracht kommen, wenn man Paris gesehen hat. Eine Menge von Besuchen und Gegenbesuchen hielt ihn von der Arbeit ab. „Aus diesen unausweichbaren Leiden eines Heimkehrenden“, gestand er dem Lehrer, „erwuchs mir nur das Vergnügen, recht viele Leute innerlichst auslachen zu können, und der Nutzen, das Wesen und Treiben der ‚Hamburger Bürger‘ in präzisen Ausdruck fassen zu lernen, welcher dahin lautet, daß dieses Krämergezücht glaubt, Gottes große Welt sei nur dazu da, um in ihrem größeren Teile einen Gegenstand des Feilschens und Schacherns abzugeben – denn das tun hier nicht die Juden allein –, alles andere aber trage die ehrenvolle Bestimmung, den vom Feilschen und Schachern augenblicklich Ermüdeten ein nötiges *Spiel* der Erholung zu gewähren. Und hauptsächlich dieser Mangel alles auch nur erheuchelten Ernstes außerhalb der Börse, dieses Coquettiren mit der Gemeinheit ist es, was mir den hiesigen Aufenthalt unerträglich macht.“⁷⁹

⁷⁹ 13. und 30. 9. 47 Rit.

⁸⁰ G. Hermann 4. 6. 47.

Berufsentscheidung

Erst nach den Feiertagen war der Chacham zu einem Gespräch über die endgültige Erlaubnis für des Sohnes Berufswahl und über den Plan der italienischen Reise zu bringen. Er erhob keinen Einwand mehr. Auf die Reise schien alles hinzudrängen, Bernays fühlte sie sich ‚vom Schicksal bestimmt‘. Denn auch sein alter Lehrer Isler schlug ihm vor, mit dem Dr. jur. Theodor Mommsen zu fahren, der Italien schon kenne und zu einer abermaligen Reise Gesellschaft suche. Es handle sich um den Plan eines großen lateinischen In-schriftenwerkes. Bernays fand für eine solche Arbeit doch ‚mehr erforderlich als bloße Juristerei‘ und war sich zu gut dafür: „Ich werde mich natürlich besinnen“, schrieb er an Ritschl, „mich zum Feigenblatt für die Blößen eines Andern herzugeben, solange mir eine soviel lockendere Aussicht, wie die durch Schmidt dargeboten ist, offen bleibt.“⁸¹ Er traf den jungen Dozenten ohne Professur einmal auf der Stadtbibliothek (Mommsen gab Unterricht am Mädchenpensionat seiner Tante in Altona); es kam zu keiner Vereinbarung. Ende Oktober fuhr er über Hannover und Düsseldorf nach Bonn zurück.

Der Winter verging mit der Arbeit an der Dissertation. Von der Familie Cahn sehe und höre er nichts, schrieb Bernays nach Hannover, ‚fühle mich auch sehr behaglich dabei und lasse mir meinen Herzensfrieden gedeihlich sein‘⁸².

Doktorexamen

Die Dissertation war schon Ende Januar fertig, in elegantem Latein geschrieben und Ritschl gewidmet, dessen väterlicher Hilfe auch im Lebenslauf ein Homer-Zitat dankte. Sie wies nach, daß im ersten Buch von Hippokrates' Schrift ‚Über Diät‘ Heraklit benutzt ist und schälte dessen Gedanken aus dem medizinischen Werk heraus. Von den beigegebenen zwölf Thesen betrafen zehn philologische Einzelfragen; die erste sprach keck einem großen Teil der Philologie die Bedeutung ab und hob den Unterschied zwischen Kunst und Technik der Wissenschaft hervor: zwischen der sogenannten niederen Kritik und der eigentlichen Philologie sei das Verhältnis wie zwischen Grammatik und Poesie. Die letzte These stellte dialektisch zwei gegensätzliche Aussprüche nebeneinander: „Kein Denkmal alter Zeiten ist für uns verlorengegangen, dessen Verlust wir zu beklagen hätten“ (Hamann); „Die Zeit ist wie ein Fluß, auf dem das Leichte schwimmt, untersinkt das Schwerere“ (Bacon).

Die Fakultät erkannte der Arbeit das Prädikat höchster Auszeichnung zu. Schwieriger sah es mit den Kosten des Examins aus. Zwar richteten Ritschl,

⁸¹ Treffen mit Mommsen: 13. 9. 47, 18. 8. 54 Rit.

⁸² 17. 11. 47 Ber.

Welcker und Brandis zusammen einen Antrag⁸³ an das Ministerium um einen staatlichen Zuschuß, doch war dessen Gewährung zweifelhaft. In dieser Not bot Nicolas Berend von sich aus Hilfe an und übersandte sofort, mit Unterstützung anderer Familienmitglieder, die hundertfünfzig Reichstaler, die das Examen erforderte.

Am 14. März 1848 fand die Doktordisputation feierlich statt. Vor vollbesetzten Bänken verteidigte Bernays seine Thesen. Es war mehr als eine Formalität: je schärfer der Kampf, desto höher die Ehre. Darum ließen die Opponenten, der getreue Leopold Schmidt und zwei weitere Kameraden vom Seminar, es an Angriffen nicht fehlen, und auch die Professoren mischten sich mit heiklen Fragen ein. Ritschl hatte sich eigens für die Promotion zum Prodekan ernennen lassen⁸⁴, und als nach geendetem Streit Bernays auf der Tribüne mit Doktormäntelchen und Baret bekleidet und das große Buch aufgeschlagen und zugeschlagen war, gab er ihm schallend den Doktorkuß, der den Schüler zum Meister, zum gleichberechtigten Genossen in der Wissenschaft erhob. Ein Festmahl beschloß den Tag.

Ein Posaunenstoß der Weltgeschichte schien die leichten Bowlingläser zitternd erklingen zu lassen. Das einzige Thema war die Revolution in Frankreich; daß mit dem Aufstand in Wien und Metternichs Flucht die Ereignisse auch in die Nähe rücken würden, wußte man in Bonn noch nicht. Bernays war froh, das Examen hinter sich zu haben, so wenig er sich aus diesem ‚letzten Rest mittelalterlichen Zunftwesens‘ machte. „Eine gewisse Befriedigung gewährt es mir“, schrieb er mit dem Dank für Nicolas Berends Hilfe dazu⁸⁵, „gerade an einem Scheidepunkt der Weltgeschichte meine Ausbildung, soweit sie von Lehrern und Anstalten empfangen wird, beendet zu haben, und als äußeres Zeichen eines solchen Abschlusses ist mir auch die Doktorzeremonie nicht ganz ohne Bedeutung. Ob aber nicht auch die Wissenschaft so gut wie das politische Leben in ganz neue Bahnen geführt werden wird, und ob nicht Vieles von der *ci devant* Weisheit der Weisen zum Gespött der Kinder in kurzer Zeit dienen wird, das für unwahrscheinlich zu halten, können sich nur diejenigen überreden wollen, welche aus ihrer Weisheit einen Erwerb gemacht haben. Ich bin froh, daß ich amtlos bin und unbefangen dem Gottesspiel zuschauen kann, das an Umfang des Schauplatzes, an Zahl der Handelnden und endlich an Bedeutung und Gegensatz der kämpfenden Prinzipien dem Größten an die Seite treten wird, was die Menschheit seit dem Sturz des Römerreichs gesehen hat.“

⁸³ Antrag betr. Kosten: 13. 2. 47 Ber.

⁸⁴ *Ribbeck*, Ritschl II 39; *Usener*, Ges. Abh.

⁸⁵ 16. 3. 48 Ber.

III.

PRIVATDOZENT IN BONN

1848–1853

Die Revolution von 1848

In eine dumpf erregte Schwüle war Ende Februar die Nachricht vom Ausbruch der Revolution¹ in Paris wie ein Erdbeben gefallen. Den ganzen Rhein hinauf pflanzte die Erschütterung sich fort, in aufgeregten Volksversammlungen mit noch unklarem Programm, in Gerüchten, Ängsten und Träumen. Die Weltuhr stand nicht mehr still wie seit so langen Jahren. Selbst die Natur schien sich zu recken: ein Frühling zog ins Land von einer Blütenpracht, ‚wie die Welt noch keinen sah‘. Durch die Menschen ging es wie ein Rausch; keiner konnte mehr für sich, keiner ruhig bei der Arbeit bleiben. Von früh bis spät waren die Straßen und Plätze gefüllt. Studentengruppen zogen von Kneipe zu Kneipe, dann wieder auf den Markt, was es dort Neues gebe. Plötzlich war man mit wildfremden Menschen im Gespräch. Und immer gab es Neues. Die alten Gewalten fielen in sich zusammen; Baden, die beiden Hessen gaben liberale Gesetze heraus, Preußen berief zögernd den allgemeinen Landtag wieder ein. Mit der Revolution in Wien und Metternichs Flucht brach ein System zusammen, das dreißig Jahre des Friedens und des europäischen Gleichgewichts mit politischer Kirchhofsruhe erkaufte hatte.

Die Gerüchte² gingen über die Tatsachen noch hinaus. Man befürchtete kriegerischen Überfall von Frankreich her, Aufwiegler sollten überall ihr Wesen treiben, kommunistisch verhetzte Bauern schon die Säcke für ihre Beute bereit halten, die Fabrikarbeiter aus Poppelsdorf Überfälle planen. Nachts klirrten die Säbelscheiden der neugebildeten Bürgerwachen auf dem Pflaster, zur Beruhigung der vor der Stadt wohnenden Professoren. Da die Patrouillen nichts Gefährlicheres fanden als einmal einen betrunkenen Gastwirt, den seine Frau mit einer Flasche Champagner auslöste, ‚verhafteten‘ die Studenten eine Bürgertruppe, um auf der Wachtstube Brüderschaft mit ihr zu trinken. Ganz aus der Luft gegriffen waren die Befürchtungen der Besitzenden nicht; große Banken in Bonn und Köln stellten ihre Zahlungen ein. Nanettes Bruder, der Bankier, ließ sich einen eisernen Turm³ bauen, der, wie Bernays Nicolas Berend erzählte, „durch die Festigkeit seiner Bauart

¹ *Rochus v. Liliencron*, Lebenserinnerungen, Deutsche Rundschau 154 (1913) 399 ff.; *Carl Schurz*, Lebenserinnerungen, Berlin 1906, I 116 ff.; *Hans Kersken*, Stadt und Universität Bonn in den Revolutionsjahren 1848/49 (= Rhein. Archiv Bd. 19), Bonn 1931, 27 ff.

² Gerüchte: 18. 3. 48 Ber; *Ribbeck*, Ritschl II 157.

³ Eiserner Turm: 18. 3. 48 Ber; *Kersken* 30.

die Bewunderung sowie durch die Wahl gerade der Turmform das Lächeln der Besucher“ erregte; „wenn er nur“, fügte er hinzu, „nicht eine oder vielmehr die ‚verwünschte Prinzessin‘ in den eisernen Turm sperrt und so inmitten der Schrecken unsres Jahrhunderts das Zaubhafte eines mittelalterlichen Märchens verwirklicht...“

In dem Schwanken zwischen allgemeiner Freiheitsbegeisterung und der Angst vor völligem Zusammenbruch der deutschen Verhältnisse wandten aller Augen sich dem König von Preußen zu: ein großer freier Schritt konnte Preußen die Führung, der ganzen Bewegung die Einheit verleihen und drohende Radikalisierung verhindern. „Sogleich und alles, was die konstitutionelle Monarchie ausmacht, aber keinen Fußbreit weiter“⁴, war Dahlmanns Parole. Doch einer von ihm verfaßten Adresse an den König, die die älteren Professoren allein unter sich beraten hatten, verweigerten die Privatdozenten die nachträgliche Zustimmung und sprachen von zu ängstlicher Halbheit dieser ‚Geheimratspartei‘. Ritschl stand vermittelnd dazwischen und fand auch für die leidenschaftlich aufgewühlten Studenten den rechten Ton. Sie neigten in ihrer Mehrzahl, wie die verarmten Handwerker, den Demokraten zu, während die bürgerliche Masse blind den katholischen Priestern und den ultramontanen Juristen der katholischen Fakultät folgte, ohne sich darum von der allgemeinen Begeisterung auszuschließen.

Einen Höhepunkt erreichte das ziellos bewegte Treiben an dem Sonntag nach Bernays' Promotion, dem 19. März. Es war Purim, und der Vergleich zwischen diesem historischen Befreiungsfest und dem Freiheitstrubel auf den Straßen löste in ihm einen eigenartigen Widerstreit des Empfindens aus: mit dem einen Fuß stand man in einer durch lange Tradition gefestigten Vergangenheit, mit dem andern in der unsicher flutenden Gegenwart. In der froh bewegten Menge fielen wüste Gestalten, finstere Gesichter auf; wunderlich widersprechende Gerüchte liefen um. In Berlin sollten neue freie Gesetze, ja eine neue Verfassung erlassen, sollten gleichzeitig blutige Barrikadenkämpfe ausgefochten worden sein. Erst am nächsten Tag traf der Wortlaut der königlichen Proklamation ein, die den baldigen Erlaß einer Verfassung verhielt und den Landtag beschleunigt einberief. Auf offenem Markt las einer sie der Menschenmenge vor, die sich umhertrieb, obwohl es Werktag war. Die Menge stimmte Arndts Lied ‚Was ist des Deutschen Vaterland‘ an; erst als der baumlange junge Privatdozent Rochus v. Liliencron auf den Kutschbock eines leerstehenden Wagens sprang und ein begeistertes Hoch auf den König ausbrachte, klang es kräftig zurück. Unter den Klängen des Liedes holte man Arndt und Dahlmann aus ihren Wohnungen, eine tausendköpfige Menge geleitete sie zum Marktplatz, voran der Privatdozent Kinkel, der eine mächtige schwarzrotgoldene Fahne trug. Der Oberbürgermeister begrüßte vom Rathausbalkon die neue Freiheit; Arndt sprach bewegt ein paar Worte, dann

⁴ Dahlmann: *Springer* II, 206, 209.

hielt Kinkel eine zündende Rede auf das ‚große, unvergängliche, durch unsere Eintracht heilige deutsche Reich‘. Der Schwung seiner Beredsamkeit riß die Zuhörer mit, und ihre Begeisterung trug ihn: ‚von heute an fürchtet der Deutsche nichts mehr‘, rief er aus. Man berauschte sich an der Luft der Freiheit; den ganzen Tag setzte der Jubel sich fort; abends war die ganze Stadt illuminiert, man brachte Arndt einen Fackelzug.

Desto schlimmer war der Rückschlag am nächsten Morgen: man hörte von den Barrikadenkämpfen in Berlin, der Demütigung des Königs, der Flucht des Prinzen von Preußen nach England. Die Luft der Freiheit bekam einen Brandgeruch. Nun löste eine Versammlung die andere ab; immer hitziger wurden die Reden, immer ausschweifender die Forderungen. „Soviel sieht man“, schrieb der Vierundzwanzigjährige, „daß in Deutschland zunächst die Leute des ‚Zu früh‘ ihr Wesen treiben, nachdem die Leute des ‚Zu spät‘ für lange vernichtet sind. Aber wer wird den rechten Punkt treffen, der *nicht* immer in der Mitte zu liegen braucht, wenn auch allemal zwischen zwei Extremen? Die Masse sicherlich nicht, und die einzelnen Persönlichkeiten haben noch nicht Zeit gehabt emporzukommen.“⁵

Der junge Doktor war in einer merkwürdigen Schwebelage zwischen allen Parteien: nicht mehr Student, noch nicht Privatdozent, ohne Interesse des Besitzes oder bürgerlicher Bindung, doch ebensowenig Proletarier wie Revolutionär. Seine religiöse Überzeugung ließ dem Denken freien Lauf, doch Überlegen engt das Handeln ein. Er blieb Zuschauer in dem ‚Gottesspiel‘.

Selbst seine Wünsche teilten sich zwischen den Parteien. Eine tiefe, schweigsame Leidenschaft für die Freiheit und Erfahrungen über die Wirkungen politisch kurzsichtiger Kleinstaaterei wiesen ihn der gemäßigten Linken zu; Verständnis für seine nationalreligiöse Auffassung des Judentums war eher von der Rechten zu erwarten, die dafür alle Berufspläne unmöglich machen würde. Gottvertrauen für sich selbst und eine lächelnde, begeisterte, hoffnungsschwere, angstvolle Skepsis den Ereignissen gegenüber war seine Stimmung in den Monaten der Revolution.

Die augenblicklichen Zustände schienen ihm keineswegs günstig. Ein Zuschuß des Ministeriums zu den Promotionskosten wurde abgelehnt. Der Engländer, dem er den ganzen Winter über Stunden gegeben, schien sein Geld verloren zu haben; Bernays' Haus- und Speisewirt konnte nicht bezahlt werden⁶. Der Kurator v. Bethmann-Hollweg sperrte und sträubte sich gegen die Habilitation eines Juden⁷: unter fünf Jahren Wartezeit sei nicht daran zu denken. So hätte Bernays reichlich Zeit für seine italienische Reise gehabt; in Italien aber war ebenfalls Revolution, an gemächliches Reisen vorläufig nicht zu denken.

⁵ 18. 3. 48 Ber.

⁶ Finanzielle Sorgen: Bermann Bernays, Juli 48.

⁷ v. Bethmann-Hollweg: 10. 5. 48 Rit, 15. 5. 48 Ber.

Universität und Politik

Doch das Privatleben war augenblicklich unwichtig. Dahlmann, von dem neuen liberalen Ministerium des Grafen Arnim zur Beratung seines Verfassungsentwurfs nach Berlin berufen, wurde mit einem Bankett verabschiedet. Die Studentenversammlungen, seines Ernstes beraubt, neigten zum Tumult. Ritschl als Dekan hatte Mühe, sie einigermaßen zu bändigen. Einem der Jungen, der sich durch radikales Redefeuere besonders hervortat, legte er einmal am Ausgang die Hand auf die Schulter: ‚Wie heißen Sie?‘ Carl Schurz. ‚Wie alt sind Sie denn?‘ Neunzehn. ‚Schade, zu jung fürs Nationalparlament.‘⁸ Mit dieser Feststellung begann eine politische Laufbahn, die bis zur politischen und geistigen Leitung der Deutsch-Amerikaner führen sollte. Außer den allgemeinen Wünschen politischer Art hatten die Studenten noch besondere für sich selbst. Nicht einmal ihre Versammlungsfreiheit war unbestritten. Ritschl mußte sie gegen den verhaßten Universitätsrichter v. Salomon durchsetzen, dessen Entfernung einer der Hauptprogrammpunkte war: ein Pereat gegen ihn wurde so zur Kneipenregel, daß es den Namen Salamander⁹ bekam. Auch die konservativen Professoren mißbilligten dieses weitgehende Verständnis Ritschls für die Jugend mehr oder weniger offen und beschränkten sich auf Klagen über deren Radikalisierung.

Bernays versuchte dem verehrten Lehrer mit einem Zeitungsartikel¹⁰ zur Seite zu treten, der sehr vorsichtig die Interessen gegeneinander abwog. Auch er wollte das Universitätsrichteramt beseitigt, das Versammlungsrecht der Studenten bestätigt sehen. Dann eine Verbeugung vor den älteren Herren: es sei zu hoffen, daß „in einer vollständigen Vertretung des Volkes auch den akademischen Professoren die gebührende Stimme zuteil werde“ – aber, ließ er zwischen den Zeilen lesen, damit seien die Studenten nicht auch schon mitvertreten: leider erinnerten sich 40- bis 50jährige selten, daß sie auch einmal zwanzig waren; daher eine viel beklagte, nie gefüllte Kluft zwischen Studenten und Professoren. Er schloß mit einem Aufruf an die Jugend, auszusprechen, was sie wünsche (und zwar, gab er zu verstehen, nicht in aufgeregten Versammlungen): in den Ferien solle in Frankfurt am Main ein Studentenkongreß abgehalten werden. Gerade darauf, auf eine besonnene Ordnung, richteten sich die Wünsche Ritschls, der gleichzeitig eine Gruppe befreundeter Professoren zur Beratung einer neuen Dozentenordnung gewann und bei der Gründung einer Zentral-Bürgerversammlung¹¹ mitwirkte, die regelmäßig tagte und oft 1500 bis 2000 Menschen in die Ulanenreitbahn rief.

In der praktischen Politik, und sei es nur dem kleinen Zipfel der Studenten-

⁸ Schurz I 130.

⁹ Salamander: Schorn I 62 f.

¹⁰ Zeitungsartikel: 24. 3. 48, Bonn, *Varia.

¹¹ Zentralbürgerversammlung: Kersken 37, 146.

politik, ließ Bernays es bei dem einen Versuch bewenden; auch öffentlich meldete er sich nie zum Wort. Als der Kurator seinen Widerstand gegen die Habilitation langsam aufgab und Ritschl als Dekan sich Anfang April, auf die Anfrage des Ministeriums hin, für die Zulassung von Juden zu den akademischen Lehrämtern aussprach¹², war nur die auch von den übrigen Professoren warm befürwortete Habilitationserlaubnis abzuwarten, und Bernays fuhr, im Trubel der zur Schleswig-Holsteinschen Erhebung eilenden nordischen Studenten, im April nach Hamburg.

Die Fahrt ging über Hannover, wo er im Gegensatz zu der Bonner Aufregung alles in stumpfer Ruhe fand. „So zäh hätte ich mir das Phlegma oder die Schleimigkeit dieser Menschen nicht gedacht“, schrieb er an Ritschl¹³ und empfahl Hannover als sicherste Zuflucht vor den in Bonn noch immer befürchteten Übergriffen des Proletariats.

„Bei meiner Fahrt von Hannover hierher nach Hamburg“, berichtete der Brief weiter, „fand ich den ‚gemäßigten Fortschritt‘ äußerlich an der Eisenbahn dargestellt. Man hatte vor einen unabsehbaren, mit Kriegsmaterial beladenen Zug nur eine Lokomotive gespannt, die so hannöversch vorwärts zog, daß man bequem hätte zu Fuß Schritt halten können.“

In Hamburg selbst war es nicht viel anders: „Keiner scheint es sich klar gemacht zu haben, daß die merkantilitische und somit auch die politische Selbständigkeit dieser Republik der allgemeinen deutschen – nun! für jetzt noch Einigkeit zum Opfer fallen muß. Man sieht nur auf die Banquerotte und das schleswig-holsteinsche Waffenspiel...“¹⁴

Nur seinen Vater fand Bernays durch die Zeitereignisse ‚sichtlich vergnügt und erfrischt‘, bereit, sich über die Ursachen und voraussichtlichen Folgen der Umwälzung in lange Gespräche einzulassen, während seine Umgebung ‚in dumpfes maulaufsperrendes Staunen versenkt‘ blieb. Er hatte entschlossen seinen Namen an die Spitze eines an die Hamburger Juden gerichteten Wahlaufrufs für Gabriel Riesser gesetzt, ohne des alten Streitens zu gedenken.

Wie es weitergehen solle, war von Hamburg aus auch nicht besser zu übersehen. Die Nachrichten aus Bonn klangen so pessimistisch wie die über den weiteren Gang der Ereignisse. Bei den Wahlen zur Nationalversammlung war Dahlmann, trotz Arndts Flugblatt ‚Wahlmann, wähle Dahlmann‘, einem katholischen Kandidaten unterlegen; die ultramontane Partei wurde so mächtig, daß zeitweise selbst der Weiterbestand der Universität gefährdet schien. Bernays dachte schon daran, den Sommer in Hannover zu verbringen, falls die Italienreise auch weiterhin unmöglich sei. In Hamburg war er ‚im Familienleben gefangen, d. h. in einem Zustande, in dem man vor lauter Zurüstungen zum Leben nie zum Leben gelangt‘¹⁵, im Arbeiten behindert, von dem ‚Gestank des Hochmuts‘¹⁶ der Geldleute abgestoßen. Schon hatte

¹² Rit 5. 4. 48; *Kersken* 117.

¹⁴ 27. 4. 48 Ber.

¹⁶ ‚Gestank des Hochmuts‘: 15. 5. 48 Ber.

¹³ Hannover: 17. 4. 48 Rit.

¹⁵ Familienleben: 30. 5. 48 Rit.

seine Mutter, auf einen energischen Wink aus Hannover hin, schöne neue Kleidung für ihn angeschafft, da sagte er den Besuch wieder ab, voller Bedauern über den unnützen Aufwand: er werde jetzt für einen Reformanzug werben, das billige ‚Kalabreser Kostüm‘, das ihm ein aus Rom kommender Maler zur Verbreitung unter den Studenten empfohlen habe.

Eine leise Hoffnung zeigte sich, ein nicht unbeträchtliches jüdisches Stipendium¹⁷ in Hamburg zu erlangen, das, ursprünglich zur Erleichterung der ersten Privatdozentenjahre bestimmt, jetzt als Reisezuschuß vergeben wurde. Für beide Zwecke konnte Bernays es mit gutem Grund in Anspruch nehmen, nur würde es in frühestens einem halben Jahr erst ausgezahlt werden.

Gleichzeitig schien auch die Habilitation sich zu beschleunigen: Bethmann-Hollweg, der seine Stellung schwanken fühlte, fand es besser, einige Wochen von Bonn abwesend zu sein; inzwischen führte Brandis die Geschäfte des Kurators¹⁸. Ein Jahr werde es höchstens dauern, nahm Bernays an. Ganz überraschend kam die Erlaubnis zur Habilitation schon Mitte Juni, einen Monat vor dem Erlaß, der den Juden allgemein den Zugang zur Dozentur eröffnete; sie enthielt gleichzeitig, im Hinblick auf die zusätzliche Schulzeit am Akademischen Gymnasium, die Befreiung von der vorgeschriebenen zweijährigen Karenzzeit zwischen Studium und Habilitation. Der Sohn des Geistlichen Beamten der Deutsch-Israelitischen Gemeinde Hamburg war noch nicht vierundzwanzig Jahre alt.

Die Einladung nach Hannover war abgesagt worden, weil Bernays es vorzog, nach Berlin zu Leopold Schmidt zu fahren. Die Erlaubnis zur Habilitation ließ ihn die Abreise beschleunigen, ohne die Entscheidung über das Stipendium abzuwarten.

Stimmungsbericht aus Berlin

Leopold Schmidt wohnte Französische Straße 25. Bernays hatte es nicht nur ‚bequem wie ein Rentier‘ bei ihm, er war auch mitten in den Ereignissen. Ein paar Tage zuvor hatte die Menge das Zeughaus gestürmt, und die Erregung klang noch nach. Zu Hause ängstigte man sich um ihn. Es sei aber, beruhigte er die Eltern¹⁹, so still, daß man sich nur über die Leute wundern könne, die aus Berlin geflüchtet seien: „Man fühlt sich im Gegenteil bei Abwesenheit der früheren Beamten- und Polizeigesichter viel sicherer, und wenn an den Toren, die sonst von blitzenden Uniformen strotzten, einem die Bürgerwehr, d. h. Leute, die mit abwechselnd schwarzen oder grünen Hosen, mit Frack oder Kittel bekleidet sind, entgegengähnt, so will einem das gar traulich und heimisch vorkommen.“ Allerdings sei die Bürgerwehr schlecht organisiert und in sich gespalten.

¹⁷ Stipendium: 5. und 30. 5. 48 Rit.

¹⁸ *Kersken* 117.

¹⁹ Berlin: 19. 6. 48 Eltern.

Ein politischer Stimmungsbericht²⁰ für Ritschl, wenige Tage später, fand nichts als ‚Farblosigkeit, höchstens Blässe der Furcht und Grau der Verwirrung‘ in Berlin, lehrreich zwar zum Zusehen, doch noch das lockerste Wort sei fester als dieses unfeste und fließende Treiben. Und bei Berend fragte Bernays spöttisch an²⁰, ob er nicht ein Amt wolle, es sei leichter zu haben als ein Laib Brot, er selbst habe allerdings deswegen seine Abneigung gegen Gelegenheitskäufe noch nicht aufgegeben. Man könne angesichts des Tons, woraus die Diplomaten und Parlamentarier der Zukunft geformt würden, nur mit Achselzucken antworten und hoffen, daß die Revolution latente Kräfte noch hervorlocke, oder man müsse jede Hoffnung aufgeben und in ruhiger Ergebung zusehen: „Die Stimmung, die ich in verschiedenen Kreisen zu beobachten Gelegenheit hatte, ist die einer *dummpfen* Aufregung, und hier wie anderswo kann man mit Recht zweifeln, ob vielleicht die ganze bisherige und jetzige Verwirrung nicht das bloße Mischen der Karten sei, das eigentliche Spiel aber erst in Zukunft seinen Anfang nehmen soll.“

Eine Nacht lang hielt Bernays mit Leopold Schmidt zusammen Wache im Schweizersaal des Schlosses, das nach dem Märzsturm zum ‚Nationaleigentum‘ erklärt worden war. Sie machten merkwürdige Figur, die beiden, neben den Studenten²¹ mit Schleppsäbel und Flinte, mit der Feder am grauen Heckerhut, und neben den biedereren Gestalten der Bürgerwehr: der ‚kleine Schmidt‘²² mit dem kurzbeinig, schwachen Körper und dem edlen Kopf, schwerfällig in der Bewegung, doch mit lebhaftem Händenspiel, und der kleine, schlanke, kurzsichtige, nervöse Bernays mit Brille und schwarzem Backenbart, der, das Gesicht umrahmend, nicht lang genug für den modisch beliebten Schmuck eines freien Mannes, doch immerhin vor der Mißdeutung als glatt-rasierter Reaktionär schützte... Man sprach halblaut in dem hallenden Saal mit den flackernden Windlichtern und tiefen Schatten. Die Studenten gaben einander Rätsel auf, um frisch zu bleiben. Es war ein sonderbares Gefühl, als Jude, wenn auch noch so unrevolutionär und unmilitärisch, die Nacht im Schloß der Könige von Preußen zu durchwachen; Bernays ging mehr aus sich heraus als sonst. Ganz von selbst kam die Rede auf die Frage der Monarchie. „Alles, was man beweisen muß“, sagte er, „ist ohnmächtig. Nur ein verhülltes Prinzip hat Kraft; sein allmähliges Sterben geht im allmählichen Abfallen der Hüllen vor sich, und wenn es nackt dasteht, so ist es tot. Solange die Monarchie von Gottes *Gnaden* bestand, konnte sie sich halten. Sobald sie aber ein erklärendes Recht zu Hilfe nimmt, wird sie angreifbar wie einst in England. Auch das Heidentum“, führte er die Parallele fort, „hat sich erst

²⁰ Stimmungsbericht: 22. 6., 14. 7. 48 Rit, 22. 6. 48 Ber.

²¹ Studenten: *Paul Heyse*, Jugenderinnerungen und Bekenntnisse, 5. Aufl., Stuttgart und Berlin 1912, I 99.

²² Leopold Schmidt: 22. 7. 62 Wel; *Liliencron* 389; *Tb. Birt*, ADB 54, 109; *Hermann Cohen*, Leopold Schmidt, Neue Jahrb. f. Philol. u. Pädagogik 154 (1896), 2. Abt. 473 ff.

im Neuplatonismus selbst erklärt und ganz verstanden, und da war es mit seinem Glanz, mit seinem Leben vorbei.“²³

Im Morgengrauen gingen sie die wenigen Schritte nach Hause; kein Feind hatte sich gerührt. Das nächtliche Gespräch noch im Ohr, schrieb Bernays das Bekenntnis nieder: „Die Philologie ist die Priesterin des Kosmopolitismus. Doch überlassen wir den Kosmopolitismus dem, der in der ganzen Welt zu Hause ist – Gott –, wir aber, die wir Väter und Mütter haben, lassen uns am Vaterland genügen.“²⁴ Nie zuvor und nie wieder sprach er in diesem Sinn das Wort Vaterland aus.

Ritschl benutzte ihn als eine Art Gesandten beim Ministerium²⁵. Doch die Minister wechselten rasch, und die Ausführung ungeduldiger Aufträge des Lehrers mußte immer wieder verschoben werden. Er wurde inzwischen in politische Clubs, Arbeitervereine, Studenten- und Volksversammlungen mitgenommen; in der Nationalversammlung saßen ein halbes Dutzend Bonner Professoren; er lernte die großen Berliner Gelehrten wie Boeckh und Lachmann kennen und benutzte die Zeit zu Ausflügen in die Umgebung, auch nach Sanssouci, wo der Gartendirektor Lenné, aus Bonn stammend und mit Ritschl befreundet, ihm seine neuen Parkanlagen mit solchem Eifer zeigte, daß Bernays um ein Haar im Becken eines Springbrunnens ertrunken wäre.

Als es sich herausstellte, daß die Stellung Johannes Schulzes, des Vortragenden Rates im Kultusministerium, eher gefestigt als erschüttert sei, trug Bernays diesem Ritschls Wünsche vor. Sie zielten auf die Einberufung einer Professorenkonferenz²⁶, die, wie Ritschl es für Bonn eingeleitet hatte, Universitätsreformen besprechen sollte; und da es hieß, Welcker wolle die Leitung der Universitätsbibliothek niederlegen, wünschte Ritschl die Unterstützung seines Gönners gegen eine anderweitige Bewerbung. Schulze²⁷ sagte seine Hilfe dafür zu. Als aber die Rede auf Universitätsreformen kam, ging sein Temperament mit ihm durch: die Universitäten seien tot, man könne sie nur verwesen lassen, die Professoren dächten nur an sich, nicht an den Staat. Ein schüchterner Hinweis auf Ritschls Bemühungen führte nur zu der unwirschen Erwiderung, dafür sei die Zeit noch nicht da, man habe vorläufig ganz andere Sorgen. Dann wurde Schulze plötzlich ganz freundlich und riet Bernays väterlich von einer so hoffnungslos unglücklichen Laufbahn ab. Daß bei diesem Temperament doch auch Diplomatie im Spiel sein könne, die jede Universitätstätigkeit eines Juden vermieden zu sehen wünschte, darauf kam der eben erst zugelassene Privatdozent nicht. Er ging kopfschüttelnd weg.

²³ Monarchie: Bonn, *Varia.

²⁴ Philologie: AE.

²⁵ 14. 7. 48 Rit.

²⁶ Professorenkonferenz: *Ribbeck* II 158.

²⁷ Schulze: vgl. Georg v. Bunsen an seinen Vater, 25. 11. 51: „Johannes Schulze ist zwar (das weiß ich zufällig) prinzipiell gegen *jede* akademische Anstellung eines Juden...“

Fast gleichzeitig mit der Mitteilung des Vaters, das Hamburger Stipendium sei tatsächlich bewilligt, lief ein Vorschlag Ritschls ein, Bernays solle den immer noch nicht weitergediehenen Dionysios²⁸, dessentwegen er nach Paris gefahren war, nun allein fertigmachen. Ritschl hatte sich in den Wirren der Revolutionstage, durch sein sanguinisches Naturell verleitet, einem skrupellosen Verleger kontraktlich verpflichtet, jedes Jahr zwei Dramen des Plautus herauszugeben und konnte an keine andere Arbeit mehr denken. „Sie müssen den Dionysius fertig machen“, schrieb er, „das geht gar nicht anders. Teilen Sie sich ein, daß Ihre übrigen Zwecke dabei nicht zu kurz kommen, ein paar Stunden täglich neben dem Dozieren, Studieren, Zeitunglesen etc. bringen weit bei konsequenter Durchführung... Was steht entgegen außer ein bißchen Unlust? Nun, das ist doch nicht das erstemal und wird nicht das letztmal sein, daß die ein tapfrer doctor philosophiae zu überwinden bereit und fähig sein muß.“

Daß Ritschl sich in den Plautus vergrub, konnte Bernays wohl verstehen: „Es wird einem jetzt immer begreiflicher, wie Goethe 1813 Persisch treiben konnte, und ich wünsche mir auch manchmal so eine Gedankeninsel, auf der man sich vor den Fluten der Zeit retten könnte“, schrieb er zurück²⁹. Den Dionysius hätte er selbst sich dazu nun zwar nicht ausgesucht, besaß aber auch ‚nicht Kapitalistenhochmut genug‘, den Vorschlag zurückzuweisen, obwohl dadurch die Habilitation sich verschob. Er mußte also schweren Herzens Freund Schmidt allein nach Italien ziehen lassen. Mitte August kehrte er nach Bonn zurück.

Die gemütliche alte Stadt war nicht mehr sie selbst; alles war wie aufgeschuecht, alle Verhältnisse politisiert. Es gab nun eine konservativ-reaktionäre Richtung, einen ‚konstitutionellen‘ und einen demokratisch-republikanischen Klub.

Schelling

Bernays blieb nur kurz in Bonn: schon nach 14 Tagen fuhr er für drei Tage, vom 25. bis 27. August, nach Bad Pyrmont, wo er mit dem Philosophen Friedrich Wilhelm v. Schelling³⁰ zusammen war, den Friedrich Wilhelm IV. ‚gegen die Drachensaat des Hegelschen Pantheismus‘ nach Berlin berufen hatte. Das Jahr zuvor hatte er dem Lehrer seines Vaters, wie auch anderen Berliner Professoren, seine Lukrezarbeit gesandt³¹ und eine Antwort erhalten, aus der zu seinem Erstaunen hervorging, daß Schelling sie genau gelesen hatte.

²⁸ Dionysios: Rit 24. 7. 48, *Ribbeck*, Ritschl II 96 f.

²⁹ 30. 5., 4. 8. 48 Rit.

³⁰ Schelling: Tagebuchnotiz, 6 S., Privatbesitz Zürich; vgl. *H. I. Bach*, Bernays und Schelling. Eine unbekannte Tagebuchaufzeichnung, *Zschr. f. Religions- und Geistesgesch.* XXV, 4 (1973), 336–340.

³¹ Lukrezarbeit: 21. 2. 47 Schelling, *Schmi* 12. 5. 47.

Bernays beschrieb den Geheimrat in einer Tagebuchnotiz³⁰: „Er ist jetzt 70 [73] Jahr alt. Kleine Statur, ein paar Zoll kleiner als ich, stämmig, im Gesicht nichts von geistigem Anstrich außer den hellblauen, blitzenden Augen, Nase ungefähr wie Prof. Petersen, Stirn, so weit ich merken konnte, klein und schmalhäutig und faltenreich.

Im Gespräch nicht grade lebendig, aber auf alles eingehend, auf das Kleinste wie auf das Wichtigste, über eigentlich gelehrte Gegenstände durchaus bescheiden. Er ließ sich von mir die Stelle in Aristoteles' Metaphysik * ἡ διαλεκτικὴ καὶ ἡ σοφιστικὴ εἰσι τῶν συμβεβηκότων τοῖς οὐσίαι, οὐχ ἣ δ' ὄντα, wo er nicht von selbst darauf kam, daß nach ὄντα die gewöhnliche Auslassung des verb. subst. anzunehmen, auseinandersetzen. Er beschäftigt sich jetzt viel mit Aristoteles und hat mich aufgefordert, die Hauptschriften des Aristoteles, vor allem die Metaphysik, durch eine Paraphrase zugänglich zu machen. Er behauptet, die Kategorien hätten in Aristoteles' System durchaus nicht die Bedeutung, welche die Hegelianer ihnen beilegen; Aristoteles habe sie mehr von grammatischer Seite aufgefaßt. Die Hegelianer rühmten sich mit großem Unrecht ihrer Verwandtschaft mit Aristoteles. Überhaupt wird er bitter, wenn er auf diese zu sprechen kommt...“

Schelling sprach eingehend über seine eigenen Pläne: „Er arbeitet jetzt seine Vorlesungen über Mythologie (Philosophie der Mythologie und Philosophie der Offenbarung) aus. Diese enthielten den eigentlichen Schluß seines Systems, alle seine übrigen Schriften seien ‚ungeschlossen‘. Diese Vorlesungen werde er, ‚wenn er keinen Verleger finden sollte, auf eigne Kosten drucken. Er habe nichts mehr auf der Welt zu thun, als diese zu beendigen‘. Wenn er dann noch länger lebt, so will er eine chronologisch geordnete Gesamtausgabe seiner Schriften veranstalten. Er habe dazu noch viele ungedruckte Aufsätze liegen, die als Mittelglieder eingeschoben [werden] und einen Blick in sei[nen] Entwicklungsgang geben sollten.“

Ausführlich charakterisierte Schelling eine gerade beabsichtigte Arbeit über Johann Georg Hamann, den ebenso tiefsinnigen wie schwierigen ‚Magus des Nordens‘, von dem Bernays in seiner Dissertation einen Satz als Motto zitiert hatte; es scheint, daß Schelling dann doch nicht die Zeit fand, den Artikel auszuarbeiten, denn er wurde weder zu seinen Lebzeiten gedruckt noch ist er im Nachlaß erhalten. Auch auf Einzelheiten der Tagespolitik ging er ein, die seine engen Beziehungen zu den führenden Kreisen Berlins zeigten, wie z. B.: ‚Der König würde den 18ten März‘ – am Tag der Barrikadenkämpfe in Berlin – ‚abgedankt haben, wenn der Prinz von Preußen damals möglich gewesen‘, oder ‚Erst kürzlich sei eine falsche telegraphische Depesche in Berlin angekommen. Der Gutsbesitzerverein solle die Proletarier zu Handen haben, um das jetzige Ministerium zu stürzen‘, etc.

„Mir“, endete Bernays seine Niederschrift, „ist er sehr offen und zutraulich

* (1061b7, aus dem Gedächtnis zitiert:) Die Dialektik und die Sophistik behandeln die Attribute der Dinge, die existieren, aber nicht, insofern sie existieren.

vorgekommen, ganz ohne philosophische ‚grandezza‘. So sagte er: ‚Kommen Sie, wir wollen ein bischen bummeln‘.“

Eine Einzelheit dessen, was Schelling Bernays erzählte, setzte dessen Vertrautheit mit seiner Philosophie voraus. Und sicherlich ging Bernays' Interesse an dieser Zusammenkunft weit über die Genugtuung hinaus, die Bekanntschaft eines berühmten Mannes gemacht zu haben. Die ‚geistreiche Jüdin‘³² in Bonn, wohl Sophie Ritschl, die den scheinbaren Widerspruch zwischen seiner Orthodoxie und seiner Vorliebe für die französischen Rationalisten wie Montaigne und Diderot mit ‚einem mystischen Zug seiner Natur‘ zu erklären versuchte, hatte jedenfalls richtig beobachtet, wenn auch dieser mystische Zug ein Teil seiner jüdischen Überzeugung war und eher die dunkle Gegenseite seiner Liebe für die ‚hellen Geister‘ der französischen Aufklärung als ein Widerspruch dazu. Und die Philosophie von Schellings Spätzeit wies tatsächlich erstaunliche Parallelen zu jüdischer Mystik³³ auf.

Auch persönlich trat Bernays in eine freundliche Beziehung zu Schelling, der ihn beim Abschied einlud, ihm zu schreiben: er schloß seinen nächsten Brief, in dem er dem Älteren ausführlich von seinen inzwischen begonnenen Vorlesungen erzählte, ‚mit dem Ausdruck inniger, stets wachsender Verehrung‘. Im Frühjahr 1850 haben die beiden sich dann nochmals getroffen, doch sind uns keine Zeugnisse davon erhalten geblieben.

Die Nationalversammlung in Frankfurt

Ende September fuhr Bernays zu einem kurzen Besuch der Nationalversammlung und Georg v. Bunsens, der als Beobachter ihrer Verhandlungen für seinen Vater dort tätig war, nach Frankfurt am Main³⁴. Der nach der Ermordung der konservativen Abgeordneten Lichnowsky und Auerswald verhängte Belagerungszustand war noch nicht aufgehoben. Ein buntes Gewühl der verschiedensten deutschen Uniformen wogte in den Straßen. Die guten Frankfurter ‚Berger‘ wunderten sich hauptsächlich darüber, daß diese Preußen so gutes Deutsch sprächen, daß sie so steifleinen höflich seien: ‚Jrüssen Sie jefälligst Madam‘, machte Bernays' Wirt, mit großer Anstrengung den Mund spitzend, einem Quartiergast nach.

Die schöne Stadt, die milde Herbstluft und die gutmütige Zutulichkeit der Frankfurter erschienen diesem als eine geradezu einlullende Atmosphäre, auch für die Nationalversammlung. Er sah und hörte deren große Redner, den Präsidenten v. Gagern, Vincke, Vogt, Robert Blum, sprach auch Gabriel Riesser und konnte sich die allgemeine Hoffnungslosigkeit trotz den neulichen

³² Geistreiche Jüdin: *Usener ADB*.

³³ Parallelen mit jüdischer Mystik: vgl. *G. G. Scholem, Major Trends in Jewish Mysticism*, 3. Aufl., New York 1941, 412. Von B.s. ‚Schellingschem Mystizismus‘ spricht auch Hermann Cohens Würdigung. – 10. 3. 50, 20. 12. 52 Schelling.

³⁴ Frankfurt: Tagebuchblatt Bonn, *Varia.

„ohrzupfenden Barrikaden“ nur aus dieser Atmosphäre der Stadt und daraus erklären, daß die Abgeordneten sich darin eigentlich nur als zeitweilige Gäste fühlten, die eine Feuersbrunst im Wirtshaus nicht ganz ernst nehmen. Man erwartete allgemein die baldige Vereinigung ganz Deutschlands mit Einschluß Österreichs zu einem einzigen Handelsgebiet. Georg v. Bunsen, dessen Vater, wie man flüsterte, eine Art Außenministerium der Nationalversammlung solle übernehmen wollen, sah die politischen Schwierigkeiten richtiger: „L'Autriche règne, la Prusse gouverne“ war seine Formel dafür. „Eine ‚Achtunddreißig-einigkeit‘ der kleinen Bundesstaaten“, fügte Bernays hinzu, „ist dasselbe Problem und kostet ebensoviel Blut wie die Dreieinigkeit.“³⁵

Die Pessimisten behielten recht. Die Eroberung Wiens und Robert Blums Erschießung zeigten, daß man mit der Revolution fertig werden könne. Der König von Preußen nahm sich ein Beispiel daran und ersetzte am 1. November sein militärisch-bürokratisches Zwischenministerium durch ein offen reaktionäres Kabinett, dann folgte die Auflösung der Nationalversammlung und die vom König selbst verkündete Verfassung.

Wirkungsvolle Vorlesungen

Eben noch rechtzeitig vor der Auswirkung des reaktionären Rückschlags, am 3. November, hielt Bernays seine Antrittsrede³⁶. Ihr Thema, die Geschichte der Philologie, war ganz unpolitisch, ja er begrüßte es, daß wenigstens augenblicklich die Wissenschaft nicht wie zu Scaligers Zeiten gezwungen sei, aus dem kühlen akademischen Schatten in die Sonne und den Staub des politischen Kampfplatzes hinausgetrieben zu werden.

Seine erste Vorlesung³⁷ aber, über das fünfte Buch von Aristoteles' ‚Politik‘, ging von der Zeitsituation aus: er habe dieses Buch gewählt, sagte er, weil es von den Revolutionen und von den neuen Konstitutionen handle. „Dadurch, daß ähnliche Dinge mit der lebendigen Anschaulichkeit des wirklichen augenblicklichen Vorgehens uns fortwährend umgeben, werden wir von den tieferen Andeutungen des Aristoteles manches schneller und besser verstehen als in Zeiten politischen Stilleseins, wo man sich erst mühsam in den ganzen Ideenweg, in die Stimmung politischen Teilnehmens und Fühlens durch allershand geistige Anstrengung hineinversetzen mußte, aus welchem man jetzt selbst mit dem eifrigsten Willen sich nicht hinausversetzen kann, da wir nun einmal Menschen sind. Besonders gilt dies für manche psychologische Bemerkung über Parteigeist und -wut, deren nach keiner Seite hin übergreifende Wahrheit uns jetzt heller einleuchten wird, zu einer Zeit, wo diese beiden Triebfedern menschlicher Handlungen vor unseren Augen unermüdlich wir-

³⁵ AE.

³⁶ Antrittsrede: Bonn, *Varia.

³⁷ Vorlesung: Notizen Bonn *S 891 .

ken, oft wohl zum Schlechten, aber doch auch in dem solonischen Sinn, welcher es selbst den Guten verbietet, neutral zu sein.“ Wie aber das äußere Geschehen dem tieferen Verständnis des alten Denkers diene, so werde dieser den Dienst zurückgeben: „Das was uns umgibt und uns bestimmt und anregt, was uns oft als eine Macht gefangennimmt, von der wir nicht wissen, woher sie komme und wohin sie dränge oder von der wir beides im Gewühl des Augenblicks doch oft zu vergessen in Gefahr sind – das wird hier auf seine begrifflichen Gründe zurückgeführt, auf die Natur des Menschen als Einzelwesen und auf die natürlichen Gesetze der Menschengesellschaft.“

Derart im lebendigen Austausch mit der Wirklichkeit, ihre anregende Kraft benutzend, ihre Wirrnis im gefestigten Begriffe klärend, ihre Richtung durch historischen Vergleich mit Plato, mit Cicero, mit Macchiavelli, Rousseau und zeitgenössischer Staatswissenschaft erhellend, führte Bernays seine Schüler in die Geistesart des antiken Denkers ein. Daß er mit nur sieben Hörern begann, darüber durfte man sich angesichts der Zeit und bei der Zahl und Bedeutung der Bonner Professoren nicht beklagen. Bernays suchte die Schüler auch außerhalb des Unterrichts zu fördern. Das schmale einfenstrige Zimmer³⁸ am Römerplatz, in das er gezogen war, mit einem wackligen Tisch, einem schäbigen Sofa und Bücherhaufen aus der Bibliothek auf allen Stühlen, sah scharfe abendliche Diskussionen. Das Dozieren selbst machte Spaß, da dem kaum über die eigene Studentenzeit hinausgewachsenen jungen Mann das freie Sprechen leicht fiel und das Lehren seiner Natur lag. Auch die Professoren meinten es gut mit dem aus der Universität selbst hervorgegangenen Kollegen. Es war keine geringe Ehre für Bernays, 1849 und 1850 das Universitätsprogramm³⁹ zum Geburtstag des Königs abfassen zu dürfen. Er ließ sich ab und zu in Gesellschaften sehen und hütete sich, aus Neigung wie aus Klugheit, vor jeder lärmenden Beteiligung an der Politik⁴⁰.

Politischer Rückschlag in Preußen

Es gehörte keine große Überwindung mehr dazu, dem politischen Treiben den Rücken zu kehren. Mit welchen Hoffnungen hatte man den Anfang des Jahres begrüßt – nun schien das Dreiklassenwahlrecht noch ein großer Gewinn, wenn man nicht überhaupt nur noch Ruhe und Ordnung wünschte! Doch selbst davon gab es wenig. Als die aufgelöste Nationalversammlung die Neuerhebung von Steuern für ungesetzlich erklärte, besetzten Kinkels revolutionäre Studenten und die Handwerker, denen er Staatshilfe versprach, die Tore und hinderten die Zollbeamten daran, die städtische Fleischmaut

³⁸ Zimmer: Schaarschmidt Nachruf.

³⁹ Florilegium renascentis Latinitatis und Pentas versionum Homericarum, vgl. Ges. Abh. II, 325, 327.

⁴⁰ Politische Zurückhaltung: 29. 1. 49 Ber.

einziehen. Ein demokratischer ‚Sicherheitsausschuß‘ legte dem Oberbürgermeister gerade eine ‚kategorische Frage‘ nach seiner Entscheidung zwischen der Krone und der Nationalversammlung vor, als zwei Kompagnien Infanterie aus Köln die Frage von sich aus entschieden. „Man schaudert ordentlich vor der hinwelkenden Schwäche unseres civilisirten europäischen Weltteils“, schrieb Bernays nach Hannover, „wenn man sieht, wie wenig in der Wirklichkeit bedeutende Macht dieselben Ideen haben, welche doch offenbar von den wenigen Edlen und Einsichtigen als die wahren erkannt und von der großen Masse gefühlt werden. Oder sollte für gewisse Völker der Neuzeit, also z. B. Italien und Deutschland, ebensowenig wie für die alten Griechen die Einheitsidee die wahre sein? Verläuft vielleicht das geschichtliche Leben solcher Völker nur in dem *Streben* nach Einheit und ist die *erreichte* Einheit ihr geschichtlicher Tod?“⁴¹

In dem sehr nahen Frankreich setzte Napoleons Neffe seine Wahl zum Präsidenten durch; es sah wieder nach Krieg aus. Und wenn Bernays auch glaubte, als Jude nichts wollen zu dürfen, es sei denn, zuzusehen, wie ‚das Recht Gottes an den Völkern‘⁴² – so pflegte sein Vater zu sagen – sich immer deutlicher enthülle, und allenfalls verstehen zu wollen, wie die Wege der Vorsehung sich fügen, so blieb ihm jedenfalls die Entscheidung über seine eigenen weiteren Lebenspläne nicht erspart. Er sah in Preußen, ohne sich daran zu stoßen, daß der König mit den Trümmern der Revolution kurzes Federlesen machte, den einzigen Staat, der längere Dauer versprach, und strebte deshalb auf einen preußischen Lehrstuhl hin.

Der Anfang dazu ließ sich nicht schlecht an. Zu Ende des ersten Semesters erhielt er vom Ministerium eine ‚Remuneration‘⁴³ von 100 Rtl, ungefähr ebensoviel, wie als Beihilfe zu den Promotionskosten beantragt worden war. Ritschl drängte darauf, aus den Heraklit-Studien oder aus der Aristotelesvorlesung ein Buch zu machen, als Voraussetzung jeder weiteren Karriere. Unter seiner tatkräftigen und geschickten Leitung lebte das ‚Rheinische Museum‘ wieder auf, das er mit Welcker zusammen herausgab; beide übergaben Bernays den größten Teil der Korrespondenz und der technischen Geschäfte und überließen ihm dafür das ganze, nicht eben hohe Herausgeberhonorar. Mit der langsamen Weiterarbeit am Dionysios und Engländerstunden, für die er nun etwas bessere Bezahlung verlangen konnte, ließ sich bei seiner Anspruchslosigkeit das äußere Leben mühevoll, aber ausreichend fristen, ohne daß die gleichmütige Heiterkeit seines Gemüts darüber in Gefahr kam. Nur Schmidt war noch immer allein in Italien . . .

Die letzten Putschversuche nach der Ablehnung der Kaiserkrone und der Sprengung der Nationalversammlung wurden rasch und blutig niedergeschlagen. In Bonn genügten für Kinkels kleinen, verwirrten Handstreich auf das

⁴¹ 25. 12. 48 Ber.

⁴² ‚Recht Gottes an den Völkern‘: 25. 1. 49 Eltern.

⁴³ ‚Remuneration‘ und Briefzitat: 6. 4. 49 Ber.

Siegburger Zeughaus ein paar Dragoner dazu; es war fast eine Groteske zu nennen. Tiefe Entmutigung löste den hoffnungsfrohen Idealismus ab, der das Jahr zuvor Großes geplant hatte und scheitern mußte, weil man guten Willen, heißes Gefühl, glänzende Ziele mit wirksamer Macht verwechselte. „Wer das vorige Jahr durchgelebt hat mit offenen Augen und in der Jugend, die den Ernst nicht ausschließt, ist gleichsam wie einer, der in der Höhle des Trophonius* sich aufgehalten, von dem die Mythologen sagen, daß er dann nicht wieder lachen konnte. Die Schwäche, die innerlich ausgehöhlte Unfestigkeit, welche alle europäischen Zustände enthüllt haben und in immer schauerlicherer Steigerung von Tag zu Tag mehr enthüllen, macht das Leben der Staaten wie der Einzelnen mehr als je zum ‚Schatten eines Traumes‘. Die revolutionäre Unruhe ist eine Trunkenheit, die wankend taumelt, weil sie Kraft zu stehen oder im Gleichgewicht zu gehen nicht in sich finden kann; und was sich von Konservatismus zeigt, ist auch nur ein gliederlahmes Sichhinstrecken, weil man ebenfalls zu schwach ist, festzustehen oder zu gehen. Wem da die viehische Sorglosigkeit nicht gegeben, daß er rufen könnte ‚Laßt uns essen und trinken, denn morgen sterben wir‘, der kann nicht anders als ernst werden, und wenn ich kein Jude wäre, so würde ich traurig sein.“⁴³ Wieder stand man als Jude draußen, und Bernays *wollte* noch draußen stehen, den Blick in jene Tiefen gerichtet, wo erst ‚Gottes Recht an den Völkern‘ wahrzunehmen ist. Und doch: unterschied sich ein Ernst, dem die Fähigkeit befreienden Lachens fehlte, wirklich von solchem Traurigsein?

Tod des Vaters⁴⁴

Das Sommersemester begann mit weit über fünfzig Hörern für ein Kolleg über Thukydides; kein anderer Privatdozent hatte annähernd solchen Zulauf. Als Bernays am 3. Mai, nachmittags 4 Uhr, sein zweites Kolleg über Lukrez begann, war ein Brief seiner Schwester unterwegs, der ihm schonend mitteilte, daß zur gleichen Stunde in Hamburg sein Vater begraben worden war. Ihn rechtzeitig heimzurufen, hätte die Zeit nicht gereicht.

Nur siebenundfünfzig Jahre alt war der Chacham geworden und als ein müder Mann gestorben. Sein Ende war gelind: ein Glas Wein in der einen, ein Stückchen Brot in der andern Hand hatte ihn im Lehnstuhl der Schlag getroffen; seine letzten Worte baten, man möge seiner Frau nichts sagen. Er hatte sich den Tod ohne langes Siechtum gewünscht, und er hatte ihn erwartet. Melancholisch lächelnd winkte er das Jahr zuvor ab, als der Mystiker Chajim Lurje⁴⁵ aus kabbalistischen Additionen und Quersummen berechnete,

* Nach der griechischen Sage ein Bildhauer, der, von der Erde verschlungen, aus einer schauerlichen Unterwelthöhle Orakel erteilte.

⁴⁴ Tod des Chacham: *Duckesz*; Dr. Max Grunwald, pers. Mitt.

⁴⁵ Chajim Lurje: *Friedländer*, Riesser 150 f.

der Messias sei nahe und Gabriel Riessers Wahl ins Parlament ein Vorzeichen dafür. Er wußte es besser, wußte, daß diese Zeit Gottes sei wie jede, doch gewiß keine messianische Zeit sei, und lehnte so billigen Trost ab. Im Gegenteil sah er nur zu deutlich, daß seine Hamburger Juden, seit dem Brand von 1842 von den Beschränkungen im Erwerb von Grundbesitz, neustens vom Stader Zoll befreit und zur Reederei, zum ‚ehrbaren Kaufmann‘, zum Bürgereid zugelassen, mit dem Aufbau des Exports nach Kalifornien und nach Australien beschäftigt, von messianischer Stimmung weit entfernt und neuen Vorstößen gegen religiöse Bindungen jeder Art sehr geneigt seien. Man durfte es eher als Vorzeichen auffassen, daß Heines Vetter Hermann Schiff einem obszönen Pamphlet ‚Schief-Lewinchen oder die polnische Kalle‘ eine mit dem Namen Isaac Bernays unterzeichnete Vorrede zu geben wagte. Der Chacham war müde. Die Verhältnisse würden ihm gar zu schwer und trübe, sagte er⁴⁶ ein paar Wochen vor seinem Tode zu R. Isaac Metz, er sehe die Prinzipien im Kampfe, und den Sieg nicht auf seiner Seite; und er ‚sehe, seine Person sei das Hindernis, er könne nicht anders... So erklärte er sich auch rückhaltlos damit einverstanden, daß der Lieblingssohn sein Gelübde, ihn dem Rabbinerberuf zu widmen, nicht wörtlich, nur durch tägliches ‚Lernen‘ erfüllte.

Erst als der Baum fiel, übersah man die Weite der Krone, die Tiefe der Wurzeln. Ein solches Begräbnis hatte die Hamburger Gemeinde noch nicht erlebt. Vier Stunden dauerte es, bis jeder dem Lehrer eine Schaufel Erde aufs Grab geworfen. Der letzte Vortrag des Chacham, erzählte man sich, habe mit dem Vers ‚Darum segnet meine Seele, ehe ich nun sterbe‘ geschlossen. Vom Grabe weg bildete sich ein ganzer Strudel von Legenden⁴⁷ um den nicht mehr umkämpften, nur noch verehrten Mann. Wie unmittelbar nach dem Schlaganfall das Gerücht durch die Gemeinde gegangen war, es sei ein Überfall auf den Chacham geschehen, so wollte nun ein Antiquitätenhändler aus den Ostprovinzen gesehen haben, wie der Chacham bei einem seiner letzten Sabbatvorträge unter dem ‚bösen Blick‘ eines Zuhörers blaß geworden sei, und darin die Todesursache erkennen. Man erzählte sich, des Chacham Mutter habe als Waschfrau die Mittel für seine Ausbildung verdient, der Papst eine seiner Predigten, durch einen Schüler übersandt, huldvoll entgegengenommen. Als er einst einer Frau, die angeklagt war, einem Vierländer Bauern Geld vom Wagen gestohlen zu haben, den Reinigungseid abzunehmen hatte, sollte er, sehend, daß sie nicht die Wahrheit sprach, ihr prophezeit haben, sie werde keines natürlichen Todes sterben; und noch auf dem Heimweg sei sie von einem ausschlagenden Pferd der preußischen Post an der Stirn getroffen worden.

Jacob Bernays nahm den Schlag in stummer Betäubung hin. Er riß den Rockaufschlag ein und saß sieben Tage lang, unbeschuhet, auf dem Trauerschemel nahe der Erde, wie Gesetz und Brauch es gebieten. Er war zu schwer

⁴⁶ Chacham Bernays zu R. Isaac Metz: Frensdorff 6. 5. 49.

⁴⁷ Legenden: Dr. M. Grunwald und C. Hinrichsen, pers. Mitt.

getroffen, um reden, klagen, weinen zu können: ‚was das Bäumlein an Schmerz und Betäubung empfinden mag, wenn die Wurzel ihm abgesägt wird‘⁴⁸ – so umschrieb er sein Gefühl. Auch als er die Arbeit wieder aufnahm, brachte sie ihm keinen Trost; als freudlose Gleichgültigkeit war die Trauer nach innen geschlagen, mit einem eklen Schimmer von Schalheit, Fadedheit, Unbedeutendheit schien alles ihm überzogen, nur immer wiederkehrende, tiefe Schmerzanfälle zeigten ihm selbst, wie sehr sein ganzes Fühlen verstört war. Er merkte, daß er mechanisch redete, auf Briefe starrte, ohne die Kraft zu einer Antwort zu finden, und wieder kamen die schon einmal, nach dem Bruch mit Nanette, durchlebten Tage und Wochen, in denen er sich nur aus Erinnerung bewußt war, kein Dummkopf zu sein⁴⁹. In dieser Zeit der Dumpfheit rückte ihm das Bild des Vaters, so gegenwärtig und nahe es blieb, in einen anderen Kreis der Verehrung. Als nach einiger Zeit einer seiner Brüder zu Besuch kam, der, als Kaufmann ihm selbst fernerstehend, die letzten Jahre zu Hause gelebt hatte, fand er, ein Zipfel von des Vaters Mantel habe ihn gestreift⁵⁰. Er meinte es ernst mit diesem Bild: er reihte den Vater in den Rang der Propheten ein.

Gedanken über Christentum und Geschichte

Im Juli raffte er sich zu einer Arbeit auf, die eine Rechenschaft vor sich selbst, eine Abrechnung mit der Zeit werden sollte, betitelt ‚Aphorismen über den gegenwärtigen Zustand der griechisch-römischen Philologie in Deutschland‘⁵¹. Er begann eine Einleitung großen Stils: „Die zwei Nahrungsmittel, von denen seit der Zerstörung des römischen Weltreichs die neueuropäischen Völker ihr geistiges Leben fristen, sind das Christentum und griechisch-römische Wissenschaft und Kunst. Beide sind als fremde Elemente diesen Völkern zugebracht und noch immer nicht heimisch in ihnen geworden. Die neueuropäischen Völker leben auf Borg; sie haben fremde Götter und fremde Bildung; und noch mehr, sie wissen es – denn ein stechendes Gefühl nie besänftigter Unbehaglichkeit läßt es sie keinen Augenblick vergessen –, sie wissen und fühlen es, daß ihre Götter nicht sind die Götter ihres heimischen Herdes, daß ihre Bildung ihren Volkskörper umgibt buntscheckig wie eine ungewohnte ausländische Kleidertracht.“ Er streifte die Rolle des Katholizismus, des Protestantismus den europäischen Völkern gegenüber und die Rolle des Christentums in der Politik, und kam zu dem Ergebnis: „So hat denn das Christentum nach keiner Seite hin die Staaten durchdrungen. Seine erfüllten Ideen – Freiheit von Menschen- und Naturkräften durch unmittelbaren An-

⁴⁸ 20. 6. 49 Ber; 3. 12. 55, 16. 3. 56 Hey.

⁴⁹ AE.

⁵⁰ Besuch des Bruders: 14. 9. 50 Ber.

⁵¹ ‚Aphorismen‘: Bonn S 956.

schluß an den Schöpfer des Menschen und der Natur, und Brüderlichkeit der Menschen untereinander in gemeinsamer auf Erkenntnis fußender Anrufung des Einen Vaters – diese sind noch immer sehnsüchtige Wünsche der Guten; die Staatsmänner verfolgen sie theils als ein ‚Ärgerniß‘, theils belächeln sie sie als eine ‚Thorheit‘, und das dreieinige hohle Wort dieser Ideen muß sich als ‚Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit‘ auf die Fahne der *ohnmächtigen* Revolution sticken lassen.“

„Hätte das Christentum seine *Idee* erfüllen können, so hätte es auch den ganzen Raum des geistigen Völkerlebens erfüllt; dann hätte es wahrhaft christliche Kunst und wahrhaft christliche Wissenschaft gegeben. Aber es sind viele Kammern im Herzen der Völker, deren weiten Raum das leere Wort des Christentums nicht auszumessen vermag.“

„Hätte ferner das Christentum sich zu seinen Trägern Völker auserkiesen können, deren nichtreligiöse Bildung schon selbständig und national entwickelt gewesen und welche es nicht hätte zu vernichten brauchen, so wäre ein gleiches Schritthalten in der Entwicklung oder Abschwächung des Christentums mit den Stufen der nicht-religiösen Bildung denkbar gewesen. Wäre immerhin dabei manches vergrößert oder verflüchtigt worden: das hätte sich leichter verschmerzen lassen. Konnte ja doch das Christentum, jener Fremdling vom Libanon mit den feinen Nerven und dem aufwärtsgerichteten Blick, auf keinen Fall dem Schicksal entgehen, daß in der veränderten Luft sein führender Sinn abgestumpft und der Blick dem Boden zugewandt werde. Es wäre aber durch ein solches Ineinanderwachsen von Religion und geistiger Bildung das geistige Leben der neuuropäischen Völker vor der Trümmerhaftigkeit bewahrt geblieben, welche ohne Beispiel ist innerhalb aller Völker der alten Zeit und der asiatischen der Gegenwart.“

So schloß die erste Hälfte der Einleitung. Bernays führte den Plan nicht weiter und verzichtete auf die Darlegung seiner Ansicht über die Möglichkeit und Notwendigkeit einer Vereinigung jener beiden großen weltgeschichtlichen Ströme. Dafür schrieb er resigniert – die Politik einer auch kulturellen Reaktion zeichnete sich immer deutlicher ab – in sein Taschenbuch: „Es gibt auch eine wissenschaftliche ‚Seelsorge‘, darin bestehend, daß man gewisse Dinge nicht der Menge preisgebe, sondern nur die Spitzen von denselben hervorgucken lasse, daß sie dem ‚Einsichtigen aus Kraft *eigener* Einsicht‘ die Ohren zupfen.“⁵²

Aus den Herbstferien, in denen Bernays Mutter und Geschwister besuchte, kehrte er bekümmert zurück. Hamburg, wo alles und jedes an den Vater erinnerte, war gar zu traurig; die Mutter, auf schmale Pension gesetzt, hatte wirtschaftliche Sorgen, und der Älteste mußte es den jüngeren Brüdern, den Kaufleuten, überlassen, zu helfen, so gut es ging. Dazu wollte einer der Jungen, Michael, sich unter keinen Umständen in eine Kaufmannslehre stek-

⁵² AE.

ken lassen⁵³, sondern das Akademische Gymnasium besuchen und ebenfalls studieren; der vergangenen schweren Lage und der politischen Aussichtslosigkeit gedenkend, pessimistisch für die Zukunft der Universitäten überhaupt, war der Privatdozent entschieden dagegen. Er fand es mehr als je an der Zeit, den ‚selig zu preisen‘, der sich vor der Welt ohne Haß verschließe . . .

Doch in Bonn erwartete ihn ein ‚Ölkrügleinswunder‘: ein paar Engländer ließen sich privat über die Geschichte der Philosophie belehren. Auch der Besuch der beiden Kollegs über Rhetorik und Ciceros Briefe rechtfertigte die düsteren Befürchtungen nicht: siebenundsechzig Hörer hatten sich eingeschrieben.

Der faszinierende junge Heyse

Gleich bei der ersten Vorlesung fiel Bernays ein blutjunger Student auf: ein Gesicht wie aus griechischem Marmor, blitzende schwarze Augen unter nachdunkelndem Blondhaar, ein kleines Bärtchen keck auf der Oberlippe; mit Zuhören war er weniger beschäftigt als, vor Übermut strahlend, damit, jeden Haupt- und Nebensatz vom Pult her rhythmisch durch eine Längs- oder Querfalte in dem Filzhut zu unterstreichen, der sittsam auf seinem Knie lag⁵⁴. Paul Heyse hieß der Junge, aus Berlin.

Er war schon das zweite Semester in Bonn; im Sommer hatte ihn nur die Umgebung – die kleinen Weinkneipen von Endenich, Kessenich und Rolands-
eck eingeschlossen – mehr gelockt⁵⁵ als Kinkels Vorlesung über die Geschichte der Malerei; zu seinem Glück vielleicht, denn fast hätte er sich damals Kinkels Putsch auf das Siegburger Zeughaus angeschlossen. Nun wollte er es, noch sehr unentschlossen, mit der Philologie versuchen; eigentlich fühlte er sich als Dichter. Ciceros Briefe ließen ihn ziemlich gleichgültig, nur der Vortrag des gescheiterten Dozenten hielt ihn dabei. Er war noch verspielt genug für seine neunzehn Jahre.

Er hätte es auch schwer gehabt, allen Versuchungen abzusagen. Als er nicht allzulange zuvor bei einer Studentenaufführung in Berlin den Prolog sprach, war der Bildhauer Rauch noch auf dem Heimweg ganz hingerissen von diesem Dunkeläugigen, solcher lebendig gewordenen Schönheit eines klassischen Griechen⁵⁶. Und diese fast erschreckende Schönheit öffnete ihm alle Türen, alle Herzen; er hätte nie etwas Witziges – und er war geistreich – zu sagen brauchen, er brauchte nur da zu sein. Ein Künstler in Bonn zeichnete ihn; nach ein paar Tagen war kein Abdruck des Bildes mehr zu haben. Seine Zimmerwirtin, die kräftige, etwas altväterliche Madame Böschelmeyer in der

⁵³ Michael Bernays: 24. 12. 49 Ber.

⁵⁴ 18. 5. 52 Hey.

⁵⁵ Heyse I 106 f.

⁵⁶ Rauch: *Marie v. Bunsen* 55.

Neugasse, Besitzerin eines Eisenkrams, pflegte zu sagen: ‚Er geht wie ein Vogel‘⁵⁷, in dunkler Erinnerung vielleicht an eine Zeile aus Mörikes Gedichtband, den er ihrer Tochter liebte: ‚Zierlich ist des Vogels Tritt im Schnee‘ . . . Das kleine Hinterzimmer hatte wenig Sonne und einen rauchigen Eisenofen, aber Settchen Böschelmeyer hatte schöne Augen. Der Junge konnte wirklich nicht immer nein sagen . . .

Bernays war vereinsamt, seit er Nanette und den Vater verloren hatte; er sehnte sich nach einem Menschen. Sich wieder einer Frau zu nähern, davon hielten ihn der Mangel an jüdischen Familien in Bonn ab, seine Arbeitslast, seine Armut, die Erinnerung. Vielleicht gab es einen noch tieferen Grund: er hielt sich für häßlich. Selbst seiner Mutter schlug er die Bitte ab⁵⁸, eine Daguerrotypie von sich aufnehmen zu lassen. Bei aller Schärfe des Geistes fühlte er sich den dunklen Gründen des Lebens zugewandt: ‚denn wer liebt, weiß doch nie, was ihn denn eigentlich treibe‘⁵⁹. Er glaubte, es sei sein Schicksal, mehr zu lieben als geliebt zu werden. Darum suchte er die hellen tiefen Geister⁶⁰, die Liebenswürdigen, die Kecken, die Sicherer, die Schönen, die mit dem Glanz ihres Wesens das Glück herbeiziehen. Darum zog ihn in der Wissenschaft Scaligers Gestalt an. Und etwas von heller Tiefe spürte er hinter diesem noch so jungen, so hinreißend schönen Menschenkind. Hätte er selbst auszudrücken gehabt, was ihn in diesem lustigen, ein bißchen verbummelten Studenten das Ideal aller strahlenden Jugend, eine Lebensmacht, etwas fast Verehrungswürdiges sehen ließ, er hätte es vielleicht mit Worten aus Platons Gastmahl versucht: ‚Denn das Liebenswerte ist das wirklich Schöne und Zarte und Vollkommene und Selige. Das Liebende aber hat eine andere Gestalt . . .‘

Die Studenten hatten den Eindruck, Bernays rede nur für diesen einen Jungen. Trotzdem, oder vielleicht deswegen, erschien er ihnen als ‚ein Geist, der das Weltall umfaßt und der über den Häusern hinwegschreitet‘, als einer, der ‚die Dinge mit Krallen packt, die Worte und Menschen auf der Goldwaage wägt und alles Unehnte oder Abgegriffene aufnagelt‘; nur Näherstehenden wie Otto Ribbeck gegenüber kehrte er ‚manchmal auch Sammetpfötchen heraus‘ und gab dann ‚von schönem alttestamentarischem Wein zu kosten‘⁶¹. Er erfaßte untrüglich, was aus dem Durchschnitt herausragte; die Masse – ‚das wäscht sich mit grüner Seife und verrichtet sein Pensum‘ – sagte ihm nichts, so pädagogisch geschickt er ihnen das Sachwissen beibrachte, das sie erwarteten. Heyse war ihm etwas anderes: einer, den er bilden konnte, ein Mensch.

Heyse machte kein Hehl daraus⁶², daß er Philologie ebenso wie Kunst-

⁵⁷ 18. 4. 50, 12. 1. 54, 30. 4. 55 Hey.

⁵⁸ Daguerrotypie: undatiert, Ber (vgl. u. S. 194).

⁵⁹ AE.

⁶⁰ 18. 5. 52 Hey.

⁶¹ Otto Ribbeck, Lebensbild, 36, 44.

⁶² Heyse I 113 ff., II 65.

geschichte nur halb gezwungen und gleichsam vorläufig trieb. Er fühlte sich als Dichter und wußte nur nicht, ob sich daraus ein bürgerlicher Beruf machen lasse. Sophie Ritschl, die auch seine mütterliche Vertraute wurde, fragte er an Weihnachten, was sie darüber denke. Sie riet zu: ‚Ja, wenn Sie an sich glauben‘. Auf einen feierlichen Brief hin gab Heyses Vater seinen Widerstand auf. Auch Bernays riet nicht ab, doch war er dafür, das Studium trotzdem zu beenden und einen festen bürgerlichen Rückhalt zu gewinnen.

An langen Winterabenden, wo in der Ofenröhre die Bratäpfel schmorten, las Heyse seine Erstlinge vor, die in dem Berliner ‚Tunnel über der Spree‘ Triumphe gefeiert hatten: Gedichte und eine kleine Novelle, die Geschichte einer Kunstreiterin, die einen halbwüchsigen Primaner verführt. Bernays bat sie sich aus und bewahrte sie auf, doch kritisierte er schonungslos. Die leichte Hand, das Formtalent, das Flüssige und Gleitende der Sprache ließ er gelten, nur holte er Goethe und Shakespeare herbei und zeigte, welch ein Unterschied es sei, Dinge zu *sagen* oder mit dichterischer Magie zu *gestalten*, ‚bei ihrem Namen zu nennen‘⁶³.

Der angehende Dichter war an freundschaftliche Wärme und Bewunderung gewöhnt und peinlich erstaunt, zwar das eine, doch nicht das andere zu finden. Er schmollte, blieb tagelang aus, suchte Trost bei liebevollen ‚weichen Klauen‘, schwankte zwischen der alten kecken Selbstsicherheit und tiefer Verzweiflung, ob überhaupt je noch etwas aus ihm werden könne, wehrte sich gegen diesen Einfluß, warf Bernays ‚unterschiebende Deutelei‘ vor und ‚eine Philosophie, die Gedichte zu Kadavern präpariert‘; doch er kam immer wieder.

Bernays las Spinoza mit ihm, zeigte ihm⁶⁴ die griechischen Quellen von Goethes ‚Wär‘ nicht das Auge sonnenhaft‘ bei Plotin, von Herders Gedicht ‚Das Kind der Sorge‘ bei Hyginus, und kleine Funde in Herders Gedichten, bei Franzosen und Engländern des achtzehnten Jahrhunderts, bei dem ganz vergessenen Hölderlin. Sie kamen weit in der Weltliteratur herum, zu Griechen, Römern, Kirchenvätern, in die deutsche Mystik des Mittelalters; immer kehrten sie zu Shakespeare und zu Goethe zurück. Heyse sah halb seufzend, halb erleichtert, wie hoffnungslos, im Vergleich zu solchem Wissen, sein Studium der klassischen Philologie sei, und ging zu einem erst aufblühenden Zweig der Wissenschaft über, der romanischen Sprachforschung, die durch die Minnesängerpoesie auch den Dichter in ihm lockte. Er begann Shakespeare und Goethe mit anderen Augen zu lesen: ernsthaft zu arbeiten, war das erste, was er in dieser Schule lernte.

Indem sein geistiger Horizont sich weitete, fand er seine Sicherheit wieder: jetzt hob ihn, was ihn vorher gedrückt. Auch sein Übermut stellte sich wieder ein: oft klang das kleine Zimmer mit dem wackligen Tisch von ihrer beider Lachen wider, wenn er sein Schelmengesicht aufsetzte und als ‚Paul Heisere

⁶³ 26. 12. 59, 4. 2. 54, 23. 2. 52, 18. 1. 51 Hey.

⁶⁴ Goethe und Herder: Ges. Abh. II, 286, 316.

Hyäne⁶⁵ und tolles Lästermäul mit zupackender Karikatur über die guten Bonner Spießler herzog. Bernays ließ sich von ihm tyrannisieren; er war fast wehrlos vor dieser selbstbewußten und manchmal so kleinlauten Anmut. Im Ofen hob er dem Freunde zuweilen ein Stückchen Sabbatschalet auf; dafür mußten die Federn, mit denen er schrieb, von Heyse geschnitten sein. Er wurde duldsamer, stiller; kannte Heyse kein anderes Glück, als lebend, schaffend, mitfühlend sich selbst zu genießen, so fühlte und erfüllte er sich in der Selbstentäußerung, in der Hingabe an Menschen und Dinge. Nun lieh er dem Freund die Macht über sich, die er früher der Geliebten in die Hände gelegt.

Heyse arbeitete an einem neuen Werk, dem Drama ‚Francesca da Rimini‘; Bernays verfolgte dessen Fortgang mit einer wahren ‚Hebammenzärtlichkeit‘⁶⁶. Seitdem er auf Heyses Aufforderung, ein Bild anzusehen, das irgendwo ausgestellt war, achselzuckend erwidert hatte: „Wozu soll ich das? Ich war ja im Louvre!“, neckte Heyse ihn damit, ihm fehle jedes Organ für das eigentlich Künstlerische⁶⁶. Es war nicht nur Neckerei: Bernays hatte das feinste, fast untrügliche Sprach- und Stilgefühl, doch keinen angeborenen Formsinn; die Geschlossenheit seiner eigenen Arbeiten verdankte er der Schärfe und Konsequenz seines Denkens und bewußtem Willen. Doch den ästhetischen Instinkt ersetzte er durch den ethischen: der ethischen Noblesse, die Heyse hinter der hellen klugen Stimme spürte, entging nicht leicht eine menschliche Regung.

Doch führte auch Bernays' tiefdringendes Urteil den jungen Dichter ebenso fest wie gelinde. Als er einen biblischen Stoff aufzugreifen dachte, riet Bernays entschieden ab: „Der ‚Saul‘ ist ein verzweifertes Unternehmen. Als Studie zur Selbstübung mag es immerhin gelten, aber darf Dich dann auch nicht länger in Anspruch nehmen, als solches absichtliches fallen um gehen zu lernen einen ordentlichen Wettläufer beschäftigen soll. Du kennst gewiß noch mehr mißgestaltete biblische Dramen als ich, der ich nicht wenige kenne; von guten ist mir auch nicht eines vorgekommen, und gerade für den Saul hat Rückert ein hinlänglich warnendes Beispiel aufgestellt. Den biblischen Stoffen wohnt die verlockende Täuschung einer Ähnlichkeit bei, die sie mit den epischen zu haben scheinen, aus welchen die großen Tragödien entsprossen sind. Man glaubt in den biblischen Geschichten die allgemein bekannte Unterlage gefunden zu haben, die der moderne Dramatiker sonst so schmerzlich entbehrt. Der Unterschied aber zwischen griechisch-epischen Mythen und den *wahrhaft* biblischen Stoffen ist ein so wesentlicher, daß ich das bisherige Unglück der biblischen Dramen den Dichtern nur insofern zuschreibe, als es einen schlechten Dichter verräth sich einen schlechten Stoff zu wählen. Alle epischen Figuren, selbst die ausgeführtesten, sind noch immer undulirend, flüchtig, im Vergleich zu den granitnen Gestalten der Bibel, die nun noch obendrein auf dem

⁶⁵ ‚Paul Heisere Hyäne‘: Heyse an Fontane 25. 12. 54, Briefwechsel 1850–97, hrsg. E. Petzet, Berlin 1929, 24.

⁶⁶ 11. 3. 51, 4. 2. 54 Hey.

unverrückbaren Piedestal eines *geschriebenen* Buches stehen, das mit allen seinen Tütelchen in das Gedächtnis der Menschen übergegangen ist. An diesen *fixirten* Bildern kann man auch keinen Zug hinzuthun oder wegnehmen, ohne zu verkleinern und zu parodieren. Nicht geradezu unerträglich sind nur *die* Dramen, deren Stoff bloß *zufällig* in der Bibel steht, z. B. Racine's Athalie und Esther. Mit solcher Lava aber wie der Saul, die aus dem Innersten des Feuerberges hervorgebrochen und nun in dem Buche starr geworden ist und zu ewigem Stehen gebracht, wird man nicht wohl etwas Neues aufstellen können. Nur mit einer biblischen Figur, glaube ich, ist der Versuch nicht von vornherein aussichtslos für einen modernen Aeschylus, und das ist Johannes der Täufer, gerade weil dieser mehr im Schatten wohnt als die übrigen. Elias, der doch das Vorbild zum Täufer gewesen, steht viel zu hell in der Sonne. Auch mit Simson ist nichts anzufangen, wie Goethe, der ja einmal auf ihn verfiel, sehr bald einsah. Mir ist es sehr bedeutsam, daß Shakespeare, der doch überall nach Stoffen stöberte, sich nie die Finger an einem biblischen verbrannt hat.“⁶⁷

Als Heyse daraufhin einen neutestamentarischen Stoff, ‚Thekla‘, episch statt dramatisch darzustellen unternahm, wiederholte Bernays, daß der darin auftretende St. Paul ‚wie alle kolossalen Figuren am besten hinter den Coulissen bleibt‘. Er wies dem Freund eine Stelle aus der patristischen Literatur nach, die die äußere Erscheinung St. Pauls beschreibt, und fügte zu dessen Charakterisierung hinzu: „Was seine *πίστις** für ihn war und also *an sich* ist, verlangt eine weitläufige Besprechung. Ich glaube, sie war ihm ein politisch-pastoral-disciplinar-theologisches Mittel um die *Gesetzes*-Nazarener zu besiegen und das jüdisch-nationale zu einem abrahamitisch-menschheitlichen (Gen. 15.6, 17.4) Wesen zu erweitern. Über das dogmatische *System* wird er sich nicht viel graue Haare haben wachsen lassen, und die einzelnen Dogmen hat er offenbar in staatsmännischer Rücksicht auf das augenblicklich Nächste so oder so betont. Er war ein *homme d'action* wie Wenige.“⁶⁷

Ein großes Erbe in verantwortlicher Treue zu erhalten und auszubauen, schien beiden wichtiger als revolutionärer Neubeginn. Wenn Heyse sich Figuren aus der Renaissance aussuchte, wo sie am wildesten und trotzigsten waren – unter seinen Händen wurden es keine Kraftnaturen und schon gar keine Revolutionäre von Fleisch und Blut: er hatte recht, Schleppsäbel und Heckerhut als rasch überwundene Studentenrequisiten wieder abzulegen, das paßte nicht zu ihm. Wenn also auch kein aufbegehrender Mann, sondern eine zartleidenschaftliche Frau im Mittelpunkt seines Dramas stand, so lag doch die Zeit, in der es spielte, von einer anderen Seite her dem allgemeinen Empfinden nahe. Der Versuch des Bürgertums, die Leitung seiner öffentlichen Angelegenheiten selbst in die Hand zu nehmen, war gescheitert; die gestauten Kräfte wandten sich, wie zu Goethes Zeiten, auf das Individuum zurück, der Kultur oder der

* Glaube.

⁶⁷ 21. 3. 53, 16. 3. 56 Hey.

Technik zu: im Leben des Einzelnen wurde zu Genuß, was nicht Tat werden durfte.

Mitten in diesem knirschend harten Winter hatte Heyse eine Frau kennengelernt, deren natürliche Anmut und Klugheit vergessen ließ, daß sie fast doppelt so alt war wie er. Er nannte sie Juno. Die Beziehung wuchs von beiden Seiten zu großer Leidenschaft an⁶⁸. So geheim sie selbst auch die Sache hielten, Bernays spürte, nicht ohne freundschaftliche Eifersucht, dem Freund die Veränderung an. Er stellte Heyse zur Rede, erfolglos. Da entschloß sich der Fünfundzwanzigjährige, die soviel ältere Frau zur Besinnung zu rufen, und erreichte, daß sie Heyse freigab. Er konnte kurz und barsch befehlen, ging aber so schonend und zart mit den Gefühlen der verzweifelten Frau um, daß sie selbst seither einen guten Freund in ihm sah. Das Semester neigte sich ohnehin dem Ende zu; Heyse fuhr nach Berlin und kehrte nicht mehr nach Bonn zurück.

Heyses Eltern

In den Ferien kam Bernays auf einige Wochen nach Berlin und wohnte in dem alten vornehmen Hause⁶⁹ der Familie Heyse in der Behrenstraße, das im Viereck einen stillen Hof umschloß. Lange Korridore führten zu den beiden kleinen Zimmern Pauls, die auf diesen Hof hinaussahen, ausgestattet mit einem quietschenden Klappsekretär, tiefem hochlehnigem Sofa und andern altmodischen Möbeln, deren jedes eine Erinnerung bedeutete; das Ganze einfach, musterhaft ordentlich und von biedermeierischer Poesie. Der große blonde Vater war erst im Hause Alexander v. Humboldts, später drei Jahre Felix Mendelssohns Hauslehrer gewesen und hatte dort seine Frau kennengelernt, die kluge und warmherzige Julie Saaling, die als Mädchen durch eine verunglückte Operation ein Auge verloren hatte und nun eine schmale Locke darüber trug, durch ein Samtband festgehalten; es gab dem Gesicht einen eigentümlich pikanten Zug. Sie war ungewöhnlich schlagfertig: die Aufforderung, in einer Gesellschaft eine Ansprache zu halten, wies sie ab mit den Worten: ‚Meine Reden sind nicht so schwach, daß sie gehalten werden müssen‘⁷⁰. Marianne Saaling⁷¹ lebte mit im Haus, ‚die Tante‘ genannt, den Siebzig nahe, etwas gespenstisch in den großen Hoftoiletten vom Wiener Kongreß, der die Glanzzeit ihres Lebens gewesen war: als Friedrich Wilhelm III., sie auf einer Polonaise führend, scherzte, sie müsse nun bald nach Berlin zurückkehren, sonst verliere sie das Bürgerrecht, hatte sie erwidert: ‚Ich nehme Sie beim

⁶⁸ ‚Juno‘: Jan, 8. 5., 3. 6. 51; 26. 10., 13. 12. 58 Hey; *Paul Heyse*, ‚Das Bild der Mutter‘; wahrscheinlich Sybille Mertens-Schaaffhausen, vgl. *H. H. Houben*, *Die Rheingräfin. Das Leben der Kölnerin Sybille Mertens-Schaaffhausen*, Essen 1935.

⁶⁹ Heyses Elternhaus: Briefwechsel Fontane-Heyse, 237 ff.

⁷⁰ Julie Heyse: Aus einem nicht mehr feststellbaren Artikel in einer deutsch-jüdischen Zeitschrift.

⁷¹ Marianne Saaling: *Hüffer*, *Lebenserinnerungen*, 204.

Wort, Majestät, sorgen Sie, daß wir Juden das Bürgerrecht erhalten!‘ Nun war sie, streng katholisch, trotz ihrer Jahre noch unermüdlich, wo es Armen zu helfen galt.

Vater Heyse führte als Professor an der Berliner Universität Wilhelm v. Humboldts Sprachphilosophie fort, ohne viel Anklang zu finden. Seine beiden Lieblingsschüler Heymann Steinthal⁷² und Moritz Lazarus⁷³, untereinander nahe befreundet und durch Lazarus' Verlobung mit Steinthals Schwester auch verwandtschaftlich verbunden, verkehrten viel im Haus. Steinthal, der Bedeutendere, ging schüchtern und mürrisch kaum aus sich heraus; der gewandte Lazarus belebte mit seiner glänzenden Beredsamkeit jede Gesellschaft. Sie waren Bernays' Altersgenossen, und ihre Probleme waren die seinen: wie bei der Anteilnahme an europäischer Wissenschaft, die ihnen innerste Herzenssache war, das Eigene des Judentums erhalten, weitergebildet, zu lebendigem Halt der Persönlichkeit entwickelt werden könne. Bildung als Mittel zu solchem Zweck war ihnen mehr denn nur die Anhäufung von Kenntnissen, ja selbst zum Erringen ihres Platzes im wissenschaftlichen Leben – sie war ihnen ein Anliegen von fast religiöser Tiefe. Steinthal lebte nur seiner Wissenschaft und begnügte sich damit, an der überlieferten jüdischen Lebensform nichts zu ändern; Lazarus hatte sich nach schweren inneren Kämpfen der Reform zugewandt.

In Bonn wartete die Last der Vorlesungen, der Redaktionsgeschäfte für das ‚Rheinische Museum‘, der unentbehrlichen Privatstunden für Engländer, der Dionysios-Ausgabe. Bernays vermißte schmerzlich den Freund; auch regelmäßige Korrespondenz mit Heyse ersetzte den persönlichen Verkehr nicht. So freundschaftlich Ritschl und seine Frau ihm verbunden blieben, die Gastlichkeit des Hauses hatte notgelitten: der Meister seufzte, allzu streng in das Joch der Plautusausgabe eingespannt, und in der Ehe gab es Stürme, die Bernays Gelegenheit boten, mit sacht ausgleichender Vermittlung etwas von der Dankbarkeit einzulösen, die er beiden gegenüber empfand. Auch den anderen früheren Lehrern trat er jetzt persönlich näher, besonders dem fröhlichen, schlaun Brandis, mit dem ihn das Interesse für Aristoteles verband und dessen Sohn Johannes nun sein Schüler wurde. Nach zweijähriger Abwesenheit kehrte Dahlmann⁷⁴ nach Bonn zurück, politisch gescheitert, von den Kollegen nicht ohne Schadenfreude beargwöhnt, entmutigt, doch immer noch der Alte, fest, charakternvoll, unverbittert. Zuweilen begleitete Bernays ihn auf dem täglichen Spaziergang, zuweilen hörte er den Schweigsamen, behaglich zu Hause im Lehnstuhl sitzend, Shakespeare oder Goethes Tasso

⁷² Heymann Steinthal: ADB 54 (1908) 467–477.

⁷³ Moritz Lazarus: *Ludwig Stein*, Moritz Lazarus, Biogr. Jahrb. 8 (Berlin 1905) 126; vgl. Korrespondenz zwischen Lazarus und Steinthal, hrsg. *Irmgard Belke*, Wiss. Abh. des Leo Baeck Institute, New York, Tübingen 1967.

⁷⁴ Dahlmann: *Springer*, Lebenserinnerungen 204; *Springer*, Dahlmann II 216 f.; 10. 3. 54 Rit.

vorlesen oder mit den guten Freunden Arndt und Welcker politisieren. Da fuchtelte Arndt erregt mit dem roten Taschentuch, während der gemessene Welcker, das Gesicht bronzefarben vor Zorn, so grimmig wettern konnte, daß er in der Hitze die Perücke weit auf den Hinterkopf schob.

Dozentenkreis im ‚Schwanen‘

Freier und heiterer ging es auf einem Treffpunkt der Privatdozenten und jungen Professoren zu, die sich nach dem Gasthof zum Schwanen in der Sternstraße die ‚Schwanenritter‘⁷⁵ nannten. Im Sommer fand man sich jeden Samstag in Honeckers Garten vor der Stadt zusammen; nachmittags wurde, bei saurem Wein, gekegelt, abends folgte ein Vortrag mit anregender, oft scharfer Diskussion. So lockerte der Kreis sich fügte, so groß war das Ansehen, das er genoß: hier hatten die jungen Kollegen die Feuertaufe zu bestehen, von hier ging ihre Bewertung aus; fast war es eine offizielle Einrichtung der Universität. Am Samstag vor Karneval lud ‚der Schwan‘ die Geheimräte zu einer Bowle ein; freundliche Trinksprüche überbrückten dann den Gegensatz der beiden Generationen.

Von Bernays' Freunden gehörte Leopold Schmidt⁷⁶ dem Kreise an, der, aus Italien zurückgekehrt, pietätvoll jahrelange Arbeit an ein von seinem Vater hinterlassenes Calderon-Buch wandte; Karl Schaarschmidt⁷⁷ kam dazu, seit einem Jahr Privatdozent der Philosophie, ein Freund Georg v. Bunsens und von ihm an Bernays empfohlen; dieser steuerte ein Kapitel über Spinozas hebräische Grammatik zu Schaarschmidts Buch ‚Descartes und Spinoza‘ bei⁷⁸. Eine Zeitlang kam August Schleicher⁷⁹ wieder nach Bonn zurück, als politischer Korrespondent aus Prag ausgewiesen, bevor er als Professor dorthin zurückkehrte, ‚eine Natur aus Leder und Schmiedeeisen‘, wie er von sich selbst sagte; mit seinem Bestreben, die materialistischen Tendenzen der Naturwissenschaft auf die Sprachwissenschaft zu übertragen, stand er im Gegensatz zu dem idealistisch-geisteswissenschaftlich gestimmten Kreise, und auch Bernays rückte ihm ferner. Dafür schloß dieser sich näher an Ernst Curtius⁸⁰ an, der als Erzieher des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen in Bonn

⁷⁵ ‚Schwanenritter‘: *Usener ADB*; *Springer*, Lebenserinnerungen 201, 206 f.; *Schorn* II 82 ff.; *Franz Kaufmann*, Leopold Kaufmann, ein Zeit- und Lebensbild, Köln 1903, 71.

⁷⁶ Leopold Schmidt: siehe 22.

⁷⁷ Schaarschmidt: Georg v. Bunsen an seinen Vater, 6. 3. 46; *W. Erman*, Geschichte der Bonner Universitätsbibliothek, 2 Bde., Halle 1919, I 160 ff.

⁷⁸ *Ges. Abh.* I, 342–350.

⁷⁹ Aug. Schleicher: *ADB* 31, 402–416 (J. Schmidt); *S. Lefmann*, August Schleicher, Leipzig 1870, 6.

⁸⁰ Ernst Curtius, Ein Lebensbild in Briefen. Neue Ausg. v. *F. Curtius*, 2 Bde., München 1913.

war; er hatte Brandis einst als Erzieher der Prinzen nach Griechenland begleitet, und Johannes Brandis⁸¹ wurde trotz seiner Jugend ein Bindeglied der Freundschaft zwischen Bernays und Curtius. In dem Nachkömmling Lübecker Patrizier stritten sich die praktischen Eigenschaften der Vorfahren, ein lebensfroher Sinn für praktisches Zugreifen und strenge protestantische Gläubigkeit, mit der Beschaulichkeit des Gelehrten; eine Vorliebe für klare, unmittelbare, populäre Darstellung der Dingwelt ergab sich daraus. Einem Vortrag über die Akropolis verdankte Curtius seine Stellung als Prinzenerzieher; er hatte die Gabe, über Wege oder Baupläne mit großer Beredsamkeit und mit einem Leuchten seiner ganzen liebenswürdigen Persönlichkeit zu reden.

Bernays trat in dem Kreise weniger mit Vorträgen als mit den anregenden Funden seiner weitgespannten Lektüre hervor, mit Briefen Scaligers, mit einem Gedicht des mittelalterlichen Mystikers Tauler⁸². Der Theologe Krafft berichtete von einer Reise nach Jerusalem, der Geologe Ferdinand Römer von einer wissenschaftlichen Fahrt nach Texas; Karl Simrock steuerte Rheinsagen bei; der Philologe Nikolaus Delius glänzte in scherzhaften Festgedichten. Zuweilen gab es politisch scharfe Töne. Als Dahlmanns Lieblingsschüler Otto Abel⁸³, noch von Berlin her mit Heyse befreundet und auch Bernays in seiner herzlichen Ehrlichkeit besonders wert, die Legende des Johann von Nepomuk in Prag kritisch behandelte und eine jesuitische Geschichtsfälschung darin aufdeckte, tobten die streitbaren Katholiken. Ein andermal konnte man in märchenhafter Idylle schwärmen, wenn Römer zum Aufblühen der ersten chinesischen Glycinien ein Mondfest in seiner Wohnung am Poppelsdorfer Schlosse gab.

Ablehnung einer Rabbinerstellung

Im Januar 1851 erhielt Bernays eine Anfrage⁸⁴ von Hamburg, ob er als Rabbiner an die Stelle seines Vaters treten wolle. Man bot ihm zweitausend Kuranttaler, etwas über die Hälfte der Besoldung seines Vaters; die Stelle sollte nicht mehr lebenslänglich, sondern kündbar sein; dazu enthielt der Vertragsentwurf die Klausel, ohne Genehmigung des Vorstands dürfe der Rabbiner keine amtliche Bekanntmachung erlassen und weder mit Behörden noch mit Gerichtsstellen ‚in Communication treten‘. Man hatte die Lehren aus den Tempelkämpfen des Chacham wohl benützt und suchte nicht mehr einen Führer der Gemeinde, sondern einen schlechtbezahlten Kultusangestellten ohne eigene Meinung. Auch in der Talmud-Torah-Schule wurden tiefgreifende Änderungen gewünscht und durchgeführt: Gabriel Riesser führte Englisch

⁸¹ *Ernst Curtius*, Johannes Brandis. Ein Lebensbild. Preuß. Jb. 32 (1873) 642–663.

⁸² Taulers Gedicht: 17. 8. 60 Bun.

⁸³ Abel: *Springer*, Dahlmann 200 f., 206 f.; v. *Treitschke*, Nachruf auf Dahlmann, Gartenlaube, 1861, No. 12.

⁸⁴ Hamburger Rabbinat: 18. 1. 51 Hey; *Haarbleicher* 400, 403; *Goldschmidt* 82.

und Turnen ein und dehnte den Unterricht in Rechnen, Erd- und Naturkunde auf Kosten der jüdischen Fächer aus: die Schüler sollten ‚inne werden, wie das Prädikat eines möglichst vollkommenen Juden das eines möglichst vollkommenen Menschen involviere‘, sollten ‚einsehen lernen, daß so wie der Name Jude den des Menschen einschließe, so auch die Torah, richtig aufgefaßt, das Leben begreifen und weihen lehre‘. Judentum als Schulbeispiel für ‚Menschentum‘, nicht mehr als Gestalt eigener Prägung, die Torah, ‚richtig aufgefaßt‘, als Lehrbuch der Lebenskunde, statt wie früher als zweckfreie Versenkung in die Gotteslehre nun als Anleitung zum Erfolg, mit säuberlicher Trennung des ‚Praktischen‘ und, für Feiertage, des ‚Höheren‘ – das war es, was man auch für Erwachsene vom Rabbiner wollte. Der Vorstand war unbefangen genug, anzunehmen, daß der Sohn unter solchen Bedingungen die Arbeit des Vaters wieder aufnehmen wolle.

Jacob Bernays hatte an der Seite seines Vaters ebenfalls seine Erfahrungen gesammelt. Er war kein Kämpfer. Die Aufgabe, zwischen der aggressiven Bequemlichkeit der auf bloße ‚Konfession‘ hindrängenden Neuerer und der erbitterten Bildungsfeindlichkeit der alten Orthodoxie das Judentum unbeschädigt hindurchzusteuern, hatte schon sein Vater nicht mehr bewältigt, und das in aller erreichbaren Unabhängigkeit, mit einer Aufopferung seines Wesens für das Judentum, die der Sohn nicht mehr in gleicher Stärke in sich spürte. Die Abneigung gegen die Hamburger Geldleute kam hinzu. Er lehnte mit vorsichtiger Schonung den Antrag ab.

Aussicht auf akademische Berufung?

Er benützte die Gelegenheit zu einer Anfrage beim Kultusministerium⁸⁵, wie es mit seinen Aussichten auf eine planmäßige Professorenstelle stehe; glänzende Erfolge als Dozent und das Wohlwollen der Fakultät sprachen für ihn. Ende November war der Vertrag von Olmütz unterzeichnet worden: Preußen mußte auf die Schaffung eines kleindeutschen Bundesstaates verzichten und erkaufte mit einer schweren außenpolitischen Demütigung vor Österreich einen vollständigen Umschwung im Innern. Adlige und kirchliche Reaktion verbündeten sich, einen christlichen Ständestaat mit absolutem Königtum zu schaffen, wie das Mittelalter, das ihnen als Vorbild vorschwebte, ihn nicht gekannt hatte. Der konservative Professor Stahl, der etwas von der hartköpfigen jüdischen Orthodoxie seiner Vorfahren in sein Christentum hinüberrettete, erklärte auf einem Bankett, auch die Wissenschaft müsse ‚umkehren‘. Ein persönliches Regiment⁸⁶ setzte ein, von einem der Führer gekennzeichnet mit den Worten ‚Ordre; Contreordre; Désordre‘. Der Kultusminister v. Raumer sprach akademische Berufungen nicht ohne Bewilligung des Kon-

⁸⁵ Anfrage beim Kultusministerium: 19. 2. 51 Hey.

⁸⁶ Persönliches Regiment: *Kaufmann* 456.



„Chacham“ Isaac Bernays



Frau Sara Bernays

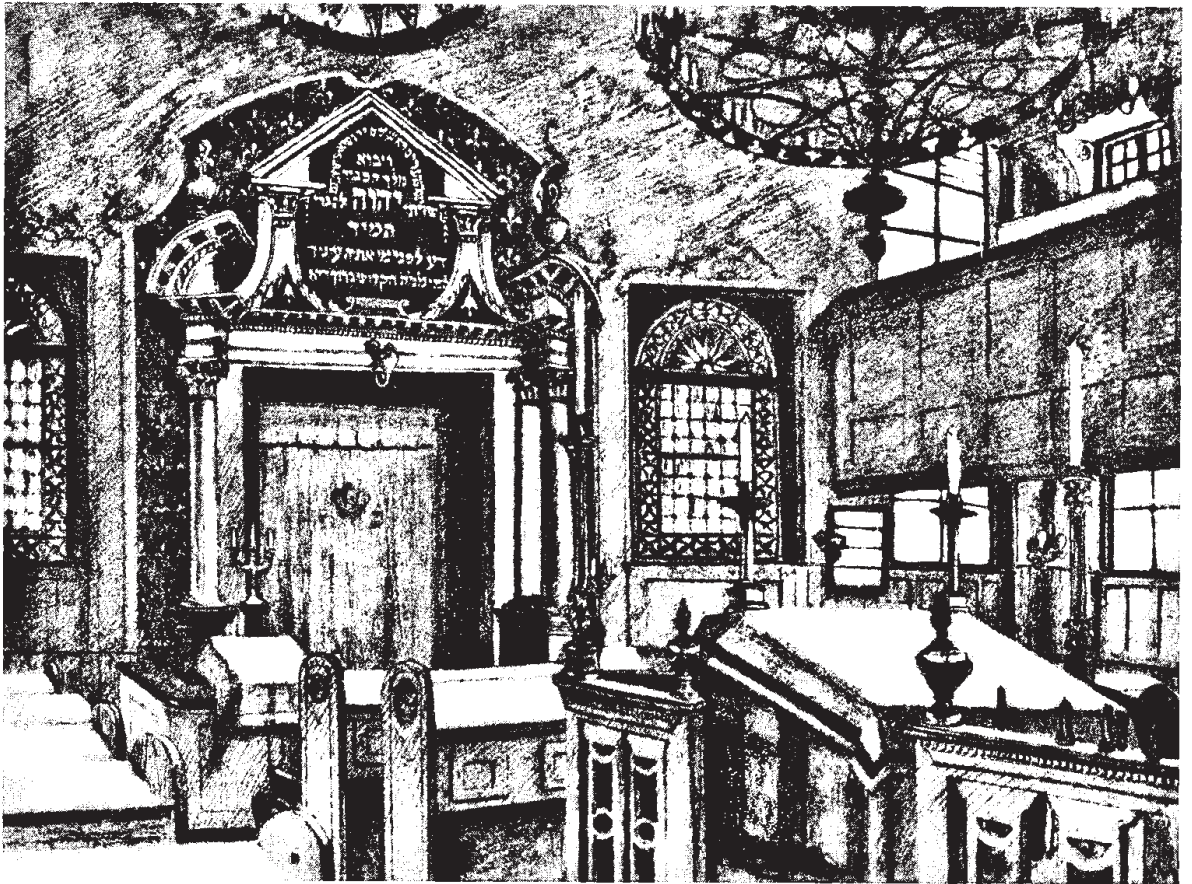
Jacob Bernays' Eltern



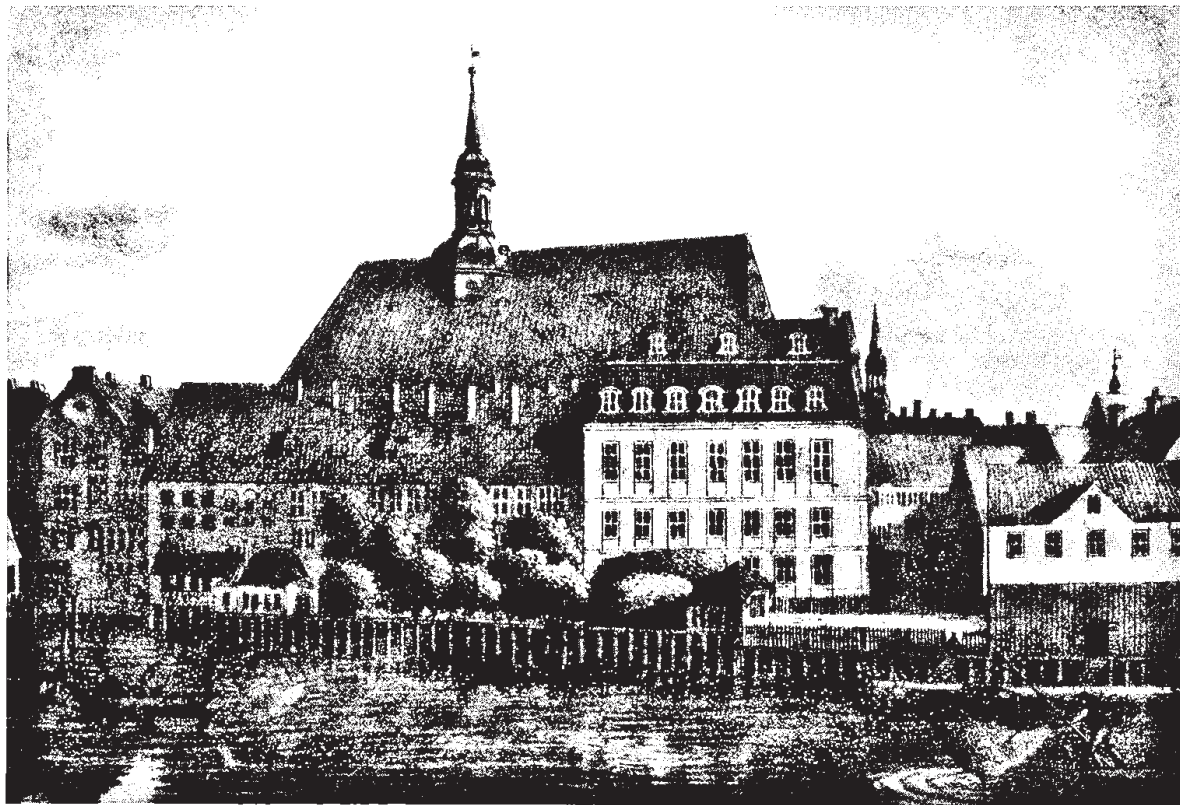
Rabbiner Jacob Ettlinger



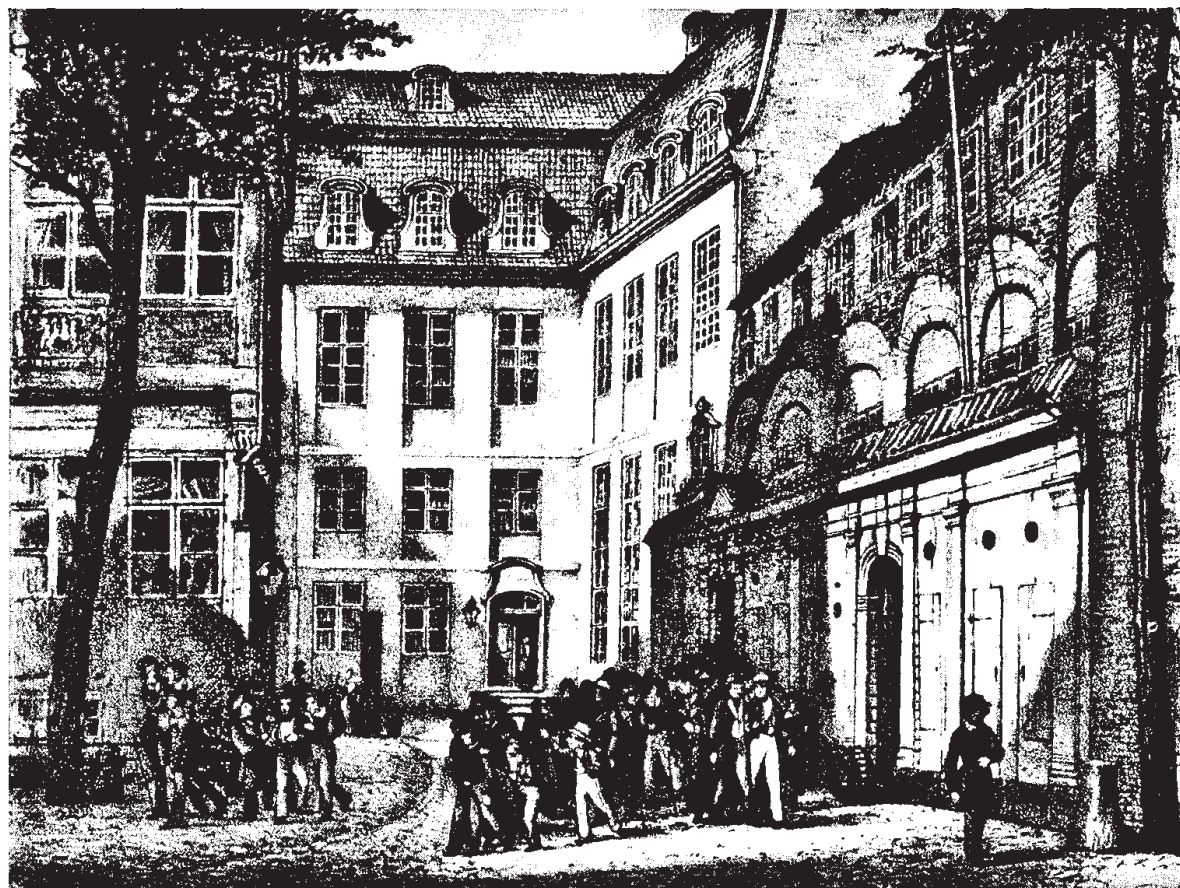
Gabriel Riesser



Inneres der Synagoge Elbstraße, Hamburg



Das Johanneum in Hamburg



Das Akademische Gymnasium in Hamburg



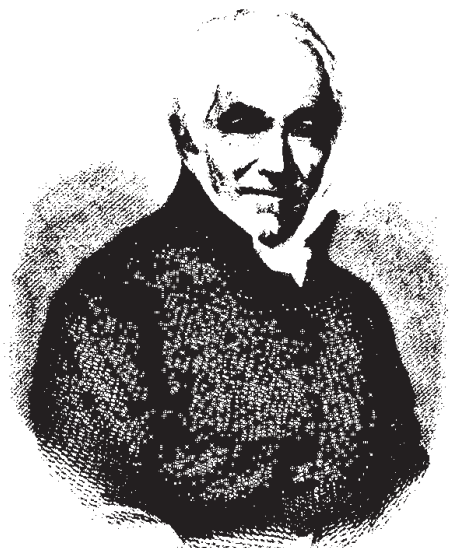
Der Marktplatz in Bonn



Friedrich Christoph Dahlmann



A. W. v. Schlegel



Ernst Moritz Arndt



Friedrich Ritschl



Friedrich Gottlieb Welcker



Christian August Brandis



Nanette Cahn



Der Bankier Heinrich Cahn



Der Kurator der Bonner Universität,
A. v. Bethmann-Hollweg



Paul Heyse als Student



Widmung von Heyses
 (und Geibels) „Spanischem
 Liederbuch“ an Bernays,
 19. 4. 1852



F. J. v. Schelling



Die Fürstin von Wied



Die Schauspielerin Elisa Rachel



Johann Christian Josias v. Bunsen



F. Max Müller



Thomas Gaisford, Oxford



Die Bodleian Library in Oxford, 1843

Wenn jemandes Bestehen, müßte er es unmittelbar, daß
 man mich darüber gleich folgt ganz rechtin. Ich würde ein
 Mißverhältnis in dieser Sache, unter Voraussetzung der besten
 Charakterikalen, im Jahr dazumitteln und verstehen, Sie müß
 Ich mir die Sache zu tun, in aller Bescheidenheit bei der Sache mir
 zufüllen.
 Ich würde mich nicht zu verstehen, daß Sie Arbeit in dieser
 Sache, die ich nicht in einem Jahre gemacht habe und darauf ein
 zugehen.
 Für die Sache, wenn Sie zu manchen Stellen zu verstehen,
 bin ich aufrechtig dankbar; allerdings sind die Sachen,
 die ich über Sie in der Sache zu verstehen, welche
 Sie mir zu verstehen im Jahr zu verstehen mit vorzuzugeworfen
 Links

Bonn 22. November 1852.

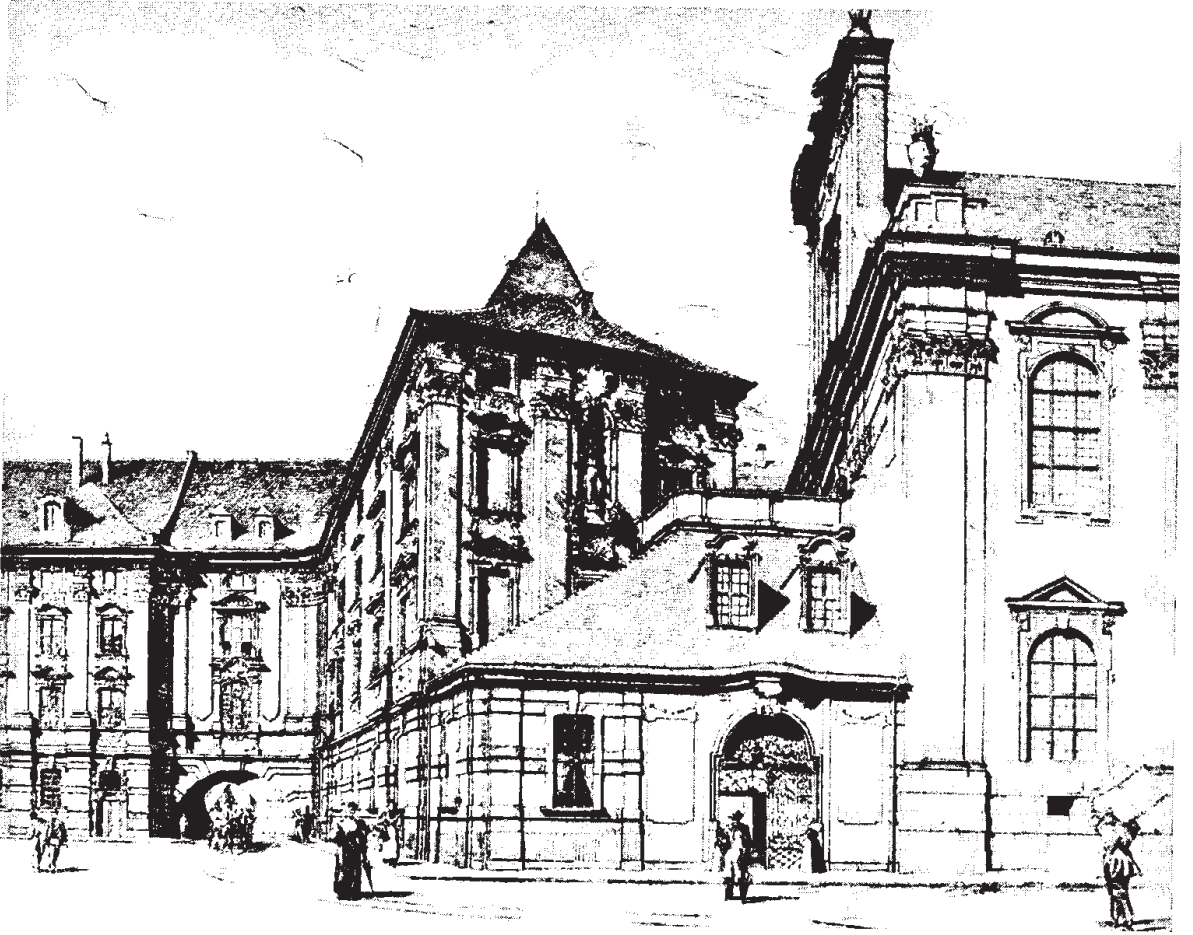
Ihre Erhaltung
 von
 Bernays.



Das Jüdisch-Theologische Seminar in Breslau



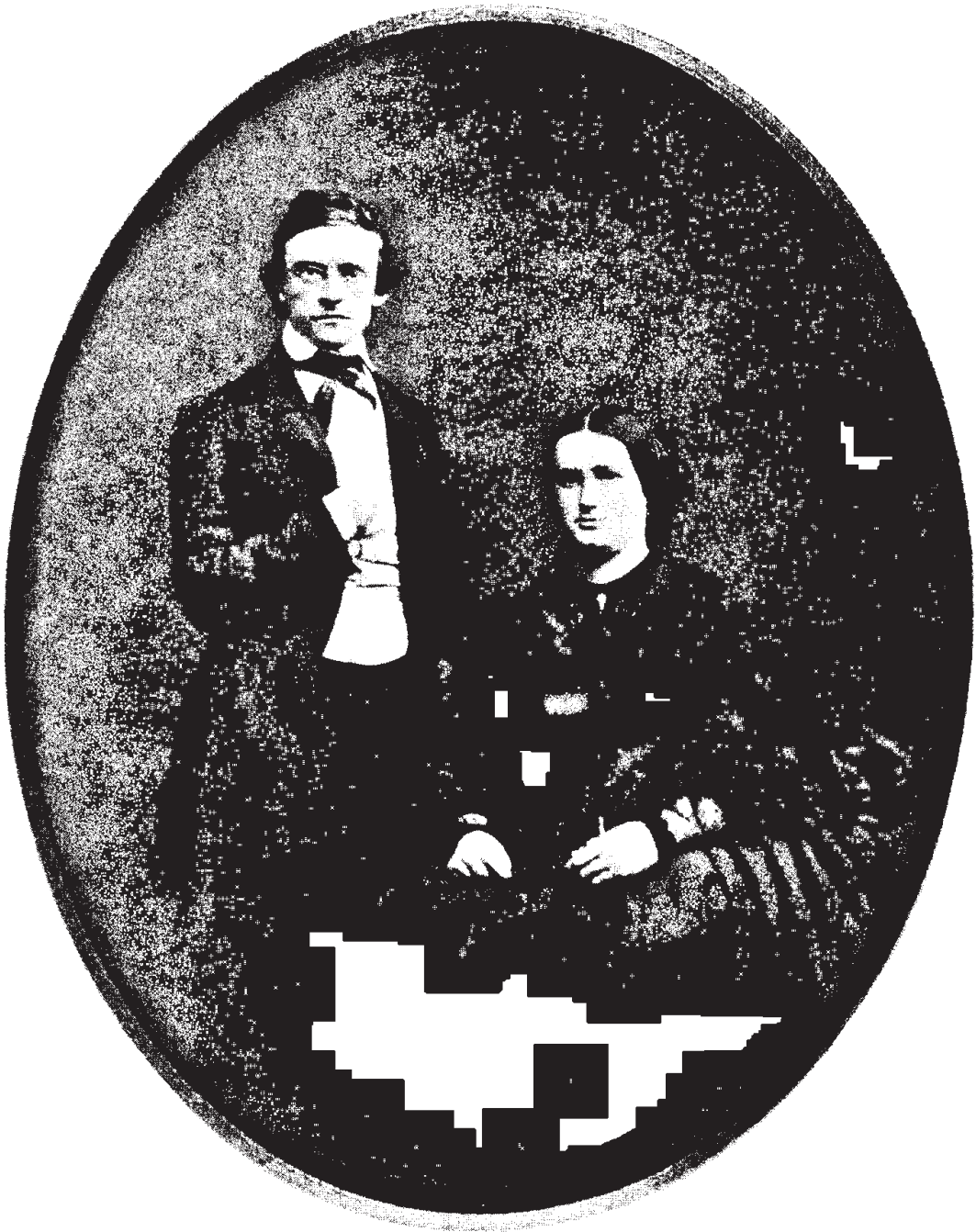
R. Zacharias Frankel, der Leiter des Seminars



Die Breslauer Universität



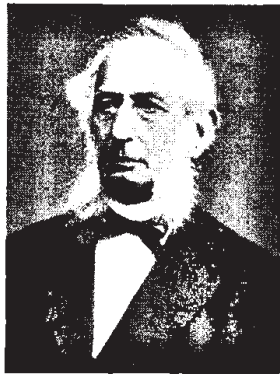
Aus dem Breslau des 19. Jahrhunderts



Theodor Mommsen und seine Frau in ihrer Breslauer Zeit



Chr. A. Braniss



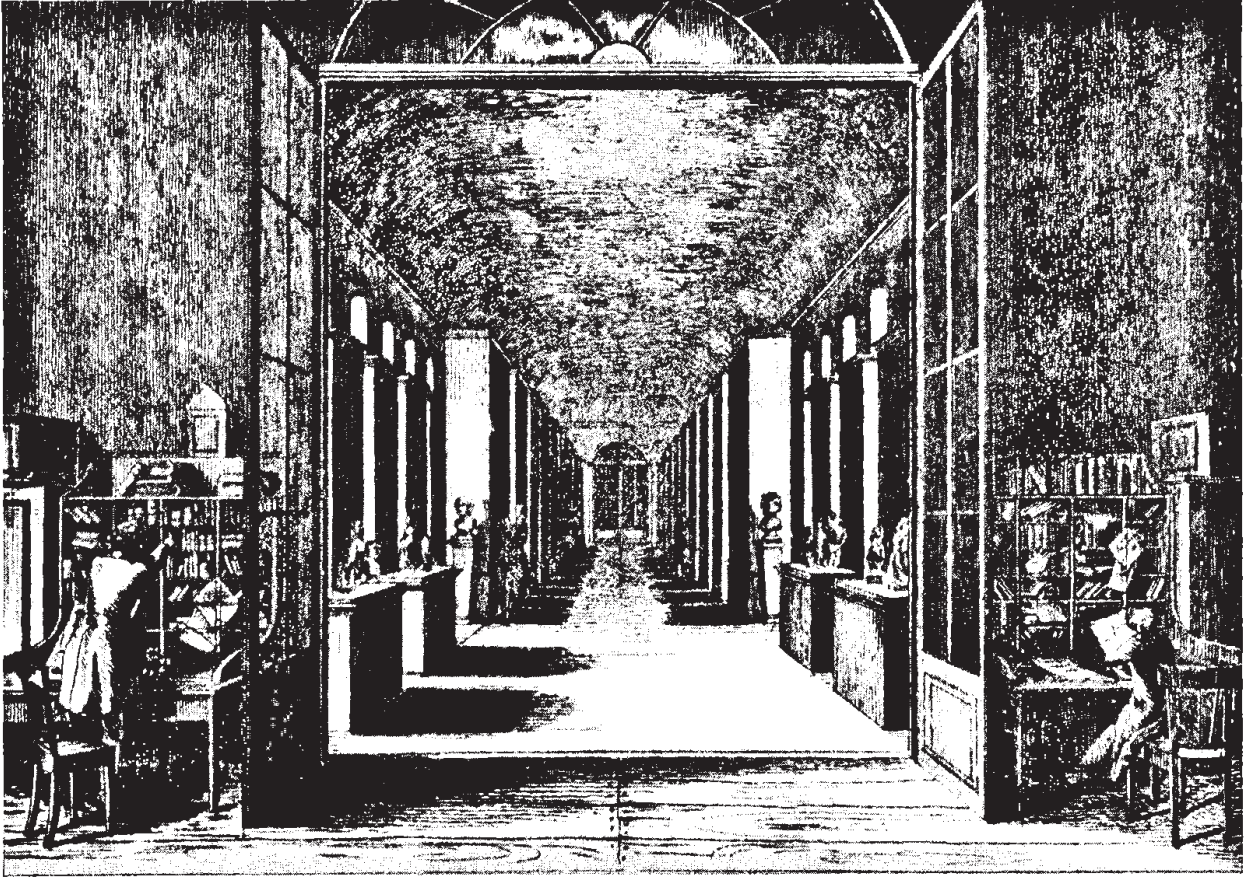
R. Roepell



F. G. H. C. Haase



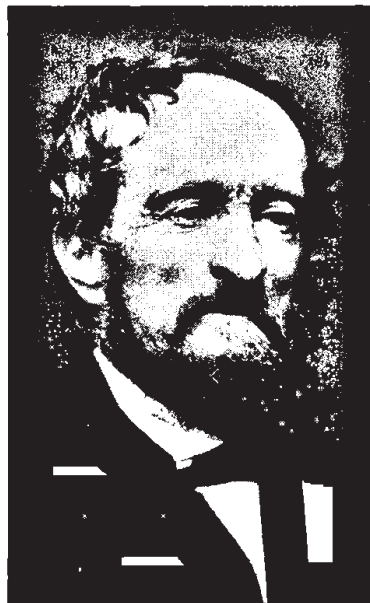
A. F. Stenzler



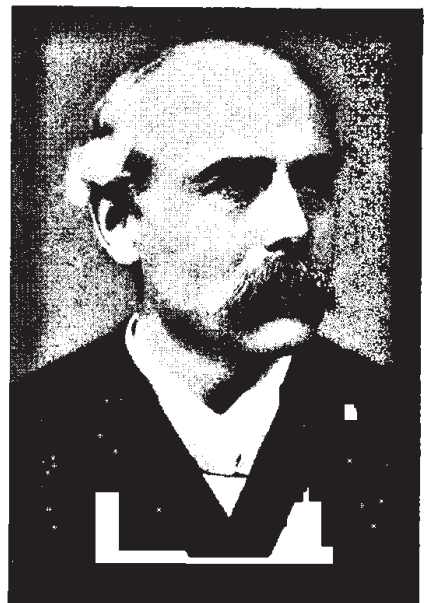
Lesesaal der Bonner Universitätsbibliothek, mit Blick in das Arbeitszimmer des Bibliothekars



Heinrich v. Sybel



Mark Pattison



Ingram Bywater



Johannes Brandis



Ernst Curtius



Berthold Auerbach



Ernest Renan



Freiherr Franz v. Roggenbach



Der Bibliothekar C. Schaarschmidt



Heinrich Graetz



Hermann Usener

sistorialrats Hengstenberg aus; der achtzigjährige Alexander v. Humboldt⁸⁷ gab einem General auf die Frage, er gehe nun wohl auch häufig zur Kirche, sarkastisch zur Antwort: ‚Natürlich, ich will doch auch Karriere machen‘. Der Bescheid des Ministers ließ demgemäß an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig: weder jetzt noch jemals später werde ein Jude eine Professorenstelle in Preußen erhalten.

Bernays fuhr fort, ‚in ungestörter Heiterkeit genügsam und zufrieden aus Gottes wundertätiger Hand seine Körnlein zu picken‘⁸⁸; noch vor dem Umschwung hatte er Heyse geschrieben: „Bis auf weiteres muß man sich betrachten, als lebe man in der Türkei; kommen doch auch dort vernünftige Leute fort und wissen es zu machen, daß die Paschas an ihnen keine ‚Ursach‘ finden.“⁸⁸

Mehr als ‚Körnlein‘ hatte er selten zu picken. Der Engländer kehrte in seine Heimat zurück. Der Amerikaner, der die Dionysios-Ausgabe finanzierte, ließ nichts mehr von sich hören, und seine Zahlungen blieben aus; er hatte sich dem Genuß von Laudanum ergeben und war in geistiger Umnachtung gestorben⁸⁹. Damit war es also ebenfalls zu Ende; die Ausgabe erschien nie. Zum Ersatz dafür besorgte Ritschl den Auftrag⁸⁹, für den Verlag Teubner eine kurze Lukrezausgabe zum Schulgebrauch herzustellen, eine reine Brotarbeit. Brandis brachte mit sanftem Zwang Bernays dazu, einem jüngeren Bruder Georg v. Bunsens, der, bei Brandis in Pension, in Bonn das Gymnasium besuchte, Thukydidesstunden zu geben⁹⁰. Georg v. Bunsen wollte, wenn auch verspätet, in Bonn promovieren; Ritschl meinte, er könne das in seinen Reisetiefeln erledigen. So rasch ging es allerdings mit der Dissertation (über die Nilquellen) nicht; Bunsen, noch immer durch die Schwäche seiner Augen gehemmt, mußte sich wieder einarbeiten und nahm Stunden bei Bernays und Schaarschmidt. Außer seinen Augen lenkten auch gesellschaftliche Verpflichtungen ihn von der Arbeit ab; der Prinz von Preußen lebte als Militärgouverneur des Rheinlands in dem nahen Koblenz und vergaß dem Sohn die Gastfreundschaft des Vaters nicht, als er in der Revolutionszeit hatte nach England fliehen müssen.

Geselligkeit um das Fürstenpaar v. Wied

Auch in Bonn entfaltete sich seit dem Frühjahr eine glanzvollere Geselligkeit, als die Professoren sie vermochten. Georg v. Bunsen führte Bernays in der *Vinea Domini* ein, einem ehemaligen Sommerhaus des Kurfürsten von Mainz, in das Fürst und Fürstin von Wied⁹¹ aus Neuwied übergesiedelt

⁸⁷ Alexander v. Humboldt: *Hausrath* 247.

⁸⁸ 19. 2. 51, Jan. 50 Hey.

⁸⁹ 18. 1. 51 Hey; *Ribbeck*, Ritschl II, 97.

⁹⁰ Georg v. Bunsen 2. 3. 51 an seinen Vater.

⁹¹ Fürstenpaar v. Wied: *Mite Kremnitz*, Marie Fürstin Mutter zu Wied, Leipzig

waren. In dem großen Tanzsaal der turmbekrönten Villa las man Shakespeare mit verteilten Rollen, eingeleitet von Vorträgen des Professors Löbell, der, dem Fach nach Jurist, Literaturforschung als Liebhaberei betrieb und Ulrich v. Huttens Werke herausgegeben hatte; zwischen zwei Sätzen pflegte er blitzschnell mit der Zungenspitze an die Nase zu fahren. Man ließ Gedichtübersetzungen anonym herumgehen und auf den Übersetzer raten; Bernays schmuggelte Arbeiten von Paul Heyse ein, für dessen Dramen er unermüdlich warb. An schönen Abenden saß man unter den alten Bäumen des Gartens, der steil zum Rhein abfiel. Der Komponist Neukomm phantasierte auf dem Harmonium nach den Klängen einer Äolsharfe, die in einem der Bäume hing; man plauderte, sah die Nachen auf dem Rhein und hörte Gesang von unten, bis das letzte abendliche Dampfschiff das Zeichen zum Aufbruch gab; ein Diener mit Stocklaterne brachte den kurzsichtigen Privatdozenten dann nach Hause.

Die Gesellschaft war bunt gemischt: neben den sehr jungen und ausnehmend hübschen Damen der Fürstin Mitglieder des rheinischen Adels, die Husarenoffiziere der Garnison, ältere und jüngere Professoren und die an der Universität studierenden Prinzen mit ihrem Gefolge, dazu oft auswärtige Berühmtheiten auf der Durchreise, Diplomaten, Militärs, Gelehrte. Der Fürst, klug, freisinnig, mit wissenschaftlichen Interessen, war ein liebenswürdiger Gastgeber, doch die Seele der Gesellschaft war die Fürstin. Als sie nach Bonn kam, zog der Geruch von Äther und Chloroform ihr weit voraus: da sie, auf der einen Seite fast ganz gelähmt, durch die bloße Berührung von Metall in Starrkrampf versetzt wurde, hatte man ein rheinisches Kohlenschiff für sie ausgeräumt, gereinigt, geschmückt und an das Dampfschiff angehängt. Sie mußte sich vorsehen, Arndt, einem der liebsten und eifrigsten Besucher, nicht die kranke Seite zuzuwenden, weil er im Eifer des Gesprächs sein Gegenüber ohne Ansehen von Rang und Stand derb auf die Schulter zu klopfen pflegte. Niemand glaubte, eine kranke Frau vor sich zu haben, außer daß sie im Rollstuhl saß. Die helläugige Klarheit der blauen Augen, die gedankenvolle Würde der weißen Stirn wären an jeder Frau aufgefallen – ein tiefer Klang in ihrer Stimme, ihr Lächeln waren mehr als anmutig. Die gehaltene Heiterkeit, die von ihr ausstrahlte, ließ tiefer atmen wie die Luft nach einem Gewitter. Ein fester Wille und wortlose Frömmigkeit gewann diese Heiterkeit ihren Schmerzen und schwerem mütterlichem Leid ab: ihr Söhnchen war mit einem Körperschaden zur Welt gekommen, der jede Lebensfreude auszuschließen schien und nach jeder Mahlzeit das Leben bedrohte. Man hätte sie verehren mögen, doch gab es nichts an ihr, was dazu einlud; sie war eine höchst lebenskluge Frau mit großen praktischen Kenntnissen und sprach über Holzverwertung oder Buchführung ausgebreiteter Güter mit der gleichen Lebhaftigkeit wie über Shakespeare. In der Revolutionszeit hatte sie ihrer Bürgerwehr in Neuwied

1904; *Carmen Sylva*, Mein Penatenwinkel I, Frankfurt a. M. 1908; *Marie von Buch*, Else v. Arnims junge Jahre, Leipzig 1929, 98, 182.

selbst eine Fahne gestickt, der Fürst hatte freiwillig auf eine Reihe von Rechten und Einkünften verzichtet, einer sozialen Tradition seiner Vorfahren folgend, die in dem kleinen Ort eine Zufluchtsstätte religiöser Toleranz errichteten, für Protestanten, Katholiken, Mennoniten, Quäker, Herrnhuter und Juden. Allen religiösen Fragen offen, konfessionellen gegenüber teilnahmslos, liebte sie es, sich mit Bernays zu unterhalten, und zog ihn für Gespräche über Judentum und Evangelien mehr bei den kleinen Gesellschaften zu, da er kein Hehl daraus machte, an den großen liege ihm nichts. Im Laufe des Sommers fand sich dazu noch ein weiterer Teilnehmer ein, der Freiherr von Roggenbach⁹², ein enger Freund des Hauses und Georg v. Bunsens, mit dem er in Frankfurt die Wohnung geteilt hatte. Bernays schloß sich enger an den Gleichaltrigen an. Weite Reisen und diplomatische Dienste ließen einen anmutig kindhaften Zug um seinen Mund unangetastet; im Gegensatz zu dem Spitznamen ‚Werwolf‘, den er seinen über der Nase zusammengewachsenen Brauen verdankte, war er eher weich und anschiemig. Schlank, groß, von vornehmer Erscheinung und rednerischer Begabung, schien er für große Gesellschaften und weltmännische Tätigkeit geschaffen; aber die feinen Anspielungen, in denen er zu reden liebte, paßten besser zur Kammermusik des Gesprächs im kleinen Kreis.

Auch die Studentengeneration dieses Sommersemesters war besonders gut⁹³. Bernays las wieder über Aristoteles' Politik und die Staatslehre der griechischen Philosophie; die Hörer drängten sich im Kolleg, neben den Deutschen gemischter Dialekte auch Engländer, Amerikaner, ein Grieche. Ein junger Student namens Heinrich v. Treitschke, Sohn eines sächsischen Generals, fiel durch seine Begabung aus dem Rahmen und schien größere Mühe zu lohnen; der selbst noch junge Privatdozent hatte immer Zeit, wo er nur irgend auf Verständnis und eigenes Denken stieß. Diese Studenten hatten es in der Reaktionszeit nach 1848 nicht leicht; eine ‚Gier nach praktischem Wesen‘⁹⁴ fand Bernays bei manchen von ihnen, die sie der Wirklichkeit gegenüber in ständigen inneren Zwiespalt bringe: „Viele geistvolle Deutsche“, umschrieb er ihre Lage, „besonders jüngere Leute, die das Fehlschlagen der Bewegung von Achtundvierzig der unpraktischen Idealität des deutschen Wesens zuschreiben, geben sich jetzt Mühe, praktisch zu werden, finden aber in der Wirklichkeit keinen Spielraum und sind daher auch nur im Wort und im Denken praktisch, d. h. sie werden Philister.“⁹⁴

Aller Erfolg als Dozent konnte über die Zukunftssorge nicht hinwegtäuschen, die die ministerielle Ablehnung jeder Beförderung bedeutete. Die befreundeten Lehrer überlegten, was auf die Dauer aus Bernays werden sollte.

⁹² Freiherr v. Roggenbach: 3. 7. 51 Hey; *Karl Samwer*, Zur Erinnerung an Franz v. Roggenbach, Wiesbaden 1909; *M. v. Buch*, Else v. Arnim 112 f. (‚Werwolf‘); *Marie v. Bunsen*, Georg v. Bunsen 100; *Springer*, Dahlmann II 405.

⁹³ Sommersemester: 3. 6. 51 Hey.

⁹⁴ ‚Gier nach praktischem Wesen‘: Jan. 51 Hey; AE.

Hinter dessen Rücken wandte Geheimrat Brandis, nachdem alle Bemühungen der Fakultät in Berlin sich als vergeblich erwiesen hatten, sich an den befreundeten Kurator der Universität Jena⁹⁵, Seebeck, der jedoch ebenfalls an Bernays' Judentum Anstoß nahm. Bernays erfuhr weder von dem Antrag noch von der Ablehnung und wartete mit Gleichmut, was die nächsten Jahre bringen würden. Die Stunden für Engländer hatten aufgehört, Georg v. Bunsen arbeitete für sich allein, die Lukrezausgabe wurde schlecht bezahlt, die Redaktions- und Kollegeinnahmen reichten knapp zum Leben hin, und ein Ende oder auch nur eine Unterbrechung dieser Tretmühle war nicht abzusehen.

Einladung zu dem preußischen Gesandten nach London

Da lud Georg v. Bunsen ihn ein, als Gast seiner Eltern die Ferien in London zu verbringen⁹⁶. Bernays kannte den Gesandten flüchtig. Im Jahr zuvor war dieser ein paar Tage in Bonn gewesen, um seinen Jugendfreund Brandis zu besuchen, und eben hatte Bernays durch Georgs Vermittlung den ersten Band von Bunsens ‚Hippolytus‘ frisch aus der Presse erhalten: die Schrift dieses Kirchenschriftstellers ‚Über die Widerlegung aller Häresien‘, aus einer neu gefundenen Handschrift herausgegeben, enthielt unbekannte Heraklit-Zitate, und über diesen ‚dunklen‘ griechischen Philosophen hatte Bernays eine größere Abhandlung veröffentlicht. Bunsen sandte Korrekturbogen⁹⁶ des zweiten Bandes mit und freute sich über die ‚herrlichen Sachen‘, die Bernays zur Verbesserung des sehr verderbten Textes anmerkte. Unabhängig voneinander kamen Vater und Sohn auf den Gedanken der Einladung. Georg v. Bunsen sorgte taktvoll für die nötige Ergänzung von Bernays' Garderobe; des Sabbats wegen, an dem dieser weder abreisen noch ankommen durfte, mußte er die Abfahrt um einen Tag verschieben. Am 18. August 1851 trafen sie nach einer kühlen Überfahrtsnacht in London ein.

Carlton Terrace 9, von Bunsen als Gesandtschaftsgebäude angekauft, lag dem Buckinghampalast, der Westminsterabtei, dem Auswärtigen Amt und dem St. James' Park, dem Treffpunkt der Gesellschaft, benachbart; nur der Ausblick auf die Universität Oxford, deren Ehrendoktor der Gesandte war, und auf das Königliche Schloß in Berlin hätte noch dazugehört, die wichtigsten geistigen und seelischen Fäden sichtbar zu machen, die sich hier kreuzten. Weiter draußen, in der Stille der vornehmen Straße kaum mehr zu hören, strömte das drängende Straßentreiben der Großstadt, männlich in seinem Ernst, gewaltig in seiner Triebkraft gegen den heiter frivolen Strudel in Paris und gegen die gemessen steife, halb militärische, halb spießbürgerliche Würde in Berlin.

⁹⁵ Brandis' Brief nach Jena: Georg v. Bunsen an seinen Vater, 25. 11. 51.

⁹⁶ Einladung nach London: Georg v. Bunsen an seinen Vater 2. 8. 51; ‚Hippolytus‘ 14. 6., 17. 7. 51; Bernays' Korrekturen: Bemerkung Bunsens auf Georgs Brief vom 4. 8. 51.

Bunsens Persönlichkeit und wissenschaftliche Leistung

Christian Josias Karl v. Bunsen⁹⁷ wirkte fast wie ein Herrscher inmitten des fürstlichen Zuschnitts der Gesandtschaft: ein Mann Mitte der Fünfzig, stattlich, behäbig und beweglich, das Gesicht bedeutend durch eine Stirn, die entfernt an die Goethes erinnerte, von rosig zartem Teint, strahlenden blauen Augen und scharfem, dabei sinnendem Blick, mit blondem Haar und ausdrucksvoll geschweiftem, redengewohntem Mund. Als Freund dreier Könige hatte er sich ein ausgeprägt bürgerliches Selbstbewußtsein, seinem Lebenserfolg gegenüber eine schlichte Frömmigkeit, vor der Illusionslosigkeit seines Berufes den idealen Schwung seiner Jugendjahre bewahrt: das erste Kind von fünfzig Jahren, das ihm begegnet sei, habe er in diesem Vater von sechs Söhnen und sechs Töchtern gefunden, urteilte ein russischer Freund. Neben dem alten Humboldt war er der einzige aus dem engeren Kreis des preußischen Königs, in dem der Geist der Befreiungskriege noch unmittelbar lebendig war – jene Anschauung, der Staat gedeihe am besten, wenn er die freie Wissenschaft zu seiner Grundlage mache, wenn der König nicht absolut, sondern mit einer Verfassung regiere, wenn die kirchliche Gemeinde über sich selbst bestimme. Deshalb kämpfte Bunsen in dem jahrzehntelangen Duell zwischen England und Rußland um die Vorherrschaft in Europa dafür, Preußen an der Seite Englands und der Zukunft zu sehen. Olmütz war für seine Politik der schwerste Schlag gewesen, und seither häuften sich die Angriffe der Junker⁹⁸ gegen ihn; erst als der König sich lächelnd bereit erklärte, ihn von London abuberufen, um ihm dafür – das Kultusministerium zu übertragen, hörten sie auf. Bunsen selbst hätte die Tätigkeit eines Gesandten keineswegs gern mit der eines Ministers vertauscht. In London fühlte er sich ‚auf den Wachturm und die Warte der Welt gestellt‘⁹⁹, und lieber als selbst das Steuer zu führen wollte er ‚hoch auf dem Vormast beobachten, was für Land, was für Wellenbrecher, was für Zeichen des kommenden Sturmes da sind, und dies dann dem weisen und praktischen Steuermann künden‘⁹⁹. Menschen und Zustände mit scharfem Blick durchschauend, zielstrebig bei fast schrankenloser Empfänglichkeit, blitzschnell fähig, die widerstrebendsten Eindrücke zu ordnen und einzuordnen, lockerte er immer wieder bürokratische Versteifung auf, belebte das langsame Wesen daheim durch Anregungen

⁹⁷ Chr. J. K. v. Bunsen: Chr. J. v. Bunsen, aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von seiner Witwe, deutsche Ausg. von *Fr. Nippold*, 3 Bde., Leipzig 1869–71 (zit. Nippold); Freifrau v. Bunsen, Ein Lebensbild, aus ihren Briefen zusammengestellt von *Augustus J. C. Hare*, deutsche Ausg. v. *H. Tharau*, 2 Bde., Gotha 1881, II 111.

⁹⁸ Angriffe der Junker: *Nippold* III 707; Georg v. Bunsen 7. 11. 51 an seinen Vater.

⁹⁹ Bunsen 1. 3. 54 an den König von Preußen (*Nippold* III 343) und 1855 an Kestner, ‚Grenzboten‘ 1868, III 492 f.

und wußte, mit weitem Blick über Personen und Sachen, die richtigen Menschen aufzufinden und an ihre Stelle zu bringen. In Rom hatte er das Archäologische Institut gegründet, den Palazzo Caffarelli angekauft, durch rasches Zugreifen ein Bild von Raffael für das Berliner Museum gesichert, in London ein deutsches Hospital ins Leben gerufen, der Ostindischen Kompagnie zum erstenmal einen Zuschuß für ein wissenschaftliches Werk – Max Müllers Übersetzung der Rig-Veda – abgelockt und suchte in Berlin jetzt eine staatliche Förderung der Afrikaexpeditionen von Barth und Krapf zu erreichen. Nur das protestantische Bistum Jerusalem, zu dessen Errichtung im Einvernehmen mit den Engländern er nach London gesandt worden war, wollte nicht recht gedeihen. Kein Wunder, daß diese glänzende Erscheinung, diese unermüdlige Phantasie die Gesellschaft beschäftigte und daß Bunsen ein Halbgott für die Reporter war.

Bernays, von den Anstrengungen des Semesters noch ermüdet und erholungsbedürftig, wurde sofort in dieses wirbelnde Leben hineingezogen. Bunsen kannte keine Ermüdung und ließ keine gelten. Während seine Gattin sich in ihr Landgut Abbey Lodge zurückzog, suchte er Erholung in der Wissenschaft. Eine halbe Akademie bevölkerte¹⁰⁰ das große Haus: aus Berlin der Archäologe Lepsius, der Philologe Gerhard, beide mit ihren Damen, der Geograph Carl Ritter, der Kunsthistoriker Waagen, übersprudelnd von Anekdoten, und der ruhige Bildhauer Rauch; Welcker, der ebenfalls eingeladen war, mußte absagen. Aus Amerika kam der Jurist und Politiker Franz Lieber, einer der ehemals als Demagogen verfolgten Freiheitskämpfer, nun amerikanischer Preisrichter der Weltausstellung, mit starrem, melancholisch-sentimentalem Blick und etwas exotisch klingenden Komplimenten an die Damen. Die Maler Schnorr v. Carolsfeld und Kaulbach, die Politiker General v. Radewitz, Herr v. Bethmann-Hollweg aus Bonn und dessen Schwiegersohn Graf Pourtalès kamen zeitweilig dazu; Bethmann-Hollweg ging mit der Gründung einer Zeitschrift¹⁰¹ gegen die herrschende Reaktion um und fühlte, nachdem er bisher seinen Kummer in der Inneren Mission zu begraben versucht, daß Gott selbst ein solches Hasenherz wie seines als Werkzeug benutzen könnte, um der Lüge und dem Trug entgegenzuarbeiten. Außerlich der stärkste Gegensatz zu dem kleinen, schwarzbärtigen, quecksilbrigen Bernays war der Pastor Wichern, dessen tiefer Baß alle andern Stimmen übertönte, eine massive hohe Gestalt mit einem Gesicht, worin mildem Wohlwollen eine feste Energie Zügel anlegte; als Begründer des Rauhen Hauses in Hamburg der Führer einer sozialen Strömung im Protestantismus mit dem Ziel, tätige Nächstenliebe in das lutherische Christentum hineinzutragen, wandte er jugendlichen Verbrechern seine Fürsorge zu und unter-

¹⁰⁰ Gäste: Georg v. Bunsen 9. 8. an seinen Vater, 22. 8. 51 an seine Mutter; *Frei-frau v. Bunsen* II, 111.

¹⁰¹ Bethmann-Hollwegs Zeitschriftenplan: Georg v. Bunsen 7. 11. 51 an seinen Vater.

nahm mit Georg v. Bunsen zusammen zu Studienzwecken nächtliche Streifzüge in die Londoner Unterwelt.

Zum Glück für Bernays' rituelles und gesellschaftliches Gewissen fielen die offiziellen Mahlzeiten des Hauses nicht auf Mittag und Abend, sondern, von Bunsen eingeführt, auf das Frühstück und den Nachmittagstee, an denen beiden er teilnehmen konnte. Da auch englische Diplomaten, Geistliche und Gelehrte sich dazu einfanden, pflegten außer der Familie zwischen zwanzig und dreißig Gäste anwesend zu sein. Frances Bunsen machte in Abwesenheit ihrer Mutter die Honneurs. Als sie gelegentlich Waagen mit ‚Herr Professor‘ anrief, sprangen die fünf Berliner Professoren zugleich auf und verbeugten sich. Im Mittelpunkt der Unterhaltung stand die Weltausstellung in dem neu erbauten prunkvollen Kristallpalast, ‚das poetischste und weltgeschichtlichste Ereignis der Zeit‘¹⁰², wie Bunsen sagte – eine Volksversammlung, von Königtum und Adel geehrt anstelle der früheren prunkenden Zusammenkünfte der Könige, bei denen das Volk höchstens zuschauen durfte.

Tagsüber hatte Bernays Zeit, die Stadt zu besehen, alte Beziehungen des Vaters zu dem Chief Rabbi Adler aufzufrischen, im British Museum antiken Handschriften nachzuforschen, teils zu eigenen Studien, teils im Auftrag von Freunden. Zu Mittag aß er in einem jüdischen Speisehaus. Abends pflegte er, wenn die Gäste sich verlaufen hatten, in dem großen Familiensaal zu Emilia v. Bunsens Füßen zu liegen¹⁰³ und sich mit ihr zu unterhalten, während Bunsen in einer Ecke Zeitung las, zwei der Söhne in einer anderen geistliche Lieder sangen, die Töchter abwechselnd mit griechischen Klassikern und am Nähkorb beschäftigt waren. Georg sah er nicht viel, so freundschaftlich dieser ihm zur Verfügung stand: er hatte sich Hals über Kopf in eine Witwe verliebt¹⁰⁴, die er auf Ende Zwanzig schätzte, seine Eltern, die sie für eine raffinierte Welt dame hielten, auf gut zehn Jahre älter; immerhin gab sein Vater der Neigung so weit nach, daß er in Aussicht nahm, nach Georgs Promotion eine Stelle als Attaché bei der Gesandtschaft für ihn zu erwirken. Emilia, seit ihrem sechsten Jahr an einer Hüftgelenkentzündung leidend, sah im Rollstuhl mit ihrem frischen kleinen Gesicht wie eine Apfelblüte aus; sie war unschuldig, fromm und klug wie ein Kind, das, ohne je selbst etwas begehren zu dürfen, viel hat an sich vorbeiziehen sehen.

Schon in den ersten Tagen hatte Bernays Gelegenheit, den Gastgeber von einer persönlicheren Seite kennenzulernen. Bunsen las ihm, Georg und dem Professor Gerhard vor, was von dem neuesten – fünften – Band seines Werkes ‚Ägyptens Stellung in der Weltgeschichte‘¹⁰⁵ fertig war. Er ging darauf

¹⁰² Kristallpalast: *Nippold* III 105, 109.

¹⁰³ Emilia v. Bunsen: Georg v. Bunsen 22. 8. 51 an seine Mutter; *Marie v. Bunsen* 93 ff.

¹⁰⁴ Georg v. Bunsen verliebt: an seine Mutter 22. 8., an seinen Vater 25. 8. 51; Bunsen an seine Frau 25. 8. 51.

¹⁰⁵ Bunsens ‚Ägypten‘werk: Georg v. Bunsen an seine Mutter 22. 8. 51; Bunsen an Max Müller 15. 5. 51; *Nippold* III 107.

aus, eine Ursprache des Menschengeschlechts und gleichzeitig damit die Chronologie der frühesten bekannten Epochen festzustellen. Am Tage von Olmütz hatte er beschlossen, das riesige Werk, Ergebnis fünfundzwanzigjähriger Arbeit, zu vollenden, nicht um der unbequemen Politik in die Wissenschaft auszuweichen, sondern als eine sehr politisch gemeinte Antwort darauf. Denn selbst dieser große Plan war nur der Teil eines noch größeren, in einer philosophischen Deutung der Geschichte, doch unter Verwendung aller Ergebnisse der Wissenschaft, Gottes Weg durch die Welt an dessen Spuren aufzuzeigen, und in diesem Sinn war nicht nur von chinesischen Lautzeichen, sondern auch von neuester Philosophie sehr eingehend die Rede in seinem Werk: er hatte wesentlichen Anteil an der Berufung Schellings nach Berlin, um, wie der König sich ausdrückte, ‚die Drachensaat des Hegelianismus auszurotten‘. Die Politik aus dem Geist und aus dem Glauben, die ihm vorschwebte, verfocht er in diesen großen Werken mit der gleichen Begeisterung wie in politischen Telegrammen und Denkschriften.

Bunsen schrieb, wie er dachte, großzügig, weitschweifig, mehr ideenreich als tief, mit eindrucksvollen Prägungen zwischen Sätzen von einer gewissen wasserhellen Klarheit, die noch an den Stil der Aufklärung erinnerten, mit einem selbstbewußten Schwung, der die Grenze zu pathetischem Überschwang nicht immer innehielt. Wie er seine Freiheit vor dem Joch des Berufsbeamten-tums und der Brotwissenschaft zu bewahren wußte, so trug er noch jenen Zug ungebundener geistiger Leidenschaft für die Wissenschaft, die den Denkern früherer Jahrhunderte etwas vom Grandseigneur gab, der zu seinem Vergnügen schreibt; die offizielle Wissenschaft war enger, dafür aber gründlicher und tiefer geworden. Bei Kenntnissen von einem Umfang, der manchen Gelehrten beschämte, bei sicherem Blick für Form und Aufbau, für das Wesentliche inmitten uferloser Stoffmassen haftete ihm etwas Dilettantisches an auch im negativen Sinn, weil nicht er selbst es war, der jeden einzelnen Stein gebrochen, auf Glätte und Dichte geprüft, für den Bau zugeschnitten hatte. Besessen von der Größe des Gesamtplans, mit dem stolzen Bewußtsein, über Kärnerarbeit erhaben zu sein, benutzte er, was sich fertig darbot, und stellte, wo es nottat, auch Gehilfen an. Seine Bücher waren nie leer, nie geistlos, nicht dicht und nicht dauerhaft.

An Bernays schätzte er Vielseitigkeit, Schnellkraft und Schärfe des Urteils als ebenbürtige Eigenschaften. Bemerkungen zu Sanchuniathons Nachrichten über die Phönizier, ein Lieblingsgebiet für Bernays noch vom Vater her, verblüfften ihn, und für den Hippolytus brachte der Gast weitere glänzende Konjekturen mit. Er bat ihn, diese Bemerkungen zu einer *epistola critica*¹⁰⁶ zusammenzufassen, die er der Ausgabe beigeben wollte. Seufzend machte Bernays sich, ohne die nötigen Hilfsmittel, ans Werk. Doch Dankbarkeit für einen freundlichen, ja herzlichen Empfang und für echtes Wohlwollen machte ihm die Arbeit zu einer unabweisbaren Gefälligkeit.

¹⁰⁶ *Epistola critica*: 15. 9. 51 Rit; Ges. Abh. I 291.

Und es war noch mehr: bei aller Vorsicht gegen Bunsens selbstsichere Vitalität, die Menschen verzehrte, wie sie sich eben boten, bei aller stillen Kritik an der methodischen Fragwürdigkeit seines Arbeitens bewunderte und liebte ihn der Jüngere. Sie trafen darin zusammen, in der Betrachtung des Weges, den das ‚Weberschifflein Gottes‘¹⁰⁷ durch die Geschichte nimmt, das tiefste Ziel menschlichen Bemühens und Einzeltatsachen darauf bezogen zu sehen, Glaubenszeugnisse wie die Evangelien und selbst die Bibel nicht ausgenommen. Gespräche darüber erinnerten Bernays so sehr an seinen Vater, daß er sich traute, Bunsen von ihm zu erzählen.

Und dann war um den Mann eine Luft herzhafter männlicher Freiheit. Selten, allenfalls zu Heyse einmal, sprach Bernays von seinem tiefen Bedürfnis danach: „Über Freiheit und verwandte Kopf- und Herzbrechereien sich innerlich abzumühen, ist ja unsere Ritterschaft auf Erden. Aber über alles, was einem bei diesen innerlichen Mühen aufstößt, habe ich das Maul gehalten vor Weibern und Kindern. Man kann auch mit Männern nur so darüber sprechen, als seien es Losungsworte, an denen im Getümmel die sich erkennen, die für einander sind.“¹⁰⁸ Mit Bunsen konnte er davon sprechen. Dieser selbst riet seinen Söhnen ab¹⁰⁹, unter dem ‚vulgären Junkerpöbel‘ in Preußen Beamte zu werden und ‚das Hungerbrod der Knechtschaft‘ zu essen – wer dem Gemeinwesen in den nächsten dreißig Jahren wirklich nützen wolle, der müsse vor allem selbständig und unabhängig sein.

Endlich traf Bernays bei Bunsen auf Verständnis für die Schwierigkeit, sich einer der Parteien anzuschließen. Mit der ‚Freiheit‘ zugleich, mit der Befreiung von den Fesseln des überalterten feudalen Ständestaats, für den der König romantisch, seine Umgebung aus zielbewußtem Interesse wirkte, vertrat die Linke eine Lockerung der religiösen Bindungen, teils von den Erfordernissen kapitalistischer Industrie her, teils aus der fast rauschhaften Fortschrittsstimmung der Naturwissenschaften und der Technik, die den Menschen zum souveränen Herrn der Schöpfung zu machen schienen. Nur das neutrale Reich der Bildung war noch gemeinsam; nationale Freiheit schien die strengen Bindungen der Religion auszuschließen, Frömmigkeit von politischer und kultureller Reaktion untrennbar zu sein. Wollte man, wie Bunsen und Bernays, beide vereinen, so war es, als ob die Füße nach entgegengesetzten Richtungen auseinandergezogen würden.

Bunsen fand das Experiment dieser Einladung geglückt; Bernays sei ‚ein reicher und tiefer Geist‘, schrieb er seiner Frau¹¹⁰. Georg war weniger sicher, wie dieser Gast seiner Mutter gefallen würde; es wurde fast zum Gesellschaftsspiel der Kinder, ihn ihr darzustellen. Frances machte sich nicht viel

¹⁰⁷ ‚Weberschifflein Gottes‘: 19. 2. 51 Hey.

¹⁰⁸ Freiheit: Okt. (?) 50 Hey.

¹⁰⁹ Bunsens Rat an seine Söhne: *Nippold* III 104 f., 111, 380.

¹¹⁰ Bunsen 21. 8. 51 an seine Frau; Georg v. Bunsen an seine Mutter, 2. 8. (deutsch), 22. 8. 51 (englisch).

aus ihm; ihr lagen gesellschaftliche Typen besser, und für ihr Orgelspiel hatte er keinerlei Verständnis. Georg sah einen ‚seltsam heterogenen Orientalen‘¹¹⁰ in ihm, der ‚den sichtenden Scharfblick der neueren Juden mit dem großartig Mystischen seiner Vorältern zu verbinden scheint. Er ist mir wirklich sehr lieb‘, setzte er hinzu und war trotzdem zwiespältig in seinem Urteil: „Ich bin sicher, mich nicht in ihm zu täuschen, wenn ich seine Klugheit bewundere und wenn ich seine religiösen Ansichten achte, obwohl sie nicht die unseren sind. Du wirst wohl auch den feingespannten Geist mögen, der im Gespräch hervortritt – trotz seines jüdischen Aussehens und des natürlichen Widerstrebens, das, ehrlich gesagt, jeder gegen einen so Fremden fühlt, wie die Juden es für uns sind.“ Emilia, von der Mutter ausdrücklich um ihre Meinung befragt, war mädchenhaft verwirrt: „*Ich* finde Bernays sehr angenehm, unterhaltend und interessant, wenn man mit ihm spricht; er versteht Themen aufzugreifen, die das Sprechen lohnen, und bringt einen merkwürdig geschickt dazu, seine Meinung darüber zu sagen. Diese Art ist und bleibt eigen und nicht besonders erfreulich. Ich meine durchaus nicht, er sei etwa nicht wie ein Gentleman, aber es ist da ein Übermaß gewollter Bescheidenheit, das an ihm frappiert – ob es nur äußerlich ist oder etwas Tieferes habe ich noch nicht herausgefunden. Sehr liebe ich an ihm den Ernst, womit er über ernste und religiöse Dinge spricht; nie verfällt er da der Seichtheit, so überraschend seine Meinungen auch sind. Du wolltest meine Meinung, nun, da hast Du sie!“¹¹¹

Anfang September fuhr Bunsen zur Erholung an die See, wo er mit dem Fürsten und der Fürstin zu Wied, deren Bruder, dem Prinzen Nikolaus von Nassau, und mit dem Minister v. Arnim und dessen Tochter zusammen war, lauter alten Freunden. Da Mitte September auch Georg ihm dorthin folgte, blieb Bernays zehn Tage allein in London, um die *epistola critica* fertigzustellen. Dann begleitete Georg ihn nach Oxford, wo Bernays fast drei Wochen blieb.

Besuch in Oxford

Die efeumrankten Colleges lagen in dem schönen Herbst, da noch Ferien waren, friedlich und still. In der Bibliothek, der berühmten Bodleiana, konnte er in aller Ruhe nach alten Schätzen suchen, neben einem mühsamen Handschriftenvergleich, den er sich durch Schokolade versüßte¹¹²; wirklich fand er einen über hundert Jahre verschollen gewesenen Codex auf. Er bewohnte ein Zimmer in Max Müllers kleiner Villa und fühlte sich so glücklich, daß er sich sogar mit dessen Hündin Bill anfreundete¹¹³. Er zog die äußere Schlichtheit dieser Umgebung dem Londoner Prunk vor.

Der Verkehr mit Max Müller war ihm ein Höhepunkt dieser Reise. Dieses besondere Schutzkind Bunsens, als Herausgeber der großen indischen Literatur

¹¹¹ Emilia v. Bunsen 26. 8. 51 (englisch).

¹¹² Bodleiana: 7. 12. 51 Hey.

¹¹³ Dez. 51 Mül.

und als Kalidasa-Übersetzer ein Mann von europäischem Ruf, obwohl er kaum älter als Bernays war, verband mit solider Gelehrsamkeit jene ‚elektromagnetischen Imponderabilien der Anmut und Liebenswürdigkeit‘¹¹⁴, die, unter Gelehrten besonders selten, Bernays an Heyse bezauberten. Nach dem frühen Tod einer unerreichbaren Jugendliebe war er unverheiratet geblieben; neben seiner Indologie beschäftigte ihn die historische Bibelkritik, ohne ihn einer ruhigen, sicheren Gläubigkeit zu entfremden. Sie lasen Plato zusammen, hielten ‚metaphysische Abende‘¹¹⁴ und verstanden sich fast auf das erste Wort. Nur einmal wurde Bernays sehr empfindlich, als Müller auf eine gewagte Behauptung erwiderte: ‚Sind Sie meschugge?‘ Doch Müller war in Dessau aufgewachsen und von jüdischen Kameraden an Jargonausdrücke gewöhnt¹¹⁴.

Ohne sich von Müller empfehlen zu lassen, ging Bernays eines Tages zu dem alten wackeren Gaisford, dem bedeutendsten der englischen Philologen. Er imponierte dem vorsichtigen Engländer so, daß dieser ihm den Auftrag einer Lukrezausgabe mit Kommentar für die Clarendon Press, den offiziellen Verlag der Universität, in Aussicht stellte¹¹⁵; dahinter stand die Möglichkeit, die einmal angeknüpfte Verbindung mit der Universität in Zukunft noch enger zu gestalten.

Mitte Oktober kehrte Bernays nach London zurück. Bunsen hatte zwar nicht die Wieds, aber den Prinzen Nikolaus, ‚den schönsten Prinzen, den er je gesehen‘¹¹⁶, und Heinrich v. Arnim mit seiner reizenden Tochter mitgebracht. Auch Frau v. Bunsen war nun zurück, eine vornehme Engländerin von strengstem Pietismus, wie der Gesandte ihn auch selbst einmal bekannt, doch mit den Jahren in eine freiere Art der Frömmigkeit verwandelt hatte. Wieder kamen viele Gäste ins Haus: Sir Henry Bulwer-Lytton¹¹⁷, der Verfasser der ‚Letzten Tage von Pompeji‘, der aussah ‚wie ein großer Halunke‘ und köstliche Parodien von Yankee-Typen auftischte; dann Carlyle, der mit dem Plan seines Buches über Friedrich den Großen umging, mit der Miene eines tragischen Unglückspropheten. In Bonn hatte sich das Gerücht¹¹⁸ verbreitet, Bernays werde in England bleiben. So reich die Eindrücke waren, fand er es doch besser, englisches Geld in Deutschland zu verzehren, wenn man nicht Staatsmann oder Kaufmann sei, und fuhr rechtzeitig zum Semester zurück¹¹⁹, in Gesellschaft des ‚griechisch schönen und spieligen‘ Prinzen Nikolaus, während Georg noch ein paar Tage länger in London blieb. Als bald darauf Theodor Fontane¹²⁰, als Journalist, dem Gesandten seine Aufwartung machte, war er sehr erstaunt, daß Bernays, den er nur als Freund seines Freun-

¹¹⁴ 28. 11. 67, Anf. Dez. 51 Mül; Mül 5. 5. 52; *Max Müller*, Aus meinem Leben, Gotha 1902, 236, 250, 57.

¹¹⁵ Gaisford: 17. 10. 51 Rit.

¹¹⁶ Prinz Nikolaus: Bunsen 4. 9. 51 an seine Frau.

¹¹⁷ Bulwer-Lytton und Carlyle: 8. 9. 51 Hey.

¹¹⁸ Gerücht: 17. 10. 51 Rit.

¹¹⁹ Rückfahrt: 4. 11. 51 Hey.

¹²⁰ Theodor Fontane 2. 6. 52 an Eggers (Theodor Fontane, Briefe, 2. Sammlung, hrsg. O. Knower und P. Schlenker, 3. A., Berlin 1910, 47).

des Heyse und als unbeträchtlichen Bonner Privatdozenten kannte, dort als ein ‚Stern erster Größe‘ galt.

In Bonn fand Bernays sein Ansehen durch die englische Einladung bedeutend gestiegen¹²¹. Er konnte sich der Einladungen kaum erwehren; man glaubte ihm die Abneigung vor größeren Gesellschaften nicht mehr. Er selbst kam sich um zehn Jahre, wenn auch nicht blasierter, doch älter vor.

Erst jetzt erzählte Brandis¹²² von dem Scheitern seiner Verhandlungen für den Jenaer Lehrstuhl. Kurz darauf kam der dortige Kurator von sich aus auf die Sache zurück. Diesmal nahm Bunsen, von Georg unterrichtet, das Spiel in die Hand. Er hatte nicht die Absicht, Bernays wirklich nach Jena gehen zu lassen; die Professoren dort waren froh, wenn sie es auf acht Hörer brachten, und damit hatte Bernays in Bonn gerade angefangen. Angesichts der preußischen Verhältnisse jedoch war ein tätiges Interesse des Ministeriums nur durch eine auswärtige Berufung zu erreichen; auf den Professorentitel legte Bernays keinen Wert, eine Gratifikation, die ihn von der drückendsten Sorge befreite, schien erreichbar. Einer der besten Freunde Bunsens, der Baron v. Stockmar, vertrauter politischer Berater des Königs von Belgien und Gesandter beim Bundestag, war für ein paar Wochen in Bonn; Bunsen spannte ihn für die Sache ein. Vier verschiedene Regierungen hatten Einfluß auf die Besetzung des Lehrstuhls; Stockmar erhielt einen zur Weitergabe bestimmten Brief mit der Bitte, entsprechenden Gebrauch davon zu machen.

Die Oxforder Lukrezausgabe

Die weiteren Verhandlungen wegen der Oxforder Lukrezausgabe¹²³ übernahm Max Müller äußerst geschickt; für alles, meinte Bernays, werde er ihn in Zukunft ins Treffen führen, außer wenn es einmal um eine Frau zu werben gelte – und auch dann nicht seinet-, sondern ihretwegen... Die Kuratoren der Clarendon Press verlangten vorsichtshalber ein Probestück der Anmerkungen, das Bernays zu liefern sich beeilte; Ritschl sandte einen seiner wirkungsvollen Empfehlungsbriefe mit. Aus Interesse für Bunsens Beschäftigung mit den Kirchenvätern lernte der unermüdliche ‚Student‘ nebenbei in einigen Wochen Syrisch und vergnügte sich dann damit, die nur in dieser Sprache erhaltenen Schriften ins Griechische zurückzuübersetzen. Auch folgte er Bunsens dringlicher Empfehlung, das Kolleg eines der protestantischen Theologen, mit dem der Gönner befreundet war, über das Leben Jesu mitzuhören¹²⁴. Es war ihm nicht einmal unlieb, da gleichzeitig ein junger Engländer die Evangelien griechisch mit ihm zu lesen wünschte.

¹²¹ Bonn: 16. 11. 51 Hey, 30. 10. 51 Ber.

¹²² Brandis: Georg v. Bunsen 15. und 25. 11. 51 an seinen Vater.

¹²³ Oxforder Lukrezausgabe: 13. 2. 52 Mül.

¹²⁴ Leben Jesu-Kolleg: 23./24. 2. 52 Hey.

Anfang Februar wurde von Oxford der Auftrag erteilt, mit einem Honorar¹²⁵ von 200 Lstr. – geradezu einem Vermögen im Verhältnis zu bisherigen Einnahmen. „So könnte ich denn“, hieß es in der Nachricht davon an Heyse, „ohne Rebellion meines Magens zu fürchten, fortfahren, meinem Gotte zu dienen, wie meine Großmutter zu sagen pflegt, und meiner Lieblingsbeschäftigung mich auch ferner widmen, die sogenannte Welt, d. h. die fehlgebornen Menschen in ihr, innerlich so laut auszulachen, daß es ein Wunder ist, wie sie's nicht hören, obgleich ich immer mehr mir den Ernst der Mienen anzueignen suche.“¹²⁵ Die Aussicht auf eine wie immer geartete Verbindung mit der berühmten Universität ließ Bernays leicht darüber hinwegsehen, daß Gaisford die Arbeit innerhalb eines Jahres erwartete und in seiner offiziellen Nachricht von dem ‚unabänderlichen Brauch‘ sprach, vor Übersendung des fertigen Manuskripts nicht mit dem Druck zu beginnen – und also auch nicht mit dem Bezahlen. Er hatte gut bitten, Heyse möge von dem neiderweckenden Auftrag schweigen; am Tag darauf stand eine pompöse Notiz darüber in der Kölnischen Zeitung, aus London inspiriert. Bunsen hielt, wenn es sich um Erfolge eines seiner Schützlinge handelte, von diplomatischer Vorsicht nichts.

Zum erstenmal war die Zukunft voller Hoffnungen, die Gegenwart erfreulich. Zwar erregte man sich über den Staatsstreich Napoleons III. und erwartete, es müsse in nicht ferner Zeit zum Kriege kommen, da er sich anders nicht werde halten können; vorderhand sah man eher neugierig als angstvoll über die Grenzen und ließ sich die Lebensfreude nicht verkümmern. Ein großer Ball folgte dem andern; man feierte prächtig Arnnds 82. Geburtstag, und noch aus herben Blüten suchte man Honig zu saugen. Heinrich v. Arnim, der Märzminister von 1848, lud Bernays nach Berlin ein¹²⁶, seine Verteidigungsrede zu hören; er war nach einer scharfen Broschüre in einen politischen Prozeß verwickelt und wollte der Absicht der Regierung, ihn zu diffamieren, mit einer großen Demonstration begegnen. Bernays hatte recht, sich der Einladung zu entziehen. Die Regierung vereitelte den Schlag; die Entlastungszeugen, meist Beamte, erschienen nicht oder verschanzten sich hinter dem Amtsgeheimnis. Das Duell ging weder mit ehrenrühriger Gefängnisstrafe noch mit glänzendem Freispruch, sondern unentschieden mit einer formalen Geldbuße aus.

Die Vinea Domini

Trotzdem freute man sich in der Vinea Domini auch über den halben Sieg. Wieder bildete das fürstliche Haus den Mittelpunkt der Geselligkeit. Man sah in dem schönen Festsaal tanzender Jugend zu, hörte Vorträge, stellte Charaden, übersetzte um die Wette. Bernays las aus Heyses ‚Urica‘ vor¹²⁷, deren

¹²⁵ Honorar: Gaisford 16. 11. 51, 3. 2. 52; Dez. 51, 10. 2. 52 Hey; 11. 2. 52 Ber.

¹²⁶ Heinrich v. Arnims Einladung: 16. 12. 51 Hey; *Marie v. Buch*, Else v. Arnim 171 f.

¹²⁷ Heyses ‚Urica‘: 6. 12. 51 Hey.

brennende Leidenschaft ihm von seiner frommen ältlichen Hausmamsell stärkeren Kaffee eintrug; die schönen Damen weinten helle Tränen. Anfang März schloß die Fürstin die Saison mit einer Aufführung von Gutzkows ‚Königsleutnant‘¹²⁸, für die sie in wochenlangen strengen Proben Regie geführt hatte. Kronprinz Friedrich spielte den Rat Goethe, Prinz Reuss den jungen Goethe, eine ihrer Damen die Frau Rat; die Hauptrolle, den Königsleutnant Thorane, vertraute sie Georg v. Bunsen an. Es wurde ein großer Erfolg; Georg v. Bunsen hatte fast mit dem Prinzen Reuss gewettet, er werde die Zuschauer trotz des komischen gebrochenen Deutsch der Rolle zu Tränen rühren; er hätte die Wette gewonnen. In der Pause sah man ihn mitten zwischen verstreuten Requisiten arbeiten; so erfuhr man, daß auf den nächsten Tag seine Promotion¹²⁸ angesetzt war. Daraufhin erschienen alle Prinzen bei dem feierlichen Akt; es wurde ein großes Schauspiel daraus.

Man wollte Georg, der seiner freien Klugheit wegen beliebt, an Alter über die Studentenjahre hinaus war, durch eine strenge Prüfung ehren; fünf Stunden dauerte die Disputation. Bernays, Leopold Schmidt und, für den erkrankten Schaarschmidt, der junge Johannes Brandis waren die Opponenten; auch die Professoren griffen immer wieder mit scharfen Fragen ein, bis die feierliche Doktorweihe die Prüfung abschloß. Abends wiederholte sie sich scherzhaft nochmals. Georg lud die Prinzen, seine Lehrer und seine Opponenten zum Doktorschmaus in den Gasthof zum Stern. Nach dem Essen gab es Bowle; Georg und sein Bruder Theodor sangen abwechselnd und gemeinsam Volkslieder, dann begann als Freund des Vaters und väterlicher Freund Brandis das Lob des Geprüften mit einem scherzhaften Angriff auf dessen Thesen, Ritschl nahm das Stichwort auf, Welcker und Bernays folgten mit leichten, heiteren, geistreichen Reden, bis man spät auseinanderging. Die Korrekturmühe der Dissertation nahm Bernays den schonungsbedürftigen Augen des Freundes ab.

Bunsens Bemühungen für Bernays

Bunsen ließ nicht leicht etwas fallen, was er einmal begonnen hatte. Der starre Entschluß des Kultusministers war, wie sich zeigte, auch durch den Jenaer Köder nicht umzustimmen. Als ihm das aus Berliner Informationen klar wurde, wandte er sich unmittelbar an den König¹²⁹ mit der Bitte, Bernays' Ernennung zum Außerordentlichen Professor mit Gehalt zu veranlassen nicht trotzdem, sondern *weil* dieser Jude sei. Er erklärte, sein Schützling sei ohne Zweifel der erste unter den jüngeren Philologen Deutschlands und Europas,

¹²⁸ Theaterraufführung und Georg v. Bunsens Doktorpromotion: Georg v. Bunsen 4. 3. 52 an seinen Bruder Ernst; *Marie v. Bunsen* 139 ff.; *Carmen Sylva* I 127.

¹²⁹ Bunsens Brief an den König: undatierte Abschrift Bunsen-Nachlaß; 17. 4. 52 an Georg v. Bunsen.

führte den Erfolg seiner Vorlesungen, die Auszeichnung durch den Oxforder Auftrag an und fuhr dann fort: „Seine sittliche und politische Haltung ist ohne Flecken. Aber er ist Jude, und zwar *ernster* Jude; er erfüllt mit größter Strenge, bis auf mehrtägige Fasten, alle Gebote des Gesetzes. Ich weiß aus *persönlicher* Erfahrung, daß er über die Person Jesu und den hohen Geist der Evangelien Ansichten hat, welche viele christliche Theologen beschämen. Seine Anhänglichkeit an das Judenthum ist mit einer unbeschreiblichen Pietät gegen das Andenken seines Vaters, eines berühmten frommen Rabbiners in Hamburg, verwachsen. Doch verschließt er sich dem Christentum nicht; so hat er im letzten Winter die Vorlesungen des Professors Rothe über das Leben Jesu mit großem Ernste besucht. Es widerstrebt einem edlen Gemüte und ausgezeichneten Geiste, Christ zu werden, um in der Welt fortzukommen! Man hat ihm gesagt, er könne nie Professor werden, *weil er Jude sei*. Dieses ist genug, ihn abzuhalten, es zu werden. Er kämpft mit bitterer Armuth und verliert seine Zeit durch Stundengeben und unwürdige kleinliche Arbeiten, die Geld einbringen, um sein Leben zu fristen. Es scheint der Regierung Friedrich Wilhelms IV. unwürdig, daß ein solcher Genius und ein so ernst religiöses Gemüt in gleiche Classe gestellt werde mit jüdischen Literaten und Advokaten. Sein Fach ist endlich, wenn irgendeins neben der Mathematik, allen Bedenken entzogen, welche prinzipiell (abgesehen von der Verfassung) der Anstellung eines Juden entgegenstehen könnten. Die Universität Jena wünscht ihn zu gewinnen als Ordinarius, er würde aber lieber als Extraordinarius mit mäßigem Gehalte in Preußen bleiben. Ich weiß dieses, aber nicht von ihm.“

Der Sommer wurde ungewöhnlich heiß¹⁹⁰, schwer und drückend; astronomische Zeitungsartikel brachten die Weißglühhitze mit der Erdnähe des unheilvollen Sirius in Verbindung. Bernays saß allein in Bonn; Georg v. Bunsen und Roggenbach waren in London, Heyse nach bestandnem Doktorexamen und ‚mit einem Fräulein Kugler verlobt‘ im Begriff, den ganzen Winter über nach Rom zu gehen. Wie dem blutarmen Erasmus setzte Bernays jedes extreme Wetter zu, Kälte oder Wärme; sein altes Übel meldete sich wieder, ein nervöses Zahnweh, von dem das Gesicht aufschwoll; die Medizin wußte kein Mittel dagegen als Zahnziehen. Er hatte mit frischem Mut eine größere Arbeit zu Ende gebracht, eine Ergänzung zu dem verlorenen Teil von Aristoteles’ Poetik¹⁹¹ aus bisher übersehenen Zitaten eines griechischen Grammatikers; nur Vorgeschichtler könnten sonst, meinte Max Müller, aus einem hohlen Zahn ein ganzes Tier erkennen und herauskonstruieren. Jetzt trieb eine krampfhaft Unlust ihn hin und her. Frensdorff in Hannover wollte die Schriften des Chacham mit ihm zusammen herausgeben¹⁹²; er konnte sich nicht entschließen, hinzufahren. Für Heyse fand er einen schönen Epenstoff aus der frühchristlichen Zeit; sein eigener Lukrezkommentar, erst ein paar

¹⁹⁰ Sommer: 16. 7., 12. 8. 52 Hey.

¹⁹¹ Aristoteles’ Poetik: 8. 9., 7. 12. 52 Hey; Mül 20. 4. 53.

¹⁹² Frensdorff 12. 5. 52.

hundert Verse weit gediehen, begann ihn zu langweilen, während der näher-rückende Ablieferungstermin als Schreckgespenst vor ihm stand. Er wollte sich zur Arbeit zwingen; wochenlang verließ ihn das gleiche dumpfe Gefühl nicht¹³³, das er nach dem Bruch mit Nanette und nach dem Tod des Vaters erlebt hatte.

Auch der Herbst brachte keine Frische in die lastende Schwüle des Wetters; im Sommer war sie aufreizend gewesen, nun wurde sie betäubend. Bernays erinnerte sich an eine Goethestelle von ‚seliger, herrlicher Dumpfheit‘, um Heyse seinen Zustand zu beschreiben: „Ich war früher immer versucht, nach alter Judenart dergleichen Gefühl auf die Wirkung süßen Weines zurückzuführen, erfahre es nun aber in diesen Wochen an mir, dem Wassertrinker, daß es auch anderswoher kommen kann. Woher weiß ich nicht, wenn es nicht von dem wirklich magnetischen Wetter kommt. Ich habe so anhaltend nie dergleichen dumpfe, sorglose Behaglichkeit empfunden.“¹³³ Es war der Vorbote eines Nervenfiebers. Müde und unlustig, ohne der Krankheit nachzugeben, schleppte er sich in seine Vorlesungen. Der Ablieferungstermin für den Lukrez ließ nur noch ein Vierteljahr Frist. Die Arbeit blieb liegen.

*Ein für Leben und Werk entscheidungsvoller Brief*¹³⁴

Mitte November schlug ein Blitz ein.

„Von diesem Briefe weiß keines meiner Kinder, selbst Georg nicht, noch meine Frau“, schrieb Bunsen noch vor der Anrede. Er begann auf einen Wink Max Müllers hin mit der Warnung, den Lukrez ja nicht zu gut zu machen und dadurch den Termin zu überschreiten. Er berichtete, er habe in Berlin die Anstellung des jungen Freundes beim Kultusminister¹³⁵, bei Geheimrat Schulze unablässig ‚gefordert, erbeten, erbettelt‘, für Jena durch Herrn v. Stockmar Schritte getan; den Brief an den König verschwieg er. „Die Antwort ist entweder Stillschweigen oder Bedauern über die bestehende grundsätzliche Unmöglichkeit, mit Anerkennung Ihrer Werte wie Ihres Charakters und Ihrer Verdienste um Wissenschaft und Universität.“ Vielleicht werde, teilte er im engsten Vertrauen mit, Ritschl bald nach Berlin berufen werden; und auch Bernays gehöre nur nach Bonn oder nach Berlin. Doch das war seine eigene gute Meinung; er mußte zugeben, es bestehe keine Aussicht auf eine Anstellung in Preußen mehr.

Der Bescheid war Bernays nicht neu, nur bitterer durch den Mund eines Mannes, der seinen großen Einfluß vergeblich eingesetzt hatte. Bunsen beruhigte sich nicht dabei.

¹³³ Dumpfheit: 8. 9., 7. 12. 52 Hey; Nov. 52 Mül.

¹³⁴ Bun 7.–14. 11. 52.

¹³⁵ Kultusminister: vgl. Bunsen an Georg, 9. 10. 52: ‚Herr v. Raumer ist sehr gemüthlich bei uns gewesen. Bernays soll bedacht werden.‘

„Es liegen ihnen“, fuhr der Brief fort, „nur zwei Wege vor. Lassen Sie mich über den ersten mit voller Freiheit reden. Sie sind frommer und strenger Anhänger des Gesetzes: gläubig jedoch mehr als Deutscher denn als Palästinenser. Jesus von Nazareth und Paulus waren jüdisch fromm und streng, und gläubig wie wenige. Seitdem ist Ihr *Volk*, für welches das Gesetz gegeben wurde, *als Nation* untergegangen für immer; ich sage für immer, weil es offenbar einen andern damit unvereinbaren Beruf erhalten, weil es den weltgeschichtlichen Beruf hat, in das japhetische Blut und Staatsleben priesterlich wirkend einzugehen. Wie es viel *von* Japhet empfangen, gibt es auch vieles in dieser Vermählung der beiden auserwählten Völker Gottes; ganz besonders bei den Hellenen und Deutschen.

Sie stehen im Herzen gerade wie *ich* zur Überlieferung: auf dem weltgeschichtlichen Standpunkt. Der Unterschied ist, daß ich *mit* der Weltgeschichte gehe, *Sie* *gegen* den Strom. Der Verlust der Nationalität ist ein schwerer. Der Verlust der Einheit des eigenen Bewußtseins mit dem weltgeschichtlichen ein schwererer, weil hoffnungsloser.

Sollten Sie nicht, von diesem Standpunkt aus, mit Jesus und seinen Jüngern und so vielen der Edelsten und Frömmsten Ihres Volkes, den alten Bund von neuem fortzusetzen den Beruf fühlen, wenn Sie sich ernst und mutig prüfen?

Welche Bahn des Segens und Ruhmes würde sich Ihrem reichbegabten Geiste öffnen, wenn Sie das Gesetz ins Evangelium als die Weltreligion erheben könnten! Sie wissen, was ich für die Aufgabe der deutschen Forschung und Wissenschaft wie der deutschen Innigkeit halte im Christentum. Die wahre, große Philologie hat dabei einen so hohen Beruf wie die Philosophie; und wie die Sache jetzt liegt, einen viel größeren. Es ist die Philosophie, die zu weit ist, und welche noch nicht Geleistetes darstellen kann und soll.

Ich und meine Geistesgenossen suchen das Unsrige zu tun vom japhetischen Standpunkt: aber manches läßt sich nur vom semitischen vollkommen erreichen, und wer könnte das so wie Sie?

Die Person und Persönlichkeit von Jesus hat Sie angezogen, und Sie werden derselben nicht wieder los werden; je mehr Sie sie rein weltgeschichtlich betrachten, desto mächtiger wird er Ihnen werden. Paulus' Gesicht wiederholt sich ewig in solchen Gemütern.

Sollten *Sie* nicht *als Sohn Israels* noch größere Seligkeit in der Religion der Liebe und Menschheit finden als *ich*, der heidnische Germane? Ich bin fest überzeugt, daß wenn Sie diese Seligkeit Einmal geschmeckt, Sie ihrer nie vergessen können, ohne Ihr Bestes aufzugeben.

Und dann erst, wenn Sie ganz die Liebe Gottes im Sohn empfunden, also *auch* in der Menschheit und ihren Geschicken, werden Sie auch die Seligkeit empfinden, ein *Vaterland* zu haben. Und zwar welches, dem Geiste nach! Das *Bundesvolk* der Neuzeit, das Volk Gottes der Zukunft wie der Gegenwart!

Es wäre Ihrer unwürdig, wenn Sie zum Christentum übertreten wollten, *weil* sich Ihnen dann eine glänzende Aussicht auf Wirksamkeit und Ansehen

und Wohlstand eröffnet: allein es wäre Ihrer auch nicht würdig, wenn Sie den Schritt nicht mit Ihrer tiefsten Seele auffassen wollten, *weil* Preußen Ihrem Stamme nicht das Lehramt in die Hände geben will, ohne daß er sich unserm angeschlossen hat: nicht aus Fanatismus, sondern aus Furcht vor dem Litteratentum.

Sie kennen mich zu gut, als daß ich nötig hätte, ein Wort über die Beweggründe meiner Aufforderung zu sagen. Sie wissen, es *können* dies nicht Beweggründe der Klugheit sein, eben so wenig als der Frömmerei. Sie wissen, daß Sie es in der Tat auch nicht *sind*.

Keine Besorgnis für eines hochgeehrten und lieben Freundes Zukunft und Fortkommen in der Welt würde *mich* dahin bringen können, *Ihnen* einen solchen Vorschlag zur Erwägung vorzulegen.

Es ist eine Überzeugung, die Glaube ist, und ein Glaube, der Überzeugung ist, es ist eine innere Ersehnung, die mit meinem philosophischen Bewußtsein zusammenfällt. Diese Überzeugung sehe ich als eine Gnade Gottes an: der Weg zu derselben aber ist immer derselbe gewesen, den Sie das Schicksal geführt: religiöses Bedürfnis und religiöse Übung einerseits, und Forschung und Nachdenken andererseits.

Ich weiß, daß ich Ihnen das Rechte rate, wenn der Geist es Ihnen gibt, es selbst zu sehen. Amen.

Ich habe wenige Worte über die zweite Alternative zu sagen.

Wenn Sie zu uns treten wollen, blüht Ihnen nirgends eine so herrliche Wirksamkeit als in Preußen, aller Wahrscheinlichkeit nach in Bonn zuerst.

Wenn Sie nicht diesen Schritt tun *können*, so müssen Sie sich durch England selbständig machen. Gerade daß ich heute den Beruf habe, Sie dazu aufzufordern und Ihnen die Wichtigkeit der Sache ans Herz zu legen, hat mich dahin geführt, Ihnen heute zu schreiben, was ich Ihnen geschrieben.

Ich öffne Ihnen die Tür für Ihren Eintritt in England: Sie wissen außerdem, daß Sie Gast meines Hauses sind, als Jude wie als Christ. Ich zeige Ihnen, welche Gefahr beim Verzuge ist, und welche Gründe dafür obwalten, daß Sie sich entschließen, bald hierher zu kommen und die Sache in Gang zu bringen.

Gerade dieses hat mich heute begeistert, Ihnen zu schreiben, was ich oft und lange im tiefsten Herzen und im Gefühl heißer Liebe zu Ihnen erwogen, *wie* und *wann* ich es Ihnen sagen sollte.

O welche Wonne, wenn wir zusammen das Leben des ersten und größten aller Menschen, der ein Jude war, erforschen und der Welt den Gang der Vergottung dieses einzigen Heros der Menschheit darstellen könnten, wenn wir die ersten dunklen Zeiten, jeder von seinem Standpunkte, aber vereinigt zu durchforschen das Glück hätten! Was ist dagegen der rabbinische und der griechisch-römische Plunder, mit dem wir uns schleppen!

O geliebter Bernays, erwägen Sie es in Ihrem tiefen Herzen ohne Menschen-

rücksicht, und lassen Sie zum Schluß mich Ihnen sagen, daß ich nie aufhören werde Sie zu lieben!“

Bunsen

Bernays sah sich vor die Entscheidung seines Lebens gestellt. Die Aufforderung zum Übertritt, in einer Form vorgebracht, die jedes Gekränktsein ausschloß, und von einem Manne, der alle Hilfsmöglichkeiten versucht und erschöpft hatte und aus tiefer Überzeugung sprach, bot die Freiheit, jede Kraft zu entfalten, öffnete eine glänzende Zukunft und ein Vaterland: keine kleinen Dinge. Der zweite Arm des Wegzeigers wies nach England, an die führende Universität des mächtigsten der Weltreiche, zu einer Stellung, wie Max Müller sie innehatte. Eine dritte Möglichkeit hatte Bunsen nicht erwogen: eine vielleicht noch sorgenvollere Gegenwart als bisher, eine aussichtslose Zukunft im Dienste eines Wahlspruchs, der mit einem Wort Spinozas *suum esse conservare* hieß: die Bewahrung des innersten eigenen Wesens. Bernays wählte in stiller Tapferkeit die letzte.

Bunsen hatte den fertigen Brief vom Sonntag zu Sonntag liegen lassen. Auch Bernays ließ sich eine Woche Zeit zur Antwort. Sie war schwierig. Eine Ablehnung des Übertritts ohne Begründung schloß der persönliche Appell Bunsens aus, die Erörterung theologischer Bedenken gegen das Christentum die Rücksicht auf dessen Glauben, und das innerste Gefühl, jenes Bewußtsein einer jahrtausendelangen Kette des Blutes und des Geistes, als deren Glied Bernays sich fühlte und die er mit mystischem Blick hinter sich und in sich sah – dieses Gefühl war zu tief in ihn eingesenkt, als daß er es hätte ausdrücken können mit der Aussicht, verstanden zu werden. Nur über seine Stellung zu Jesus sprach er so offen, wie er darauf angesprochen wurde. Seinen jüdischen Standpunkt deutete er nur an, für den Kampf entlehnte er die theologischen Waffen des Christentums. Er schrieb zurück¹³⁶:

„Ew. Exzellenz antworte ich mit einem Freimut, für den ich mir günstige Aufnahme erbitten müßte, wenn ich derselben nicht durch die warme Herzlichkeit Ihres Schreibens im voraus gewiß sein dürfte.“

Ihre Aufforderung zum Übertritt ins Christentum geht aus höheren und reineren Beweggründen hervor als aus bloß praktischen; aber Sie haben sie mit praktischen Erwägungen und Aussichten verknüpft; und in der Tat läßt eine solche Aufforderung nur nach praktischer Seite hin eine *Antwort* zu; nach allen andern Seiten verlangt sie eine *Diskussion*.

Vor der Praxis also hat das keineswegs Bestand, was Sie am Schluß Ihres Briefes sagen, daß die *innere* Überzeugung von Jesu Person und der christlichen Religion die *Hauptfrage* sei. Vielmehr ist, wie die tägliche Erfahrung beweist, alles Innerliche in solchen Dingen für die Praxis völlige Nebensache; und die Hauptfrage, ja die einzige Frage ist, ob ich den Entschluß fassen kann,

¹³⁶ 22. 11. 52 Bun.

mich *äußerlich*, durch Taufschein und dergleichen, als Mitglied einer der bestehenden *christlichen Kirchen* zu bekennen. Die Erklärung kann Ihnen nicht unerwartet kommen, daß ich solchen Entschluß *nicht* fassen kann. Er selbst, Jesus von Nazareth selbst, jetzt als Jude geboren, würde es nicht können; würde es wohl am allerwenigsten können. Ich vermöchte nicht, IHN¹ zu achten, wenn ich nicht glauben dürfte, ER würde sich lieber der Reihe nach von allen Kirchenbehörden *auch* körperlich kreuzigen lassen, ehe ER zu einer von den Konfessionen überträte, die sich nach IHM nennen, obgleich sie, SEINER Vorschrift (Marc. IX, 50) zuwider, weder ‚Salz bei sich noch Frieden unter einander haben‘.

Mit einer notwendig weitläufigen Diskussion dessen, was Sie mir über Jesu Person zu erwägen geben, will ich Sie nicht behelligen; ich erlaube mir nur in aller Bescheidenheit zu sagen, daß Sie irren, wenn Sie meinen, ich hätte IHN bisher noch nie auf Leben und Tod ins Auge zu fassen gesucht. Die inneren und äußeren Antriebe dazu haben mir wahrlich nicht gefehlt; die äußeren am allerwenigsten in den letzten Jahren. Je mehr ich mir aber IHN vergegenwärtige und den ‚Vater-Namen‘ erforsche, der, wie ER sagte (Joh. XVII, 11), IHM mitgeteilt worden, desto heiligere Scheu fühle ich, mich mit All dem zu verfangen, was seit lange, und jetzt so sehr wie je, in SEINEM Namen getan und unterlassen wird.

In Betreff Ihrer Meinung von dem gebrochenen, gegen den Strom der Weltgeschichte ankämpfenden, also hoffnungslosen Gemütszustand eines jetzigen Juden hätte ich bei mündlicher Besprechung gar Vieles zu entgegnen. Vor Allem hätte ich Sie, einen auf dem Standpunkt der Weltgeschichte stehenden Christen, um Auskunft zu bitten, wie Sie sich zu Pauli *μυστήριον** (ad Romanos XI, 25, 26) verhalten. Nach Pauli Worten und Ansicht haben die Juden ein weltgeschichtliches *Recht* und – da weltgeschichtlich beides zusammenfällt – auch die Pflicht, als Juden zu bestehen *ἄρχις οὗ τὸ πλήρωμα τῶν ἐθνῶν εἰσέλθῃ*** . Ist dieser Zeitpunkt jetzt gekommen, oder auch nur nahe? Die Statistik der Religionen sagt entschieden Nein. Zugegeben, daß die 300 Millionen, welche Christen heißen, ‚eingegangen‘ seien, so hat doch die doppelte Zahl von Millionen noch nicht einmal die Schwelle betreten. Für Pauli religiöse und weltgeschichtliche Ansicht macht es keinen Unterschied, ob er sich die Einkehr der Heiden im Zusammenhange mit einer damals für die nächste Zukunft erwarteten *δευτέρα παρουσία Χριστοῦ**** gedacht habe. Paulus meint, *so lange* nicht alle Heiden Christen geworden, sollen, kraft jenes *μυστήριον**, die Juden Juden bleiben. Er, Saulus der Schüler Gamaliels und Paulus der *ἀπόστολος τῆς ἀκροβυστίας*****, hatte gewiß seine guten Gründe, dies zu meinen; und es wäre von mir vermessen, zu glauben, daß Sie diese Gründe nicht einsehen.“

¹ IHN, etc.: im Brief durch Punkte unter den Worten bezeichnet.

* Mysterium.

** ‚Bis die Fülle der Völker eingegangen sei‘.

*** Wiederkunft Christi. **** Heidenapostel.

Was nun den Lukrez und damit den Beginn einer Wirksamkeit in England betraf, so kündigte er Bunsen an, er werde bitten, daß man ihn ganz von der ihm freudlos gewordenen Arbeit entbinde, wenn nicht der Termin überhaupt gestrichen werden könne. So zuverlässig und rasch er jeder geschäftlichen Arbeit genüge, so unfähig war er, mit solcher Bindung an freie Gestaltung zu gehen: die Knechtschaft der Uhr¹³⁷ nahm ihm jede Arbeitslust. Bunsen, Müller, Ritschl redeten ihm zu; der Gesandte ernannte sich zum Schatzmeister der Clarendon Press und sandte, um alle Geldsorgen zu beschwichtigen, aus eigener Tasche einen Vorschuß von 150 Talern¹³⁸. Der Termin wurde durch Müllers Verwendung verlängert. Doch nichts half: als der Ostertermin des nächsten Jahres herannahte – eine Hamburger Zeitung verbreitete schon das Gerücht¹³⁹, Bernays sei zum Erzieher der englischen Prinzen ausersehen –, brach dieser die Arbeit an dem ‚vermaledeiten Epikuräer‘, dem ‚Fanatiker der Verwesung‘¹⁴⁰, und damit die Beziehung zu Oxford endgültig ab. Das Tor nach England fiel zu.

Berufung nach Breslau

Schon im Mai 1853 kam ganz unerwartet eine neue Anfrage¹⁴¹. In Breslau war ein Rabbinerseminar im Entstehen begriffen; einer der Kuratoren, mit einer Cousine von Bernays verheiratet, ließ von Hannover aus zaghaft vorfühlen, ob der Privatdozent eine Berufung dorthin annehmen würde. Es war eigentlich nur eine Gymnasiallehrerstelle, wenn auch mit der Aussicht, nebenher an der Universität als Privatdozent zu lesen; der als Direktor in Aussicht genommene Rabbiner Dr. Frankel in Dresden hatte bei dem Kampf um das Hamburger Tempelgebetbuch eine für den Chacham nicht sehr freundliche Rolle gespielt. Doch Bernays erinnerte sich an den Ausspruch seines Vaters¹⁴², als Philippson in der ‚Allgemeinen Zeitung des Judenthums‘ den Plan einer jüdischen Fakultät verfocht, selbst als Hamburger Chacham würde er seine Stellung sofort aufgeben, um die Berufung an eine solche Universität anzunehmen, auch zu noch so ungünstigen Bedingungen. Jacob Bernays sagte sofort zu. Die Verhältnisse der deutschen Juden, schrieb er an Nicolas Berend, seien im Innern schwer zerrüttet, von außen aber, auch abgesehen von allen Emanzipationsfragen, in einer Weise gefährdet, von deren Bedrohlichkeit die meisten Juden keine Ahnung zu haben schienen: „in einem solchen Augenblick würde ich es, mir selber gegenüber, als ein Desertieren ansehen müssen, wenn ich mich durch irgendwelche Rücksicht oder Aussicht abhalten ließe...“¹⁴²

¹³⁷ Knechtschaft der Uhr: 16. 7. 52 Hey.

¹³⁸ Bunsen Febr. 53. ¹³⁹ Gerücht: 23. 3. 53 Ber.

¹⁴⁰ Lukrez: ‚vermaledeiter Epikuraer‘ 6. 2. 54 Rit; ‚Fanatiker der Verwesung‘ Ribbeck, Ritschl II 198.

¹⁴¹ Anfrage Rabbinerseminar: Frensdorff 17. 5. 53.

¹⁴² Ausspruch des Chacham und Antwort: Ende Mai 53 Ber.

Er war vorsichtig genug, die Brücke hinter sich trotzdem nicht abubrechen; die Fakultät genehmigte¹⁴³ seinen Wunsch, als Privatdozent nach Bonn zurückzukehren, ‚sobald es seine Verhältnisse erlauben würden‘. Ein glänzendes Empfehlungsschreiben¹⁴⁴, von Brandis, Welcker und Ritschl unterzeichnet, führte ihn an der Universität Breslau ein und erreichte es, ihm die Mühe einer neuen Habilitation zu ersparen. Mit dem Bedauern beginnend, ‚einen unserer allervorzüglichsten Privatdozenten zu verlieren‘, charakterisierte das Schreiben Bildungsgang, Kenntnisse und Leistungen und hob Lehrgeschick, Geist, Gelehrsamkeit und fruchtbaren Verkehr des Empfohlenen mit den Studenten hervor: „Dieser sein Umgang mit Studierenden ist auch nicht nur geeignet, echte Wissenschaftlichkeit in ihnen zu wecken und zu nähren, sondern in gleichem Maße den Ernst der Gesinnung zu beleben, den er in seinem Leben wie in der Auffassung der Ereignisse bewährt... Wenn wir in dieser Weise von Dr. Bernays nach fast 10jähriger Bekanntschaft mit ihm uns aussprechen“, schloß das Schreiben, „so bestimmt uns dazu außer der Liebe zu ihm die Überzeugung, der Erwerb einer solchen Lehrkraft werde für jede deutsche Universität von großem Wert sein.“

Bunsen hatte Bernays gerade die Oberleitung eines von ihm geplanten Corpus der Kirchenschriftsteller angeboten¹⁴⁵, die dieser nun ausschlagen mußte. Er war ‚tief und ernst betrübt‘, daß Bernays Bonn und einen so schönen Wirkungskreis verlasse, und hätte ihn lieber ‚frei von allen nicht unbedingt menschheitlichen Banden gesehen‘. Den Gründen dafür konnte er sich nicht verschließen; seine eigene Stellung war von Berlin aus aufs neue hart umkämpft, und Georg studierte vorsorglich Landwirtschaft, um seinem Vater gegebenenfalls ein Heim bieten zu können¹⁴⁵.

Die Übersiedlung nach Breslau sollte erst im Herbst stattfinden. Den Sommer über war Bernays mit Georg, der an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Poppelsdorf hörte, noch viel zusammen. Die Beziehung zu jener schottischen Witwe war zu Ende, und nun verliebte¹⁴⁶ Georg sich in die neunzehnjährige Else v. Arnim, die Tochter des Ministers, die abwechselnd bei der Fürstin von Wied und auf ihrem Erbsitz Schloß Linschoten in Holland lebte. Er fuhr hin, um sie zu werben. Als er den Freunden schönen holländischen Käse von der Reise mitbrachte, sagte Dahlmann: ‚Den Käse hat er uns gebracht, den Korb hat er für sich behalten!‘ Else v. Arnim war der Überzeugung, Liebe sei nur für schnäbelnde Tauben da, Menschen hätten ihren Verstand zu gebrauchen; sie argwöhnte, Georg wolle ihr Schloß statt ihrer und seine Liebe sei am Ende nur – Katzenjammer. Georg nahm es nicht leicht; Bernays hatte zu tun, um ihn zu trösten. Das Ärgste war, daß der Minister

¹⁴³ Fakultät: Bran 5. 7. 53.

¹⁴⁴ Empfehlungsschreiben: Brann 55 ff.; Universität Breslau 25. 7. 53 Haase, dessen Antwort 10. 8. 53.

¹⁴⁵ 20. 7. 53 Bun, Bun 30. 7. 53.

¹⁴⁶ Else v. Arnim: *Marie v. Buch*, 165 ff.; 156.

dem abgewiesenen Freier einen sacksiedegroben Brief hinterhersandte, merkwürdigerweise an Bernays mit der Forderung, ihn Georg zu zeigen und auf Entschuldigung zu dringen. Bernays brachte das Kunststück fertig: Georg entschuldigte sich.

Der jüngere Bruder

Das Abenteuer erinnerte an die leichten ersten Studentenjahre – innerlich leicht, so schwer sie äußerlich gewesen waren. An diese äußeren Schwierigkeiten zu denken, gab es ebenfalls einen Anlaß: Jacobs jüngerer Bruder Michael kam zum Studium nach Bonn¹⁴⁷; er hatte es doch durchgesetzt.

Der noch nicht siebzehnjährige Junge sollte Jurist werden; der Mutter fiel es schwer genug. Er hörte nur dem Namen nach Pandekten und Institutionen, fühlte sich als Künstler, trug eine verschnürte Samtjoppe und wirres Lockenhaar und redete überwiegend in Zitaten; ‚Faust‘ und ‚Hamlet‘ konnte er auswendig. Der Vater war zu früh gestorben, um noch Einfluß auf ihn zu gewinnen, Mutter und Schwester hatten den Knaben verwöhnt, der trotz seiner Sturznarbe am Kinn und leicht schielenden Augen eine hübsche Erscheinung war und mit so glänzendem Gedächtnis Gedichte deklamierte. Auch jetzt noch ‚sagte‘ er gern, nur konnte er, wenn irgendwo ein Teller klapperte, unmutig aufhören: ‚Der Zauber ist gebrochen‘. Der Ältere schüttelte den Kopf über diese naive Eitelkeit, über dieses Bedürfnis zu sonor stilisierter Pose, hinter dem ein gutmütiger Junge steckte, und versuchte vergebens, ihn zu anhaltender Arbeit zu erziehen. Er las Gibbon mit ihm; in der Vorliebe für diesen lord of irony trafen sie sich. Das Schwärmen über Literatur konnte er ihm nicht abgewöhnen: Michael kam sich, wenn er Homer oder Virgil las, ‚sehr vornehm‘ vor und brauchte dies Gefühl wie die Töne der Musik, die ihm ‚den Geist wie sänftigende Wellen umspielten‘. Jacob las bei großem Stilverständnis aus Sachinteresse und ging, unmusikalisch, der Musik in weitem Bogen aus dem Wege, ja er war geneigt, Sinn für Musik für ein Zeichen von Borniertheit zu halten¹⁴⁸. Merkwürdig hatte sich in diesem Jungen Gedächtnis und Rednergabe des Vaters mit der etwas sentimentalen Literaturschwärmerei der Mutter zu einer neuen Mischung zusammengefunden, ohne den ethischen Ernst des einen, ohne die unermüdliche Selbstlosigkeit der andern, ziellos verschwärmte Gaben zu ehrgeizigem Selbstgenuß. Jacob wies ihm ‚Weg und Steg‘ in Bonn; die scharfen Augen des älteren Bruders waren Michael jedoch nicht recht behaglich. Sie wurden nicht warm miteinander.

¹⁴⁷ Michael Bernays: pers. Mitt. Prof. Hermann Uhde-Bernays; ADB 46, 404 ff. (Erich Schmidt); Henriette Feuerbach, ihr Leben in ihren Briefen, hrsg. H. Uhde-Bernays, Berlin 1912, 165 f.; 183, 189, 215; Briefe von und an Michael Bernays, hrsg. H. Uhde-Bernays, Berlin 1907, 21 f., 42, 48, etc.; Hanns v. Gumpfenberg, Lebenserinnerungen, Berlin 1922, 94 ff.

¹⁴⁸ Musik Zeichen der Borniertheit: Mommsen an Jahn 12. 4. 56 (Briefwechsel Th. Mommsen und O. Jahn, hrsg. L. Wickert, Frankfurt a. M. 1962, 207).

Jacob Bernays trennte sich schwer von Bonn. Er fühlte sich dort mehr zu Hause als in Hamburg. Aus Lehrern waren Freunde geworden, zu den Kameraden Schüler hinzugetreten. Nanette wohnte dort, wenn er sie auch nicht mehr sah. Er nahm sich vor, nicht zu heiraten¹⁴⁹, solange er in Breslau sei, um ohne weitere Verpflichtungen der Stadt jederzeit wieder den Rücken kehren zu können. Er würde Bonn zurückersehnen, als Ganzes noch mehr denn alles Einzelne, wie man seine Jugend zurückersehnen mag.

¹⁴⁹ Vorsatz, nicht zu heiraten: Anf. 54 Emilia v. Bunsen; 12. 10. 54 Hey, 20. 2. 56 Bun.

IV.

AM JÜDISCH-THEOLOGISCHEN SEMINAR IN Breslau
1853–1866

Auf der Fahrt nach Breslau hielt Bernays sich einige Tage in Berlin auf. Paul Heyse war von Italien zurück, recht verändert; wie Goethe hatte er dort das Natürliche dem Geistreichen vorzuziehen, das gebändigte, klassisch schöne Maß über alles schätzen gelernt. Er trug Verse vor, die er auf einer Loggia mit dem Blick über den Golf von Neapel gedichtet, erzählte vom römischen Karneval, wo er tagsüber noch mehr Blicke als Confetti geworfen, abends lange reumütige Briefe an seine Braut geschrieben hatte¹.

Die Hauptstadt Schlesiens

Schlesiens Hauptstadt lag in tiefem Schnee. Das Seminargebäude war noch nicht fertig. Bernays zog einstweilen in das Hotel zum Goldenen Szepter an der Schmiedebrücke, hielt am 18. November vor der Universität seine Antrittsrede über Scaliger, machte den etikettestrengen Professoren formelle Besuche und versuchte sich einzugewöhnen².

Die Stadt³ war fast zehnmal so groß wie Bonn, rüstig, betriebsam und laut. Im Zimmer stand eine Räucherpfanne: die Häuser an der Ohlau leiteten ihre Kloaken ins offene Flußbett. Der Cholerafaher wegen trank man Mineralwasser. Für Besuche hatte der Gast sich mit einem Päckchen ‚Lichtel‘ zu versehen; die Treppenhäuser waren unbeleuchtet, nur in der Odervorstadt probierte man das erste Gaslicht aus. Bernays kaufte sich einen dicken Pelz und fuhr in kleinen Pferdeschlitten mit tiefem Sitz, über dem Kopf Zügel und Peitsche des Kutschers, der erhöht dahinter saß, im Schafspelz mit weit abstehenden Haaren, nach Fusel duftend.

In Bonn hatte alles sich um die Universität gedreht. Breslau war eine Mischung von Geschäfts- und Beamtenstadt, ein Mischkessel, worin die verschiedensten Elemente noch durcheinanderbrodelten: die eingesessene katho-

¹ Ribbeck, Lebensbild 76, 81, 86.

² Breslau: 20. 11. 53 Hey.

³ Die Stadt: 23. 11. 53, 15. 12. 59 Rit; *Julius Stein*, Geschichte der Stadt Breslau im 19. Jht., Breslau 1884, 546, 570; Festschrift zur Feier des 100jährigen Bestehens der Universität Breslau, hrsg. G. Kaufmann, 2 Bde., Breslau 1911; Schlesische Lebensbilder, hrsg. *Histor. Komm. f. Schlesien*, I Breslau 1922; *Gustav Freitag*, ‚Soll und Haben‘; *A. Oskar Klausmann*, Oberschlesien vor 55 Jahren, Kattowitz 1912; *Rudolf v. Gottschall*, Aus meiner Jugend, Erinnerungen, Berlin 1898.

liche Bevölkerung mit slavisch-polnischen Zügen, protestantische Beamte, Großkaufleute aus Westdeutschland, Adel von den umliegenden Gütern, Juden auf allen Stufen zwischen bürgerlicher Selbsthaftigkeit und östlichem Ghetto. Bei einigem großstädtischem Glanz des Zentrums öffnete die Stadt sich in das schlesische Hinterland, wo auf großen Rittergütern die Natur Getreide, feine Schafwolle, Farbkräuter und Gewürze, eine junge Industrie Rübenzucker, Erz und Kohle lieferten, wo die Weber vor zehn Jahren im Hungeraufstand die Maschinen zerschlugen und den Soldaten nicht besser als dem Hungertyphus widerstanden hatten. Auch Breslau war erst im Zug, aus der sprunghaften Spannung zwischen Reichtum und Elend ein selbstbewußtes Bürgertum zu bilden; der in der Grenzprovinz fühlbare Druck der Polizei, der straffe Zügel der Beamten fand eine liberale Fronde, doch mehr devote Nachgiebigkeit als bewußten Eigenwillen.

Die Universität hatte ihre endgültige Form ebenfalls noch nicht gefunden. Der Wirkungskreis der Mediziner reichte weit ins Land hinaus; sie regten sich freier. Die übrigen Zweige fühlten sich finanziell vernachlässigt, provinziell beengt, in ihrer Tatkraft ohne rechten Angriffspunkt. Die Studenten⁴ kamen fast nur aus der Provinz selbst und wollten die Großstadt genießen; die meisten waren ‚ciceronianische Hörer, sogenannte Amensager‘. Es fehlte der Universität nicht an Männern von Charakter, Schwung und Gelehrsamkeit, doch das Gefühl allgemeiner Stagnation ließ sie resignieren, und Beschränkung führte endlich zur Beschränktheit. Da war keine Spur von dem elektrisierenden Wettbewerb geistiger Kräfte in Bonn; man haspelte sein Pensum ab, langweilte sich auf steifen Dinern, pflegte eine abgestandene Ressourcengemütlichkeit. Mit dem Besten, was es an kultureller Leistung gab, mit ausgezeichneter Musik, war Bernays nicht gedient. Angesichts des ‚verschrumpften, verdumpften, versumpften Wesens‘ in der ‚traurigen Wüste‘ des ‚sarmatischen Exils‘ beschränkte er sich auf eine Vorlesung, nur um seine Übung im freien Sprechen nicht einrostet zu lassen.

Eine patriarchalisch betuliche, ungeistige Gemütlichkeit war der Ton der jüdischen Kreise⁵. Man freute sich, wenn es nach der Generalversammlung des Brüderversins auf Gesellschaftskosten Kaffee und Kuchen gab. Zwei solcher Vereine machten sich die Mitglieder streitig, ein orthodoxer und ein liberaler. Der Oberrabbiner Tiktin, der dritte der Dynastie, war ein intriganter, starrer und nicht einmal in der überlieferten Form des Talmudstudiums tüchtiger Vertreter der alten Schule; Abraham Geiger hatte nicht Autorität genug, die Taufe einiger der reichsten unter seinen Gemeindemitgliedern, die es bis zum Rittergutsbesitzer gebracht hatten, zu verhindern und beschränkte sich darauf, sie in einer Broschüre namentlich zu brandmarken. Noch bestand das alte Ghetto in der Karlsstraße, mit Altkleidertrödlern und Pfandleihern, und er-

⁴ Studenten: 20. 11. 53, 12. 1. 54 Hey; 10. 12. 53 Bran; 14. 11. 58, 27. 10. 56 Bun.

⁵ Jüdisches Leben: *J. Kastan*, Breslauer Erinnerungen, Jb. f. j. Gesch. u. Lit. 26 (Berlin 1925) 53 ff.

gänzte durch Zuzug vom Osten her, was es an Erfolgreichen in die besseren Wohnviertel abgab. Jüdische Branntweinschänken, lungernde junge Burschen erinnerten an polnische Straßenbilder; an Feiertagen rückten die sehr geschmückten Frauen zu gemütlichem Schwatz die Stühle vor das Haus. Da der ‚Zwinger‘, die Börse der protestantischen Kaufleute, Juden den Zutritt verwehrte, hatten diese eine eigene Woll- und Getreidebörse in einem Café-restaurant eröffnet, die dem ‚Zwinger‘ rasch jede geschäftliche Bedeutung nahm; er blieb ein exklusiver Club für Tanzkränzchen und Whistpartien. Regte sich ein Widerspruch gegen dies ganze Treiben, so nahm er am ehesten politische Form an wie bei Lassalle, von dessen Jugendstreichen man noch immer sprach. In dem gebildeten Hannover hatte der Name Breslau einen ‚barbarischen Klang‘⁶. Für Bernays, der selbst dem unvergleichlich großzügigeren, produktiveren, hellerblickenden Geschäftstreiben Hamburgs keinen Geschmack abgewinnen konnte, taugte dieser kleine Händlergeist, diese selbstzufriedene Brutwärme, diese ganze Welt von geistferner, dumpf vitaler Energie nicht einmal zum Studienobjekt; er fand sie nur ‚heterogen peinlich, bis ins innerste Mark verletzend‘⁶.

Vor der Eröffnung des Seminars

Einen Rückhalt hatte er nur an dem Mann seiner Cousine aus Hannover, Sanitätsrat Levy, der zu den Kuratoren des Seminars gehörte. Mit Statuten und Organisation gab es mancherlei äußere Schikanen und innere Schwierigkeiten. Abraham Geiger, der sich schmeichelte, den verstorbenen Kommerzienrat Fränkel zu der für Breslauer Verhältnisse außerordentlichen Stiftung angeregt zu haben, war gekränkt, daß nicht ihm die Leitung übertragen worden war. Der geplanten Verbindung von Rabbiner- und Lehrerseminar stand ein Berliner Lehrerseminar unter der Leitung von Leopold Zunz im Wege; so beschränkte man sich darauf, Rabbiner heranzubilden. Im Januar 1854 fuhr Bernays zu dem Direktor Zacharias Frankel nach Dresden⁷, um die Einzelheiten zu besprechen, und vertrug sich besser mit dem würdigen weißbärtigen Mann, als er gedacht hatte. Auch ‚Reb Secharja‘, wie er ihn nannte, hatte von vornherein betont, das Seminar habe für das Judentum universelle Bedeutung, gehöre nicht einem besonderen Ort oder Land, sondern der Allgemeinheit an: „Räumlich befindet es sich in Breslau, geistig muß es sich als außer diesem Raume stehend betrachten und darf kein Verhältnis, keine Beziehung irgend einer Art zu der Stadt, in der es sich befindet, kennen. Das Institut muß seinen Ausgangs- und Endpunkt in sich haben.“⁸ Der Historiker

⁶ Ber 26. 10. 55, 6. 11. 57 Rit.

⁷ Besuch bei Frankel: 10. 1. 54 Bun.

⁸ Seminar: Brann 50.

Graetz⁹, den Bernays in Berlin gesprochen hatte, und Frankel waren sich mit ihm darin einig, bei grundsätzlichem Festhalten an den traditionellen Formen des Judentums die Methoden strenger abendländischer Wissenschaft an die Stelle mechanisch-assoziativen ‚Lernens‘ und formaler Talmuddisputation treten zu lassen, der Geschichte gegen die Kasuistik ihr Recht zu geben, die Bibel dem Talmud voranzustellen, kurz, Altes zu bewahren, aber mit neuem Geist zu erfüllen.

Das äußere Leben konnte Bernays zum erstenmal bequem einrichten, konnte sich langgehegte Bücherwünsche¹⁰ erfüllen: Niebuhrs Römische Geschichte und selbst ‚Ausschweifungen‘ wie die Werke des englischen Satirikers Swift und Fieldings. Er gab einen Dauerauftrag¹⁰ nach Berlin: „Was sich auf Hebräisch und Judenschaftliches bezieht, brauchen Sie gar nicht zu schicken, dagegen *alles* in die Philologie Einschlagende, auch den Schund; von christlicher Theologie was sich auf Patristik bezieht; die anständigere Belletristik und Philosophie; etwaige politische Pamphlets nach Ihrer discretionären Auswahl; endlich so viel Englisch und Französisch als möglich; und von Französischem wiederum vorzüglich was in der Schweiz und im Elsaß und überhaupt von Reformierten erscheint.“ Zeitungen¹¹ zu lesen war schwieriger: die englischen, worin er Parlamentsdebatten, zumal seines Favoriten Disraeli Kampf gegen Bunsens Freund Gladstone, zu verfolgen gewohnt war, gab es in ganz Breslau nur im ‚Zwinger‘; er mußte sie sich aus Berlin verschreiben. Dem Russisch-Türkischen Krieg in der Krim widmete er eine geradezu ‚andächtige‘ Aufmerksamkeit: „Es ist wieder einmal“, schrieb er an Heyse, „ein solcher umwölkter Völkertag, wie ihn sich der Herr der Geschichte bereitet, wenn er lange genug zugesehen hat und nun auch einmal wieder selbst Hand anlegen will.“

Der Krimkrieg führte zu Bunsens Rücktritt¹² von seinem Gesandtenposten; endlich gelang es der Hofpartei, die lange bestürmte Stellung zu erschüttern. Preußen blieb der russischen legitimistischen Autokratie freundlich gesinnt und neutral. Bunsen trennte sich schwer von England, und man sah ihn dort mit Bedauern gehen: die Schiffahrtsgesellschaft beförderte ihn und die Familie kostenlos, selbst die Dockarbeiter weigerten sich, für den Gepäcktransport Bezahlung anzunehmen. Er hatte immer gewünscht, sich für den lange erwogenen Fall seines Rücktritts als Professor in Bonn niederzulassen; Georg hatte das Gut Rheineck in der Nähe gekauft und bewirtschaftete es, verheiratet mit einer jungen Engländerin, die er im Herbst in London kennen gelernt hatte. Angesichts der Reaktion in Preußen konnte Bunsen sich jedoch nicht entschließen, auf preußischem Boden zu bleiben; er zog auf den Charlotten-

⁹ Graetz: *M. Güdemann*, Meine Erinnerungen an Prof. Dr. H. Graetz, Jb. f. j. Gesch. u. Lit. 21 (Berlin 1918) 45 ff.

¹⁰ Bücherwünsche: 10. 12. 53 Bran; 5. 4. 54 Hertz.

¹¹ Zeitungen; Krimkrieg: 22. 12. 53 Hey.

¹² Bunsen: *Nippold* III 361 ff., 380.

berg bei Heidelberg, nun ganz seiner wissenschaftlichen und theologischen Arbeit hingegeben. Bernays bearbeitete auch von Breslau aus gnostische Texte für ihn. Die geringe Beanspruchung durch Vorlesungen, der Mangel an Verkehr erlaubten ihm, auch die eigene, in der Antrittsvorlesung vorgeformte Arbeit zehnjährigen Sammelns und Forschens für eine Biographie des ‚Fürsten der Philologen‘ Julius Joseph Scaliger zu einem größeren Werk auszugestalten.

Bernays' Scaliger-Biographie¹³

Es war kein Zufall, daß er dieses erste große Buch nicht einem Schriftsteller des Altertums selbst widmete, sondern einem Forscher über solche Schriftsteller – einer Literatur zweiter Hand, wenn man will. Sie war es nicht für ihn. Wie er die Ahnen des Blutes in mystischer Verbundenheit in sich spürte, so stärkte es ihn, auf dem Wege zurück ins Altertum den geistigen Ahnen zu begegnen, und im Einklang oder im Widerspruch mit ihnen am Gebäude der Wissenschaft weiterzubauen war ihm lieber, als das Originalgenie zu spielen. Als Glied in der Kette der Tradition zu stehen, drückte nicht, sondern hob seine Selbständigkeit. Er liebte am Talmud die unendlich nachhallende Diskussion über Jahrhunderte hinweg und die Redlichkeit und geistige Ehrfurcht, den ersten Urheber einer Meinung zu nennen auch ganze Reihen von Gelehrten entlang. Darum führte er fast zärtlich überall die Vorgänger an, stolz, wenn sie ihn stützten, noch stolzer, wenn er gerade über die verehrtesten hinauskam.

Ritschl, dem er das Buch zu widmen dachte, feierte im Juli sein 25. Doktorjubiläum. Bernays ließ die Vorrede deshalb im voraus drucken und benutzte sie dazu, in kurzen prägnanten Zügen ein Bild des geliebten Lehrers und Freundes zu zeichnen. Ritschl empfand so gut wie der Kreis seiner Schüler die über den Anlaß hinausreichende Kraft dieser Würdigung. „Erinnern Sie sich noch“, schrieb er zurück¹³, „daß ich in längst entschwundenen Tagen einmal sagte, wenn ich stürbe, sollte derjenige, der mir einen kleinen Nachruf machte, Sie sein. Nun, ich kann Sie jetzt davon entbinden. Ein besseres Epitaphium kann ich mir nicht wünschen, als Sie mir bei meinen Lebzeiten gesetzt haben. Ob das alles so verdient ist, darauf kommts weniger an; genug daß es so empfunden worden. Und das haben gerade Sie getan, von dem, wie Sie wohl wissen, die Naturanlage zu wärmerer Auffassung gerade *solcher* Verhältnisse von mehr als einer Seite bezweifelt wurde. Sie haben die Genugtuung, sich großartig gerächt zu haben an solchen Zweiflern; sie schämen sich nun auch nach Gebühr mitten in der Freude über und dem Glauben an Ihre Treue.“ Die Erstlingsbogen weihte Bernays ‚in alter Ritterlichkeit‘ der Gattin des Lehrers¹⁴.

¹³ Scaliger-Biographie: 21. 12. 53 Rit; Rit 26. 7. 55.

¹⁴ Erstlingsbogen: 14. 5. 55 Rit.

Das Buch selbst gestattete, ‚ohne Scheu und ohne Geschrei‘ im Gewand historischer Darstellung sich auch über wissenschaftliche, politische, religiöse Fragen der Gegenwart auszusprechen¹⁵. Wieder, wie zu Scaligers Zeiten im 16. Jahrhundert, waren Kräfte am Werk, die Freiheit der Wissenschaft unter die Vormundschaft der Kirche zu beugen: diese, als Königreich Christi, sei ‚ein Königreich, welches nichts *neben* sich duldet‘, schrieb die Kreuzzeitung¹⁶. Der große Hugenotte hatte sein Leben dem Kampf gegen die ‚Dunkelmänner‘ seiner Zeit, die Jesuiten, gewidmet und diesen Kampf damit bezahlen müssen, jahrzehntelang mit den übelsten Verleumdungen beworfen zu werden; noch der Nachwelt schien sein Charakterbild zweideutig.

Bernays verehrte in dem ‚aus den Wolken stoßenden Adler‘, wie die Zeitgenossen ihn nannten, einen der geistigen Ahnherren, die ‚die Fahne europäischer Freiheit und Bildung erhoben‘, Bibel und klassische Antike zu einer gemeinsamen Urquelle der Bildung verbunden haben. Er stellte jenes bewegte Leben und seine geistigen Großtaten mit monumentaler Knappheit dar: knapp nicht ohne Absicht, gleicherweise im Sinne geschlossener Form und politischer Zurückhaltung, denn diese ‚Autorlist stilistischer Perspektiven‘¹⁷ lenke von selbst die Aufmerksamkeit auf den zweiten Teil des Buches, wo Belege und Anmerkungen, als eine Art ‚Giftschrank‘¹⁸, in sorgsam gefeilten kleinen Kapiteln mit lateinischen und französischen Zitaten von den Kämpfen jener Zeit erzählten. Bernays kannte die Zeit, von der er sprach, bis in ihre weitesten Verzweigungen und hatte die große Geste nicht nötig, um bedeutend zu schreiben. Und doch stellte diese Teilung den Tribut an eine reiner Form nicht mehr fähige Epigonzeit dar, wie eine Freskowand, um die in kleinen realistischen Bildchen noch ein Fries mit der gleichen Handlung läuft, weil nicht aus überquellendem Reichtum Großes und Kleines in eins gerinnt, sondern kluge Beschränkung den Griffel führt, scheidend zwischen glanzvollem Faltenwurf und sinnig treuer Kleinmalerei.

Bernays gestand, ein gut Teil seiner Psychologie in die Darstellung verwoben zu haben; manche innere Ähnlichkeit erleichterte es. Der Grundzug einer hellen und weiten Natur zwar, den er an Scaliger hervorhob, war ein Wunsch- und Ergänzungsbild. Auch fürstliche Abkunft, die Scaliger für sich in Anspruch nahm, konnte er sich nicht zuschreiben; doch seine wählerische aristokratische Ethik war im Ergebnis verwandt. Wie Scaliger sah er in der Wissenschaft nicht Genuß, sondern strenge Wahrheitsforschung, suchte er zuweilen fast prophetisch – der Hugenotte hatte jahrzehntelang vorher den 30jährigen Krieg vorausgesehen – aus der Vergangenheit auf die Zukunft zu schließen, die ermutigende Gewißheit vor Augen, daß es „kein die menschliche Kraft übersteigender Erfolg sei, durch forschendes Vordringen in die

¹⁵ Beziehungen zur Gegenwart: 26. 4. 54 Hey; Jesuiten 27. 12. 54 Bun.

¹⁶ Kreuzzeitung: zit. Festschrift I 168.

¹⁷ 15. 3., 29. 7. 55 Rit.

¹⁸ ‚Giftschrank‘: 9. 3. 55 Hey.

fernste Vergangenheit sich selbst und die umgebende Gegenwart zu verstehen und geistig zu beherrschen“¹⁹. Wie Scaliger verschmähte er, den Stoff trocken vorzulegen statt ‚angefrischt durch die Ergüsse eines überströmenden Gemüts‘, das herzhaften Lachens, stolzer Selbständigkeit und beißender Ironie gleichermaßen mächtig war, und ebenso erstrebte er selbst, was er an dem Meister als ‚anschauende Gelehrsamkeit‘²⁰ pries, das leib- und wesenhafte Sichversetzen in den Gegenstand. Auch ihm war es eigen, Lücken der Wissenschaft zu sehen und die Wege, auf denen sie auszufüllen wären, und unter vielen einladenden Stoffen die lohnenden zu wählen. Daß bei Scaliger ‚Heiratsgedanken sich nie ernstlich eingestellt zu haben‘ schienen, konnte er als Trost empfinden; dafür neidete er, vergangener und gegenwärtiger Bürde eingedenk, seinem Helden ‚den leichten, schwungvollen Schritt eines Mannes, der nie ein Joch getragen‘²¹.

In manchen persönlichen Zügen hatte Bernays sich in den zehn Jahren seines Scaliger-Studiums an jenem Vorbild selbst erzogen; wissenschaftlich konnte auch der Tüchtigste zu einer unerreichbaren Leistung nur verehrend aufblicken, die fast überall wohin man griff, die Grundlage aller späteren Arbeit bildete. Die Steine waren teils in das Gebäude vermauert, teils durch festere neue ersetzt; der Geist, das Ethos jener fast kyklopischen Tatkraft wirkte fort. Ihm ein Denkmal setzen, hieß verschwiegen auch des toten Vaters gedenken, von dem Bernays den Namen zuerst gehört; mit schärferem Meißel, mit klangvollerem Widerhall nur sang der Hammer noch das gleiche Lied. Der Biograph legte dar, wie in dem Trümmerhaufen alter Geschichte der zusammenhaltende Mittelpunkt, das Kraftzentrum erst gewonnen war, als die Bibel zum eigentlichen Weltbuch wurde: in ihren Blättern fühlte man sich ‚vom allgemeinen Geiste der Weltgeschichte angeweht‘. Scaliger aber war es, der die Scheidewand zwischen biblischem und klassischem Wissen bewußt durchbrochen, die ‚Prometheus-Flamme‘ einer vereinigten klassischen und orientalischen Bildung entzündet und damit die Straße zur Weltgeschichte hin betreten hatte, ‚welche den Lebendigen ein Hauch des Lebens ist zum Leben, den Toten aber ein Hauch des Todes zum Tode‘. Die Taten im Dienst dieser europäischen Gesinnung, Herausgabe und Bearbeitung von Texten, Erforschung der Chronologie von 8000 Jahren Geschichte, stellte Bernays auf dem Hintergrund der Zeitgeschichte dar; wie der Meister als bestes Zeichen der Verehrung Kritik geübt, so freute er sich, ihm ‚das Lächerliche‘ mancher seiner hebräischen Schnitzer anzukreiden, zum wissenschaftlichen Ritterschlag gleichsam legitimer Erbschaft im Geiste.

Die näheren Freunde spürten, daß das Werk bei aller sachlichen Wucht sich ganz persönlich gebe, fast wie ein Brief. Bunsen²² schrieb, er bilde sich fest

¹⁹ Scaliger 17.

²⁰ ‚Anschauende Gelehrsamkeit‘: 10. 7. 59 Bun.

²¹ Scaliger 45, 74, 89 f.

²² Bun 23. 10. 55, Hey 25. 7. 55, Cur 15. 10. 55, Rit 26. 7. 55, Mül 5. 2. 56; Mini-ster: Hertz 8. 2. 56.

ein, der jüngere Freund habe gerade ihm den Scaliger mundgerecht machen wollen; der Kampf gegen die Jesuiten und Bernays' unverhohlene Abneigung gegen den Katholizismus klang in ihm wider, und als glänzende Ausnahme konnte er nur geschmeichelt sein über einen Vergleich der Diplomaten des 16. Jahrhunderts, die sich genau im Plato auskannten, mit den modernen, ‚darum eben nicht sehr bekümmerten Zunftgenossen‘. Heyse bewunderte die schriftstellerische Kunst und die ethische Noblesse des Werkes; er sah den ganzen Freund darin: „Dein Lachen hört' ich, Deine kluge Stimme, gelegentlich auch die feierlicheren Töne der Verkündigung...“²² Ernst Curtius bedauerte, wie auch Bunsen es tat, den Verzicht auf weiteres gelehrtes Beiwerk²³, wodurch Scaliger dem Leser ‚so heroenartig ferne‘ bleibe. Ritschl²² jedoch fand es richtig, lieber ein Kunstwerk hinzustellen, das noch einmal so viel zwischen als in den Zeilen sage; er hatte den Eindruck der Vollendung. Im Ministerium wurde das Buch wohlgefällig aufgenommen; der Minister dankte verbindlich, der Referent, Geheimrat Schulze, besuchte eigens den Verleger²², um Bernays einiges Schmeichelhafte ausrichten zu lassen. Das ehrenvollste Urteil vielleicht fällte, aus der Distanz englischer Verhältnisse heraus, Max Müller: „Sie wissen es nicht, es ist aber ein klassisches Fragment deutscher Sprache und deutscher Arbeit. Se. Majestät J. J. Scaliger steht lebendig da und gibt den Epigonen einen Maßstab, an dem sie sich messen können.“²²

In den einsamen Monaten, bevor das Seminar eröffnet wurde, blieb Bernays neben der Arbeit viel Zeit zum Grübeln. In Bonn war es ihm nicht schwer gefallen, seinen jüdischen Standpunkt zu wahren: er stand als Einzelner in einer vertrauten und in dieser Beziehung trotzdem fremden, wenn auch nicht im mindesten feindlichen Umgebung. In Breslau lebte er inmitten eines ungeistigen, dafür aber streng jüdischen Lebens. Er empfand es als zu eng und suchte sich Rechenschaft zu geben, woran das lag. In Hamburg hatte sein

²³ Verzicht auf weiteres gelehrtes Beiwerk: „Was Jahns Wunsch nach mehr Detail angeht, so kann ich nicht ‚simpliciter‘ darauf antworten. Meint er, mit Mommsen, daß alles Detail der Noten gleich in den Text hätte verwebt werden und die Citate, nach der gewöhnlichen Manier, die untere Hälfte der Seiten bedecken sollen: so kann ich dagegen nur sagen, daß dieses nicht meine Weise ist, daß das Ganze dadurch ein viel zu abschreckend gelehrtes Ansehen bekommen hätte und daß ich mir ein kurzathmigeres Publicum gedacht habe als dasjenige sein dürfte, welches im Stande wäre, 20 Bogen solcher Art in einer Tour durchzuackern. Meint Jahn hingegen, daß ich *quantitativ* mehr Detail hätte geben sollen, setzt also voraus, daß ich Sagbares, bloß um der Kürze willen, bei Seite gelegt habe: so freut mich sein Wunsch, weil er beweist, daß meine Autorlist gelungen ist. Denn in der That weiß ich wenig mehr Detail als was in den verschiedenen Theilen des Buches zerstreut ist; es ist nur Folge der stilistischen Perspektive, auf die ich mich allerdings ein wenig verlegt habe, wenn es scheinen sollte, als hätte ich bloß den *crème* abgeschöpft. So schädlich und verwerflich eine solche Anwendung der Perspektive bei streng wissenschaftlichen Forschungen gewiß ist: so erlaubt, ja geboten scheint sie mir in psychologischer Darstellung. Wenn da die Erzählung nicht jedes Factum zu einem Symbol werden läßt, so ist der Erzähler ein Pfuscher.“ (29. 7. 55 Rit)

Vater diktiert, was Judentum sei; am Seminar sollte er sich nicht nur einfügen, sondern lehren, was einer durchschnittlichen und offiziellen Auffassung des Judentums entsprach. Die ihm selbstverständliche Einbeziehung eines ganz bestimmten Teils der Lehre des Jesus von Nazareth, das Verständnis für die Tendenz des paulinischen Kampfes gegen die Pharisäer, ‚das jüdisch-nationale zu einem abrahamitisch-menschheitlichen Wesen zu erweitern‘²⁴, war hier offene Ketzerei, selbst wenn er die Grenze noch so scharf zog: „Von der Zeit an, da Jesus von dem Roß des ‚Hebe dich hinweg, Satan‘ auf den Esel des in Jerusalem einziehenden Messias gekommen, mußte ihm jeder vernünftige Mensch zurufen: ‚mon cher, das geht nicht.‘“²⁵

Um das Problem des Bösen

Und dieser Zwiespalt war nicht einmal der einzige. Die Arbeit an gnostischen Texten führte ihn, der sich selbst einen ‚unverbesserlichen philosophischen Narren‘ hieß, auf die alte Zweifelsfrage der Menschheit, das Problem des Bösen. Er studierte das Buch Hiob von neuem und war mit dessen Konzeption einig in der Ablehnung der stoischen Lösung, die den Unwert der Außendinge, also auch aller äußeren Schicksale, vor dem alleinigen Wert der menschlichen Seele behauptet, war angesprochen von der Idee eines *energisches* Duldens, das jedes Unglück überdauert, und tief berührt von dem Gedanken eines kosmischen Bösen, der in den Reden Gottes hervortritt. Er sprach diesen Gedanken vor sich selbst in voller Schärfe aus: „Das ins Menschenleben hereinragende Weltgesetz nennen die Menschen das Böse.“²⁵ In einer Erzählung, von der er nur den Anfang niederschrieb, drückte er die Überzeugung aus, daß „kein Mensch das sogenannte Gute fühlen könne, ohne es ‚studiert‘ zu haben, und daß das sogenannte ‚Böse‘ von einer so unergründlichen Tiefe und unerklimmbaren Erhabenheit sei, daß der Mensch es weder zu studieren noch zu fühlen, sondern höchstens zu ahnen vermöge“²⁵. Ein Bekenntnisgedicht²⁵ faßte seine Einsichten an diesem Randbezirk des Lebens zusammen:

Blindheit der Seher

Unsichtbar auf Liebesflügeln
Gottes Macht durch Welten fährt;
Weibgebornen zu entsiegeln
Ihr Geheimnis ist verwehrt.

Denn das Dunkel und die Helle
Weben auf das Flügelpaar
– Jedes wirkt an seiner Stelle –
Liebe, Liebe immerdar.

Ungemessenen Lichts Gewalten
Strahlet Lieb' in Schöpfungslust;
Das Geschaffne zu erhalten
Legt sie's an des Dunkels Brust.

Schöpfungslust, Erhaltungsschatten:
Auf der Liebe Flügelpaar
Schweben sie, die ewgen Gatten,
Zeugend, nährend immerdar.

²⁴ Paulinischen Kampfes: 16. 3. 56 Hey.

²⁵ AE.

Ungetrennt in Eins zu fassen
 Dunkelhellen Schattenstrahl,
 Überschaut Weltenmassen
 Gottes Aug' vom Himmelssaal.

Mensch, auf engem Erdenrunde,
 Sei bescheiden! Sei verschämt!
 Dein Aug' nimmer gibt dir Kunde,
 Wie mit Dunkel Licht verbrämt.

Und fürwitzger Blick erkennt
 Bald das Dunkel, bald das Licht,
 Schroff ein jedes abgetrennet
 – Beid in Eines faßt er nicht.

Schattenlos dann überwallend
 Schwillt des Lichtes Strom hervor,
 Und geblendet niederfallend
 Büßest du, vermessner Tor!

Oder trifft dein Blick die feuchte
 Ungeheure, ewge Nacht –
 Ohne Licht und ohne Leuchte
 Starrst du auf die düstre Macht.

Starrst umsonst! Die stockend dichte
 Hat dir Dunkel hergesandt:
 Um dein Auge Schicht auf Schichte
 Lagert sich die Schattenwand.

Dieses Erlebnis fand eine Stütze nicht nur an dem Buch Hiob²⁶, sondern auch in manchen Äußerungen jüdischer Mystiker – Bernays befaßte sich eingehend mit kabbalistischen Werken²⁶ –, stieß jedoch, sobald es konkret begriffen wurde, mit der überlieferten scharfen Trennung in Gut und Böse unvereinbar zusammen. Bernays, der sich als Lebensregel vorgesetzt hatte: ‚Wolle nichts und fürchte nichts, und hoffe viel‘²⁵, machte keinen Versuch, seiner freieren Meinung Ausdruck zu geben: selbst einem Zacharias Frankel, dessen Auffassung so viel gemäßiger war, stand die Breslauer Orthodoxie hilflos und mit dem einzigen Trost gegenüber, daß er ein Gegner des Reformers Abraham Geiger sei. Es ging ihm auch gar nicht um neue Lehre, sondern um lebensmäßige Erkenntnis dessen, was noch das feinste Wort verfälscht: „Gott hat jedem Menschen seine besondere Seele und damit auch seinen besonderen Gott zuerteilt“, sagte er einmal²⁵. Man hätte ihn dafür nicht streng beim Wort nehmen dürfen – nichts lag ihm ferner, als an den Grundlagen des Judentums zu rütteln. Er zweifelte nicht an Gott: die Gedanken über das Wesen des Bösen kreisten gerade um Ihn. Die symbolischen Formen des Judentums wollte er nicht gelockert sehen, denn er wußte, daß geistige Gehalte verfliegen, wenn sie ohne Ausdruck im Sichtbaren bleiben. Auch der Kernfeiler messianischer Hoffnung und Erwartung blieb unverrückt: „Daß eine allgemeine geistige und sittliche Erhebung der Menschheit nicht möglich ist ohne den Anstoß eines Individuums von übermenschlicher Persönlichkeit, glaube ich und wird jeder glauben, der die Geschichte kennt“²⁷, schrieb Bernays an Emilia v. Bunsen, die sich ähnlich um religiöse Fragen mühte.

Und doch hatte sich seine religiöse Überzeugung gewandelt: er verlor nicht seinen Glauben, wohl aber seinen Kinderglauben. Zunächst fühlte er es nur wie das Abstreifen einer Haut, die ihm zu eng geworden, und setzte der Feststellung, Scaliger habe in reiferen Jahren ‚manche Starrgläubigkeit‘ seiner Jugend abgelegt, vielsagend hinzu: ‚wie alle Menschen, die sich einen gleich-

²⁶ Buch Hiob: Notiz ‚Hiobs Theodicee‘, Bibliothek des Jüd.-Theol. Seminars, Breslau, *Cod. hebr. 174.2 No. 3; AE; Kabbala: pers. Mitt. Prof. E. Urbach, Jerusalem.

²⁷ 12. 7. 55 Emilia v. Bunsen; Scaliger 127.

mäßigen Fortschritt ihrer wissenschaftlichen und religiösen Entwicklung zu erhalten verstehen'. Die Genugtuung über diesen Fortschritt hielt nicht lange an. Als gelegentlich die Rede auf Euripides²⁸ kam, der derzeit nicht hoch in Ansehen stand, bekannte Bernays: „Je älter man wird, desto mehr lernt man seine Zerrissenheit verstehen und seine unter Seufzern sich bäumende Intellektualität desto höher achten.“ Am klarsten vielleicht kam seine Haltung in einem Brief an Max Müller zum Ausdruck, der versucht hatte, mythologische Gestalten als bloße Allegorien zu behandeln. Bernays widersprach dem mit einem Hinweis auf Schellings nachgelassene ‚Philosophie der Mythologie‘, die einst seinen Vater so tief beeinflußt hatte, als er Stücke daraus in München hörte, mit dem Hinzufügen: „Was bleibt uns am Ende, mein geliebter Freund, nachdem wir dreißig Jahr alt geworden und aufgehört haben, die Menschen zu überschätzen und von den Dingen uns betäuben zu lassen, als keusche Ehrfurcht vor den Problemen?“²⁹

Eröffnung des Seminars³⁰

Langsam wurde das Seminargebäude an der Ecke der noch ungepflasterten Wallstraße und der Promenade fertig, mitten in einem großen Garten stehend. Bernays bekam darin eine Dreizimmerwohnung im zweiten Stock, kaufte sich Möbel und nahm einen Diener an. Er war zu sehr in seine Gedanken vertieft, als daß er sich auf geselligen Verkehr mit den Hausgenossen, dem Direktor Frankel, dem Historiker Graetz und dem Mathematiker Zuckermann, hätte einlassen wollen; nur den Flurnachbarn und engeren Fachgenossen Manuel Joel nahm er von dieser ‚konsequenten Rücksichtslosigkeit‘ aus. Nach wie vor legte er jeden Tag Tefillin, zog am Sabbath keinen Klingelzug und öffnete keinen Brief; am Freitag Abend war seine Studierlampe mit einem grünen Schirm umhüllt, auf dem er das Sabbathgebet hebräisch aufgezeichnet hatte. Er blieb dem Versprechen an seinen Vater treu, jeden Tag eine Stunde den jüdischen Schriften zu widmen – am Seminar sollte er nur Latein, Griechisch und deutsche Aufsätze übernehmen –; die Synagoge besuchte er, außer an den hohen Feiertagen, nur an dem einen Sabbat des Gedenkens, zu dem die Tradition es vorschreibt.

Am 10. August 1854 wurde das Jüdisch-Theologische Seminar eröffnet³¹. Von einer öffentlichen Feier mußte man absehen: in der Stadt forderte die Cholera³² jeden Tag neue Todesopfer und war nicht einzudämmen, solange

²⁸ Euripides: 10. 5. 54 Hey.

²⁹ 11. 6. 56 Müll.

³⁰ Seminar: 10. 5. 54 Hey, 11. 5. 54 Rit; *Bertha Badt-Strauss*, *Der Morgen* 11 (1935) 355; *A. Kisch*, *Allg. Ztg. d. Jts.* 1897, 126 f.; 26. 4. 54 Hey.

³¹ Eröffnung: *Brann*, *Gesch. d. Theol. Seminars*; *Das Breslauer Seminar*, *Gedächtnisschrift*, hrsg. *G. Kisch*, Tübingen 1963.

³² Cholera: *Stein* 556.

das monatelang trockene Sumpfbett der Ohlau neben pestilenziarischem Gestank immer neue Krankheitskeime ausströmte.

Die Schüler kamen vor allem aus dem Osten und aus dem Südosten Europas; ihre Kenntnisse der alten Sprachen lagen weit unter den Anforderungen, von denen Bernays bei seinem Unterricht auszugehen dachte, einigen mußte er besondere Vorbereitung widmen. Graetz tröstete ihn lachend, es würde schon noch werden, wenn er gar zu verzweifelt war. Frankel hatte weniger Verständnis dafür: er suchte die Anstalt nach dem Muster des Elementarschulwesens aufzubauen und wünschte weder zungengewandte Prediger noch zünftige wissenschaftliche Orientalisten, sondern fähige praktische Rabbiner mit tüchtigem talmudischem Wissen und einer zwar gründlichen, aber doch auf das Notwendige begrenzten klassischen Schulung ausgestattet. Darin lag bei aller grundsätzlichen Übereinstimmung ein praktischer Zwiespalt, denn Bernays ging vom Gedanken einer Fakultät aus und wünschte den Unterricht am Seminar so wissenschaftlich streng und akademisch, wie die Lehrer auch an den Hochschulen erzogen wurden.

Des primitiven Unterrichts überdrüssig, sich mit der grundlegenden Vorarbeit zufriedengehend, von den allgemeinen Verhältnissen in Breslau abgestoßen, war er der ganzen Tätigkeit satt, als die Arbeit offiziell, wenn auch erst unregelmäßig begann. Wenige Tage nach der Eröffnung des Seminars schrieb er an Ritschl: „Lieber väterlicher Freund, lassen Sie mich nun nicht länger in diesem Breslau bleiben. Was ich in dieser Stadt zu tun hatte, ist im Wesentlichen geschehen. Sie wissen, wieviel nützliche und nutzlose Dinge ich mir während des dritten Jahrzehends meines Lebens in den Kopf gepropft habe. Nun trete ich in diesen Tagen in mein dreißigstes Jahr und beginne das vierte Jahrzehend, in welchem bei ordentlichen Menschen Unreifes reif zu werden und Zerstreutes sich zu verbinden pflegt. Ich könnte in günstiger Umgebung allerlei leisten. Und da soll ich nun in diesem Breslau ersticken mit meinem vollgepfropften Kopf und mit meinem – was auch die Leute sagen mögen – doch manchmal überflutenden Herzen.“³³ Er kleidete die Anrede in den Stoßseufzer an einen geträumten Kultusminister Ritschl ein; der lebende, mit dem Ritschl gerade in Berlin verhandelte, hieß von Raumer und blieb für solche Bitten taub. Es wollte schon etwas bedeuten, daß Ritschl die Berufung des nach 1848 seiner Professur entsetzten Philologen und Musikhistorikers Otto Jahn nach Bonn dort durchsetzte, mit dem Argument, wenn etwa dem alternden Welcker etwas zustieße, wären bei den herrschenden Tendenzen zur Konfessionalisierung, stehe nicht der Nachfolger bereits zur Verfügung, katholische Ansprüche auf die vielbegehrte Stelle unausbleiblich. Welcker hatte neuerdings an Ritschl die langersehnte Leitung der Universitätsbibliothek abgetreten, um Zeit für seine große ‚Griechische Mythologie‘ zu finden, fühlte sich aber bei weitem nicht so kraftlos, um ohne

³³ 18. 8. 54 Rit.

sein Wissen einen Nachfolger an die Seite gesetzt zu bekommen und nahm Ritschl den Husarenstreich sehr übel, so sehr auch er Otto Jahn persönlich schätzte.

Theodor Mommsen

Bernays mußte in Breslau bleiben. Wenn er sich auch mit der Stellung am Seminar lange nicht abfand, so kam doch wenigstens ein Leidensgefährte in die ‚große Sahara‘³⁴: Theodor Mommsen³⁵ wurde im September 1854 an die Universität berufen. Wie sein Lehrer und Freund Otto Jahn 1849 in Leipzig davongejagt, war er inzwischen in Zürich gewesen. Raumer berief ihn nicht ganz freiwillig: das große lateinische Inschriftenwerk der Berliner Akademie wollte, einem unfähigen Leiter anvertraut, nicht recht gedeihen. Mommsen hatte mit seiner Sammlung von Inschriften aus Neapel, der Frucht jener Reise, auf der Bernays ihn nicht begleiten wollte, ein Muster aufgestellt, wie es gemacht werden müsse. Nun sollte er die Leitung des Werkes und, zusammen mit Ritschl, die Bearbeitung der ältesten Inschriften übernehmen. Den Demokraten nach Berlin zu berufen, traute man sich politisch noch nicht; man steckte ihn vorläufig in Quarantäne nach Breslau.

Mommsen kam von der Hochzeitsreise, die gleichzeitig eine Erholung von den Mühen des ersten Bandes der ‚Römischen Geschichte‘ gewesen war. Die Flitterwochen und die Arbeit an dem großen Werk trösteten ihn darüber hinweg, daß sich zu seiner ersten Vorlesung über Obligationenrecht – er war als Jurist berufen – kein einziger Zuhörer meldete. Bernays las über Ciceros Briefe, eine der Hauptquellen von Mommsens Werk; das hätte beide auch ohne Ritschls Hinweis³⁶ auf den Lieblingsschüler zusammengeführt.

Wenn Mommsen und Bernays aufeinandertrafen, mußten eigentlich Funken sprühen. Bernays hielt an dem mystischen Kern und der festen Schale seines Judentums fest und verfolgte besorgt die Niederlagen des Christentums vor der modernen Zivilisation; Mommsen kannte statt der Bibel seinen Goethe auswendig, war nüchtern, hell und tatkräftig dem ‚Fortschritt‘ zugewandt und wohnte nicht unpassend auf dem Ketzerberg. Bernays war ein aristokratischer Einzelgänger, lachte innerlich die Menschen aus, sah in bloßer Fachgelehrsamkeit ‚Sklavensarbeit und Strohdrescherei‘ und betrachtete, wie Mommsen sagte, die ganze Welt als ein Fricassee, aus dem man sich mit möglichster Gourmandise, alias Weisheit, die erträglichsten Bissen heraus-

³⁴ ‚Große Sahara‘: 26. 12. 55 Wel.

³⁵ Theodor Mommsen: *C. Bardt*, Theodor Mommsen, Berlin 1903; *Ludo Moritz Hartmann*, Theodor Mommsen, eine biographische Skizze, Gotha 1908; *Wilhelm Weber*, Theodor Mommsen, Stuttgart 1929; *Adelheid Mommsen*, Theodor Mommsen im Kreise der Seinen, Berlin o. J.; *Lothar Wickert*, Theodor Mommsen und Jacob Bernays, *Histor. Zschr.* 205 (1967) 265–294 (= Vorabdruck zu Bd. 3 der Biographie:) Theodor Mommsen, Frankfurt a. M. 1959, 1964, 1969.

³⁶ Ritschls Hinweis: Bitte darum 18. 8. 54 Rit.

fischt³⁷. Er selbst wehrte sich maliziös, wenn jemand ihn ärgerte, ließ die Welt gelten, fühlte sich mit Stolz als Fachmann und sammelte zu gemeinsamer Arbeit, was ihm an tüchtigen Kräften in den Wurf kam. Bernays hatte sich nicht überwinden können, den Lukrezkommentar zu beenden, trotz allem, was davon abhing; Mommsen war sich nicht zu gut gewesen, den Bädeker für die Schweiz zu bearbeiten. Bernays dachte, forschte, grübelte für sich, las was es Interessantes in der Welt zu lesen gab, durcheinander für den eigenen Wissensdurst und schrieb aufsehenerregende kleine Arbeiten, ziseliert, über Knotenpunkte der Geistesgeschichte. Mommsen bewältigte in unersättlichem Stoffhunger Berge von Material, doch streng methodisch, nur aus einem Arbeitsgebiet, nur das jeweils Nächstliegende, und führte damit große Bauwerke planmäßiger Arbeit aus. Im Gegensatz zu Bernays' Neigung für die tiefen, ungreifbaren Probleme der Religion und Philosophie hatte Mommsen sich als Grundgebiet das im faßbaren Begriff lebengestaltende Recht ausgesucht; ging Bernays hinter die Dinge auf die Menschen zurück, so suchte er hinter den Menschen die Dinge, und war selbst das Sachinteresse des einen noch vom Herzen getönt, so sah des andern Herzlichkeit noch sachlich aus. Sie begegneten sich im Drang zur Geschichte; wo Bernays weitsichtig Fernliegendes verknüpfte, traf Mommsen scharfsichtig den Einzelpunkt. Sein rücksichtslos ehrliches Wahrheitsstreben berührte sich mit Bernays' ethischem Zug, und Wissenschaft um ihrer selbst willen war ihrer beider Leidenschaft. Der Orientale aus Hamburg und der Römer aus Schleswig vertrugen sich ausgezeichnet.

Einen Menschen von angenehmer Säure, eine erfrischend herbe Olive³⁸ fand Bernays, als er den um sieben Jahre Älteren, der doch eigentlich einer jüngeren Generation angehörte, zum erstenmal seit dem Revolutionsjahr wiedersah; bald wurde er zur einzigen Labung in der Breslauer Öde, zum ‚großen Zufluchtsstab‘³⁸. Mommsen, durch Ehe und Arbeit ausgefüllt, ließ sich suchen. Seine Stellung zu dem Jüngeren war zunächst nicht ohne Vorbehalte³⁹: „...einen eigentlich anregenden Verkehr habe ich doch gar nicht bis auf Bernays, der immer zugleich anregt und abstößt, und dazu hoffärtig ist wie König Belsazar. Nichtsdestoweniger sind wir sehr gute Freunde und ich habe wirklich allen möglichen Respekt vor ihm, und keineswegs bloß vor dem Gelehrten; nur das rein menschliche Behagen, auf dem doch am letzten Ende alles ruht, ist nicht da und kommt auch nicht.“ In einem anderen Brief nannte er Bernays ‚hoffärtig und geistreich und schmutzig wie immer‘ – eine Anspielung auf dessen fast betonte Vernachlässigung seines Äußeren. Doch Mommsen bemerkte, daß Bernays selbst seinen Körper, den er für häßlich

³⁷ Mom 13. 3. 63.

³⁸ 12. 10. 54 Hey, 6. 10. 54 Rit, 31. 12. 54 Hey.

³⁹ Mommsen an Otto Jahn, Anf. 56, und an Henzen, 9. 8. 56 (Briefwechsel 1842–1868, hrsg. L. Wickert, Frankfurt a. M. 1962, 200 f.); an Carl Ludwig, Wickert, Mommsen 3, 558 Anm. 21.

hielt, ähnlich vernachlässigte: „Von bedeutenden Menschen habe ich hier eigentlich nur einen kennen gelernt, den Philologen Bernays, halb Rabbi, halb vielseitigster Mensch, von den großartigsten Kenntnissen, die mir vorgekommen sind, dabei gründlich unpoetisch und voll Schrullen und Unannehmlichkeiten, wie sie sonst bei Trödeljuden vorkommen, hier aber mit der Übersilberung des vollendeten Gentleman auftreten. Trotz Renommierens mit Charakterfestigkeit doch ein eiserner Charakter; herzlicher Zuneigung da fähig, wo sein Verstand nichts dawider hat; stinkt beständig und schwärmt für Eau de mille fleurs. Das sage ich Dir, aber nicht jedem, denn wie sonderbar und sporadisch fatal auch der Mensch ist, so ist er doch viel zu gut um durch ordinärer Menschen Mäuler gezogen zu werden.“ Bernays hatte sich seit der Freundschaft mit Heyse um keinen Menschen bemüht und fand mit Genugtuung, daß seine Kraft, um Liebe zu werben, noch nicht verbraucht sei⁴⁰. Hinter Mommsens Sarkasmus steckte, sobald man ihm nähertrat, eine bezwingende menschliche Anmut – die Eigenschaft, die Bernays am höchsten schätzte.

Tagsüber, in der Arbeit ein Meister der Zeiteinteilung, war Mommsen von lakonischer Kürze. Auf ein kleines Billett, falls er abends zu Hause sei, werde Bernays mit einem gewünschten Buch vorbeikommen, müsse sich aber, wenn man danach ‚zu Biere‘ gehe, von der Frau Professorin eine Tasse Tee ausbitten, schrieb Mommsen ‚Haus, Bier, Professorin – einverstanden‘ und arbeitete weiter. Im abendlichen Kreise wurde aus dem wortkargen Gelehrten, der sich so straff konzentrierte, daß er als ‚zerstreuter Professor‘ erschien, ein temperamentvoller und geradezu liebenswürdiger Gesellschafter. Dem politischen Zirkel, der sich auch in Breslau um ihn bildete, blieb Bernays fern; für Parteiwesen war er nicht der Mann, und ein Hervortreten darin hätte weder seine Stellung erlaubt noch seine Überzeugung geboten. Er wahrte seinen Standpunkt, den Mommsen ebenso wie Bernays’ orthodoxe Lebensführung als ‚israelitische Schrullen‘⁴¹ unbefangen und erstaunt gelten ließ, ohne sich viel den Kopf darüber zu zerbrechen. Die Damen zogen der Politik ohnehin die Literatur vor, und Mommsen hatte aus eigenen dichterischen Jugendversuchen eine Neigung zu poetischen Werken⁴² behalten.

Heyse stand, seit Geibel ihn als ‚aufgehende Sonne‘ der mäzenatischen Gunst des Königs Maximilian von Bayern empfohlen und die berühmten ‚Symposien‘ am Münchener Hofe eingeführt hatte, im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Bernays brauchte nicht mehr für ihn zu werben, ja er wurde umworben, wenn er neue Bücher des Freundes in den ersten Exemplaren erhielt. Ein paar meisterhafte Novellen, die Ernte der Italienreise, kamen rasch hintereinander heraus und ließen Heyse als dichterisch stärkste Persönlichkeit der Zeit erscheinen. Bernays brachte jedes neue Buch zu Mommsen.

⁴⁰ 12. 10. 54 Rit, 12. 10. 54 Hey.

⁴¹ ‚Israelitische Schrullen‘: Mommsen an Jahn, 15. 8. 60, Briefwechsel 248.

⁴² Mommsens Neigung zur Poesie: ein Gedicht von ihm, von B. an Hey gesandt, vgl. *M. Fraenkel*, Sitzungsber. d. Preuß. Akad. d. Wiss., Phil.-Hist. Kl. 1934, I 2–5

Erst pflegte er es vorzulesen, und hatte man sich darüber unterhalten, so nahm Mommsen den Band wohl in die Hand und las mit seiner scharf akzentuierenden Fistelstimme zum zweitenmal⁴³. Für Übersetzungen italienischer Gedichte war er als Fachmann zuständig, und Proben davon verbesserte er der Einfachheit halber gleich in Versen. Auch mußte seine Autorität zur Hilfe erhalten, wenn Heyse sich immer wieder dem mahnenden ‚Ohrenzupf‘ entzog, er solle zur Sicherung seiner Familie ‚nicht bloß Honig machen, sondern wenigstens noch Wachs dazu‘: mit besorgter ‚Hausväterlichkeit‘ fand Bernays das Dichten allein zu unsicher und drängte auf eine Professur für romanische Sprachen. Dafür aber reichte nicht einmal Mommsens Autorität aus⁴⁴.

Ein engeres Band zwischen Bernays und Mommsen knüpfte die ‚Römische Geschichte‘. Durch einen Auftrag seines seitherigen Schwiegervaters, des Verlegers Reimer, war Mommsen zu dieser Aufgabe gekommen; er selbst versprach sich keinen besonderen Erfolg davon. Bernays urteilte richtiger und stellte das Werk sofort neben Gibbon⁴⁵, den er unter allen Historikern am höchsten schätzte. Denn Mommsen brachte unvergleichliche Kenntnisse und Eigenschaften dafür mit. Seine Beschäftigung mit dem römischen Recht gab ihm genauen Einblick in das Wesen des Staats, in die Organisation des Heeres und der Justiz; eine Arbeit über das Geld Aufschluß über die Formen von Wirtschaft und Verkehr, eine sprachwissenschaftliche über die Schichtung der italischen Stämme, und die tausende von Inschriften brachten immer neue Einzelheiten antiken Lebens ans Licht. Eigener eindringender Arbeit an den Texten verdankte er die Schärfe des Urteils, seiner politischen und journalistischen Tätigkeit die realistische Kraft des politischen Blicks und die Leidenschaft der Fragestellung. Achtete der Kritiker in ihm auf die Präzision der Einzelheit, so drängte die intuitive Kraft des Historikers dazu, ein Ganzes zu runden, und des ehemaligen Poeten Künstlertum setzte sich fast unbewußt in funkelnde Porträts, in meisterhafte Sprache um, gezügelt in der Erfindungsgabe durch das strenge Ethos der wissenschaftlichen Wahrheit.

Mit all diesen Künsten und Kräften schrieb das Werk sich nicht selbst. Eine lange Reihe von Büchern, Schriften, Dokumenten war zu bewältigen, schwer schon dem äußeren Gewicht nach; wurde es gar zu arg, schickte Mommsen zwei kräftige Köchinnen mit dem Kartoffelsack⁴⁶. Bernays stöberte für Ritschl, der mit der ganzen Wucht seiner Tatkraft und einem Stab begeisterter Helfer die Bonner Bibliothek zu einem Musterinstitut machte, aus Katalogen und Antiquariaten allerlei Raritäten an alten Drucken auf, und manches fiel dabei auch für Mommsen ab. Da er in Bonn noch als Dozent geführt wurde und zum Dank für seine Hilfe hatte er das Recht, die Bibliothek wie ein Mitglied der Universität zu benutzen. So füllten Besorgungen, Auskünfte und

⁴³ 15. 8. 56, 26. 2. 57, 9. 3. 55 Hey.

⁴⁴ 16. 3. 56, 26. 4. 54, 26. 5. 57, 22. 4. 59 Hey.

⁴⁵ Gibbon: 17. 4. 56 Bun.

⁴⁶ 19. 8., 24. 10. 56 Rit; *Ribbeck*, Ritschl II 259; 12. 11. 55 Rit.

Nachweise neben dem persönlichen Verkehr noch eine ausgiebige Zettelpost. Bernays entdeckte bei der Vielseitigkeit seiner Lektüre immer wieder geistige Leckerbissen auch über das wissenschaftliche Tagwerk hinaus. Dafür bekam er das neue Material an Handschriften und Inschriften zu sehen, das bei Mommsen einlief, und gewann Geschmack an Gebieten wie der Paläographie, die seinen abstrakten Stoffgebieten sonst ferner lagen. Mommsen übernahm die Vorliebe für das Wort ‚Ferment‘ von ihm⁴⁷.

Vor der Durchsicht des Lukrez ‚graute‘ es auch Mommsen; Bernays stellte ihm als Hilfe dazu den Torso seines unveröffentlichten Kommentars zur Verfügung, „was mich auch nicht wundert“, sagte Mommsen, „denn von anderm abgesehen bin ich sicher zu dumm, um das Beste daraus zu stehlen“⁴⁸. Als es dann an den Druck der zwei noch übrigen dicken Bände ging, las Bernays Korrektur mit. Mommsen, vom Lesen, Schreiben, dazu zeitweise von vierzehn Wochenstunden Pandektenvorlesungen fast über das Menschenmögliche hinaus geplagt und nur durch ein erstaunlich geringes Schlafbedürfnis zu dieser Leistung fähig, fand immer neue Wendungen der Entschuldigung⁴⁸, wenn er die Bogen sandte: ‚Hier etwas Krittelei; Sie mögen nun zusehen, wie Sie damit fertig werden‘; ‚Anbei einige Pein und Not‘; ‚Dank für treue Mitqual! Zugleich zwei neue Bogen. Armer, Sie dauern mich beinah so sehr wie ich mich selbst‘. Fand Bernays ausnahmsweise nichts zu bemerken, so fragte Mommsen prompt zurück, der Bogen schein ihm wohl unverbesserlich vorgekommen zu sein? Andererseits konnte offene Kritik schaden: Mommsen war, bei immer bereiter Selbstkritik, aus der ‚seltsamen Nachtwandelei des Schriftstellers‘ leicht herauszureißen⁴⁸. Wurde es gar zu arg, so half er sich mit sarkastischen Verschen: ‚Es plackt sich in der Hyle* / das arme Menschentier. / Die Welt ist Kaffeemühle, / Die Kaffeebohnen wir‘. Ein Buchgeschenk begleiteten vier Worte in seiner winzigen Schrift: ‚Von einem stummen Verehrer‘. Doch wie alles nahm auch diese große Arbeit ein Ende, mit der Bitte, einen Bogen⁴⁹ ‚nicht cito wie immer, sondern sogleich zu erledigen – es ist der letzte, das tröste Sie‘!⁴⁸

Als nach einjähriger Bekanntschaft mit Mommsen Ritschl sich erkundigte, wie Bernays mit ihm stehe, erhielt er die Antwort⁵⁰: „Über *Mommsen* würde ich nicht unbefangen sprechen können, kann ich also noch viel weniger schreiben. Ich fühle in Beziehung auf ihn etwas von der Gewalt meines alten

* Stoff, Materie.

⁴⁷ ‚Ferment‘: z. B. ‚Fermentum cognitionis, ein Lieblingsausdruck Lessings, steht in der Vorrede zum Solinus‘ AE (1858); ‚Für Männer, die Städte gründen und Völker umschaffen wollen, sind die Juden von jeher ein unschätzbare Ferment gewesen‘ 14. 10. 60 Rit; ‚fermenta zu Dissertationen oder Preisarbeiten‘ 11. 3. 59 Rit; 18. 3. 48 Ber, etc.

⁴⁸ Undatierte Billets; Mom 29. 9. 56.

⁴⁹ Der letzte Bogen: vgl. 20. 2. 56 Bun.

⁵⁰ 12. 11. 55 Rit.

Despoten, des γλυκύπικρος Ἔρως*. Er mag seine Fehler haben, wie wir armen, kümmerlichen Menschen alle. Aber mir wäre er, auch wenn ich nichts Besonderes für ihn empfinden, doch als bloßes φαινόμενον** zu lieb und zu bedeutsam, als daß ich gerne die Sonde an sein ὄν*** legen möchte.“

Studie ‚Über das Phokylideische Gedicht‘⁵¹

Der Lehrbetrieb am Seminar kam nach den ersten tastenden Versuchen in ein festeres Geleise. Nun dachte man daran, durch gelehrte Arbeiten den Ruf der Anstalt auch nach außen zu fördern. Der erste Jahresbericht sollte zum Geburtstag des Stifters am 27. Januar 1856 erscheinen, und neben der Unterrichtstätigkeit und Mommsens Korrekturen, mitten in der drückenden Stimmung, die die aufs neue grassierende Cholera auch über die Gesunden verhängte, arbeitete Bernays im Sommer davor die Studie ‚Über das Phokylideische Gedicht‘ aus, die diesen Bericht schmücken sollte.

Schwerlich wäre ein beziehungsreicheres Thema zu finden gewesen. Das griechische Werkchen war eines der beliebtesten Schulbücher des sechzehnten Jahrhunderts: man lernte daraus, wie nah der Geist eines edlen Heiden dem göttlichen Wort der Bibel sei. Später war das Buch in Vergessenheit geraten. Die Forschung trug das Pedigree eines Scaliger und jenes Manasse ben Israel, der die Zulassung der Juden in England erwirkte, und beide waren zu überreffen: des letzteren Arbeit war nie erschienen, und der erste hatte, durch byzantinische Einsprengsel verführt, eher einen Christen als einen alexandrinischen Juden für den Verfasser gehalten.

In gemächlicher Untersuchung, doch ohne je an Spannung nachzulassen, wog Bernays den griechischen Gehalt des Gedichts gegen den biblischen ab. Das Sinnbild griechischer Lebensklugheit war ihm jener Polyp, der wie ein Chamäleon jede Farbe seiner Umgebung annahm; der Verfasser des Gedichts aber lehrte: ‚Birg in deinem Herzen keine andern Gedanken als du aussprichst, und nicht wie der felsenwachsene Polyp wechsele nach dem Ort.‘ Er mochte also dem Volke angehören, „dessen Tugenden und Fehler nicht aus der farbenwechselnden Versatilität, sondern aus der entgegenstehenden Eigenschaft, aus der zähen Unbeugsamkeit entspringen, demjenigen Volke, an welchem von jeher seine Propheten das unlenksame Wesen beklagen mußten, das aber dafür auch, als Volk wenigstens, durch Jahrtausende seine Charakterfestigkeit behauptet hat“. Doch konnte er nicht Christ gewesen sein, denn er wagte „in die Moraltheorie das aufzunehmen, was zu allen Zeiten die Praxis

* Bittersüßer Eros (Sappho).

** Erscheinung.

*** Wesen.

⁵¹ Phokylideisches Gedicht: 18. 8. 54; Ges. Abh. I 192 ff.: Bespr.: *Leopold Schmidt*, Jb. f. class. Philol. u. Pädag. 3 (1857) 510–519; *Zach. Frankel*, Monatsschr. f. d. Wiss. d. Jt. 6 (1856) 66–70; *Abraham Geiger*, J. Zschr. f. Wiss. und Leben 4 (1866) 51–59.

aller tatkräftigen Menschen gewesen ist“ – er kannte die Feindesliebe der Bergpredigt nicht. Bernays zeigte, das Gedicht sei die Arbeit eines Juden am Ptolemäerhof zu Alexandria, der die jüdischen Gebote, die als für alle Menschen verbindlich gelten, die sogenannten Noachidengebote, unter die Heiden trug, mit einer Ausnahme allerdings: das Grundgebot auch dieser Gesetze, die Verpönung des Götzendienstes, wagte er nicht zu verkünden. „So spiegelt denn“, schloß die Arbeit, „die Geschichte dieses kleinen jüdisch-hellenischen Produkts das Schicksal wider, welchem die gesamte jüdisch-hellenische *und jede ihr ähnliche Schriftstellerei* verdienstermaßen unterliegt, das Schicksal nämlich, keinen nachhaltigen Einfluß üben zu können auf das geistige Leben der Völker, das sich in kräftigen Gegensätzen umschwingt und alle Versuche, das Konkrete durch Kompromiß oder Abstraktion zu verflachen, verächtlich zur Seite schiebt.“

„...und jede ihr ähnliche...“: – das war, nicht ohne einen Gran Selbsterkenntnis, eine Mahnung gegen die Verkleisterung von Unterschieden, an die Reformer mit ihrem Bestreben, durch Kompromiß und Abschleifung zu einer allen genügenden, keinen befriedigenden ‚Konfession‘ zu gelangen, an die jüdischen Politiker im liberalen Lager, die Emanzipation nicht durch Selbstaufgabe zu erkaufen – eine zarte Mahnung endlich an Mommsen, dem die Arbeit gewidmet war und der solchen Bestrebungen nahestand.

Der Kreis der Freunde wünschte größere Themen, breiter angelegte Werke, so groß sonst die Anerkennung war. Am hübschesten drückte Max Müller es aus: „Ich bin eben mit Ihrer Fokylidia fertig, woraus mir Ihr ganzes Wesen einmal wieder so nah gekommen ist, als ob Sie bei mir gesessen hätten. Aber was für ein Verschwender Sie sind – womit hat denn der emaskulierte Jude Ihre Freundschaft gewonnen! Daß Sie ihn lesen, das begreife ich – denn Sie lesen nun einmal Alles –, daß er Ihnen Einfälle gibt, begreife ich auch, – daß Sie aber diese Arbeit fertigmachen und andres Gewichtige, was Sie auch gelesen und bedacht haben, nicht fertig machen, das ist böß von Ihnen. Ihr kleiner Polypenartikel ist wie ein ragout fin – dann aber, wenn man sich eben ans Essen machen will, sagen Sie Prost Mahlzeit – ich könnte euch schon noch andere Gerichte geben, die behalte ich aber lieber für mich. Und so behält Jeder das Beste was er hat, für sich – die Welt ist so uninteressant, daß man nicht weiß, für wen man schreiben soll – man lebt und denkt mehr und mehr für sich – das ist schlimm, aber es ist nun einmal nicht zu machen – man kann sich in die jetzige Frau humanitas nicht verlieben, und ohnedem behält man eben das Beste für sich und coquetirt und zeigt, was man könnte, wenn man nur wollte. – Nun habe ich Sie schlecht gemacht, nicht wahr, und somit haben Sie meinen Dank für Ihr Geschenk!“⁵²

Bernays selbst glaubte es in Breslau nur aushalten zu können, wenn er dicke Bücher schreibe⁵³. An Plänen, Anregungen, Angeboten brauchte er nur

⁵² Mül 13. 3. 56.

⁵³ 22. 7. 55 Hey, 16. 12. 55 Wel.

auszuwählen. Ritschl schlug eine Schulausgabe von Ciceros Briefen vor⁵⁴, in Verbindung mit Mommsen; doch dieser hatte keine Zeit. Bunsen⁵⁵ dachte an eine Neubearbeitung von Voss' Homerübersetzung mit Kommentar; Verleger wünschten eine Römische Literaturgeschichte, eine Thukydidesausgabe, und Bunsen⁵⁶ ebenso wie Ernst Curtius regten eine Geschichte der Philologie an, worauf der Verlag Hertz am bereitwilligsten einging. Bernays griff diesen Gedanken auf und plante drei Bände Text und drei etwas dickere Bände Belege. „Mein Plan ist“, schrieb er an Bunsen⁵⁶, „mit dem Jahre 370 p. C., der dauernden Begründung staatlicher Anstalten für die klassischen Studien, zu beginnen, bis auf Dante nur zusammenfassende Überblicke und erst von Dante an eine detaillirte Erzählung zu geben. Auszeichnen soll sich meine Arbeit von den bisherigen ähnlichen dadurch, daß sie es wenigstens versucht, die antiquitates zugleich mit den humanis zu behandeln und die Wechselwirkung zwischen biblischer und klassischer Kritik aufzuzeigen. Zunächst denke ich die Leistungen und Fehlgriffe darzustellen des impotenten aber feinen Origines, des potenten aber polternden Hieronymus und des gleichsehr potenten wie schlaunen Porphyrius.“ Auf Bunsens Einwand, er scherze wohl mit der Auslassung der Alexandriner, erwiderte⁵⁷ Bernays: „Die Alexandriner wegzulassen ist nicht Scherz sondern mein voller Ernst, schon aus dem einfachen praktischen Grunde weil sie nun einmal, und wie ich glaube mit vollem Recht, zu der speciell griechischen Litteraturgeschichte gerechnet werden und von Bernhardt so behandelt sind, daß Besseres zu geben ein großes und schwieriges Werk für sich sein würde. Aber ich habe auch den begrifflichen Grund für mein Verfahren, daß das Wesen der Philologie seit Dante – meinem eigentlichen Gegenstand – in dem Aneignen einer exotischen Literatur besteht, und die Alexandriner sich eingehend nur mit ihrem vaterländischen Reichthum befassen. Die Kirchenschriftsteller sind mir deshalb wichtiger als die Alexandriner, weil sie (i. e. die Patres) sich an einem *fremden Buche* die Köpfe zerbrechen mußten.“

*Erneute Berufspläne*⁵⁸

Der philologische Unterricht an der Universität lag darnieder. Die Fakultät wünschte Bernays als Extraordinarius, und dieser selbst machte die Berufung zur Bedingung, wenn er seine Kraft stärker als bisher der Universität widmen solle; auch so schon begann sein Ruf auswärtige Studenten anzuziehen. Das Ministerium aber winkte vertraulichen Anfragen gegenüber ab;

⁵⁴ 12. 10. 54 Rit.

⁵⁵ Bun 11. 4. 56, 17. 4. 56 Bun.

⁵⁶ Bun 18. 2. 56; Hertz 13. 6. 55; 29. 7., 23. 9. 55 Rit.

⁵⁷ 20. 2. 56 Bun, Bun 25. 2. 56, 29. 2. 56 Bun.

⁵⁸ Berufspläne: Haase 23. 3. 56, Bun 18. 2., 11. 4. 56; 17. 4. 56 Bun, Bun 20. 4. 56, 11. 5. 56 Bun.

nicht einmal der ‚ausgezeichnete‘ Pflanzenphysiologe Heinrich Cohn wurde angestellt, obwohl er auf Gehalt zu verzichten bereit war. Als nun kurz hintereinander zwei Todesfälle eintraten, schlug die Fakultät trotzdem Bernays vor, und Bunsen, im Bewußtsein, noch mehr als gegen Bernays ‚eine Pflicht gegen Vaterland und Wissenschaft‘ zu erfüllen, schrieb erneut an den König. Er gab sich über die Aussichten keinen Illusionen hin: Johannes Schulze sei persönlich gutwillig, sage man ihm, vermöge aber nichts „gegen die freche, bigotte Rotte, welche wie ein Alp auf unserm Ministerium lagert. Allerdings“, fuhr er fort, „siehts betrübt genug aus mit dem Nachwuchs und betrübt mit dem Geist der akademischen Jugend. Es fehlt nicht allein an Geist, sondern an Gesinnung, an jener sittlichen Begeisterung, an jenem Schwunge, welche die Jugend von 1790–1820 auszeichneten... Es gibt noch Lehrer, welche auf Gymnasien und Universitäten die Jugend für die Herrlichkeit der alten Welt begeistern können: aber man dämpft ja den Geist und verkündet das Geschlecht!“⁵⁸

Bernays erwartete ebenfalls keinen Erfolg dieser Schritte und war nur halben Herzens dabei: auch wenn die Anstellung zustande käme, meinte er, hätte sie nur den Wert eines Springstockes, mit dessen Hilfe er über den Breslauer Morast hinweg an einen ihm gemäßerem Ort gelangen könnte⁵⁹. Darauf machte Bunsen ihm den Vorschlag, nach Heidelberg zu kommen; auch dort fehle es an tüchtigen Kräften, und es werde, falls Bernays nicht an dem Seminaramt als solchem hänge, leicht sein, ihm das gleiche Einkommen mit viel geringeren Ansprüchen an seine Zeit zu sichern, wenigstens auf fünf Jahre: „bis dahin geht die Welt unter, oder die neue wenigstens geht auf“. Auf eine Wiederholung des Privatdozentenlebens wollte Bernays sich nicht einlassen. Das Seminar zwar, soviel angenehmer die Arbeit jetzt auch sei, halte ihn vom Weggehen nicht ab: was er *innerlich* mit diesem Amte gewollt, habe er zum größten Teil erledigt. Doch „Deutschland ist am wenigsten der Boden, auf dem man, nachdem man in die Dreißiger ... gekommen, es wagen darf zu abenteuer“, sei es nun gleich oder erst in fünf Jahren. Es könne doch nicht so schwierig sein, entscheidenden Ortes begreiflich zu machen, „daß Jakobus seine vollen sieben Jahre teils in Bonn, teils in Breslau um diese triefäugige Lea oder schönwangige Rahel gedient hat und nicht erst durch neue Probezeit zu beweisen braucht, daß er Herden zu weiden versteht“. So zerschlug sich beides, Breslau und Heidelberg, und übrig blieb davon nur, daß Bernays seine ‚Geschichte der Philologie‘ beiseite legte, um für Bunsens großes Ägyptenwerk die phönizischen Texte zu bearbeiten, derentwegen dieser ihn wenigstens über die Ferien nach Heidelberg lockte.

Der Gipfelpunkt der Reaktion war überschritten; seitdem in dem Zaren Nikolaus der Hauptvertreter absolutistischer Regierung gestorben war, regte sich in Preußen der Widerstand aufs neue. Die Universität Greifswald er-

⁵⁹ 17. 4. 56 Bun, 24. 3. 57 Rit.

nannte Mommsen demonstrativ zum Ehrendoktor⁶⁰, und dieser ließ auf eine wohlmeinende Warnung des Geheimrats Schulze antworten, er werde sich nie, auch nur durch Stillschweigen, mitschuldig machen an dem, was er aus Überzeugung mißbillige. Tatsächlich benützte er⁶¹ die nächste Gelegenheit, eine Arbeit über neu aufgefundene altrömische Stadtrechte, dazu, dem ‚Stolz auf die große Wissenschaft, der wir uns zu eigen gegeben haben‘, Ausdruck zu verleihen und auf die ‚unsichtbare Kirche‘ hinzuweisen, ‚die trotz alledem und alledem die ernstlich forschenden Wissenschaftsgenossen immer zusammenschließen wird‘. Das war ein Hieb gegen Stahls Rede ‚Über die christliche Toleranz‘, die einen Kreuzzug der Intoleranz gegen alles predigte, was dem christlichen Staate widerstrebe. Noch schärfer und schwungvoller antwortete Bunsen mit der Broschüre ‚Die Zeichen der Zeit‘. Ein erbitterter Kampf der Pamphlete schloß sich daran; die absolutistische Partei lebte nicht vom Reden, nur vom Schweigen ihrer Gegner.

Der Minister v. Raumer spürte den veränderten Wind und benutzte trotz seiner grundsätzlichen Judenfeindschaft nicht ungerne eine Gelegenheit, auch nach dieser Richtung hin eine freundliche Geste zu wagen. Fast gleichzeitig mit der Mitteilung, daß an die Breslauer Berufung nicht zu denken sei, erhielt Bernays ein freundliches Schreiben des Ministers mit der Bitte, er möge als Sachverständiger zwei Bücher des ungarischen Rabbiners Hirsch B. Fassel beurteilen⁶², die dieser dem König von Preußen überreichen zu dürfen bat.

Sachverständiger für jüdische Angelegenheiten?

Die beiden Bücher waren sehr schlecht, und Bernays kennzeichnete ihre Mängel ohne Schonung: der Verfasser sei, ‚wie das leider in den südöstlichen Gegenden Europas nur zu allgemein noch der Fall ist‘, von tieferen Einflüssen der neueren deutschen Geistesentwicklung durchaus unberührt, ohne jede geschichtliche Auffassung seines talmudischen Stoffes geblieben und habe – es handelte sich um ein Werk über das ‚Mosaisch-rabbinische Civilrecht, bearbeitet nach Anordnung und Einteilung der neueren Gesetzbücher‘ – weder den Geist des jüdischen Rechts in seiner Eigenart dargestellt noch durch quellenmäßige Scheidung der Texte die Entwicklung des jüdischen Rechts beleuchtet, sondern ganz einfach den Schulchan Aruch über den Leisten des österreichischen Gesetzbuches geschlagen. Es sei eine theoretisch und praktisch gleich unbrauchbare Arbeit.

Dem eigentlichen Gutachten schickte er eine ‚Vorbemerkung‘ voraus, worin er auf die schweigende Frage antwortete, ob er auch in Zukunft als Vertrauensmann des Ministers in jüdischen Fragen wirken wolle. Er stilisierte sie

⁶⁰ Greifswald: *Hartmann* 55.

⁶¹ *Mommsen*, Reden und Aufsätze, Berlin 1905 (zit. Festschrift I 214 f.).

⁶² Besprechung von Fassels Büchern: Bonn, *Varia.

sorgfältig. „Die jüdische Theologie“, begann er, „ist nicht das wissenschaftliche Fach, als dessen Bearbeiter vor der Welt aufzutreten ich gesonnen bin“, milderte das aber sofort in „als dessen Bearbeiter zu gelten ich mir bisher ein Recht erworben habe“ und strich die Fortsetzung „oder in Zukunft zu erwerben gedenke“ ebenfalls wieder. „Auch an der jüdischen theologischen Anstalt, an welcher ich, wie Ew. Excellenz vielleicht vernommen haben, jetzt tätig bin, liegt mir nur die Leitung des *klassischen* Unterrichts ob. Ich muß also auf den Charakter eines notorisch Sachverständigen in jüdischer Theologie verzichten. Aber allerdings habe ich, wie meine näheren persönlichen Bekannten wissen, mich von früher Jugend um die hebräischen und talmudische Dinge ernstlich und ununterbrochen gekümmert und glaube über dieselben eine Urteilsfähigkeit zu besitzen, bei der ich mich für meine religiösen Bedürfnisse und wissenschaftlichen Zwecke beruhigen darf. So wenig es mir nun begehen kann, mit dieser meiner Privatmeinung im vorliegenden Falle gegen Ew. Excellenz zurückhalten zu wollen, so sehr muß mir daran liegen, dieselbe nicht mit dem Schein einer amtlichen Autorität oder dem eines Anspruches auf anerkanntes Gewicht“ – das schien ihm auch noch zu scharf, und er berichtigte: „daran liegen, jeden Anspruch auf ein durch öffentliche Leistung erworbenes Gewicht von meinen Äußerungen zu entfernen“.

Auch mit diesen Milderungen war die Absage noch deutlich genug. Wer als Nachfolger eines solchen Vaters der Hamburger Gemeinde zum Rabbiner gebildet genug erschien und eben noch, in voller Öffentlichkeit, den gemessenen Tadel von Scaligers hebräischen Kenntnissen mit der Bemerkung ‚wo ich mir ein Urteil erlauben darf‘⁶³ gerechtfertigt hatte, brauchte das Gewicht seines Urteils nicht auf eine Privatmeinung zu reduzieren. Bernays *wollte* nicht. „Hoffentlich will man mich nicht zum ‚Kirchenrat‘ und Kollegen Stahls in *partibus Judaeorum* machen“, schrieb er an Bunsen⁶⁴. Die Gefahr, ein solches Ministerium könne ihm zu großen Einfluß einräumen wollen, war jedoch gering, die Aussicht beträchtlich, mit der Zeit die Regelung jüdischer Kulturfragen in die ruhige Mitte zwischen bedingungsloser Ablehnung und hemmungslosem Andringen zu steuern und damit entgiften zu können. Warum versagte sich Bernays, der bei der Gründung des Seminars ein Wirken nach innen als jüdische Pflicht, jede Ablehnung als Desertion bezeichnet hatte, dieser Vertretung nach außen, die ihn jeder sichtbaren Verantwortung enthoben, seinem inneren Pflichtgefühl allein die Entscheidung überlassen hätte? Er war nicht der Mann, in großen Fragen kleinen Interessen zu folgen. Die Kämpfe seines Vaters mit der Hydra der jüdischen Parteien standen ihm noch lebendig vor Augen, gewiß; wenn eine solche Tätigkeit erfolgreich sein sollte, so würde sie auch umkämpft sein. Er war frei und konnte es wagen.

Oder traute er, der sich selbst einen ‚hellenistischen Juden‘⁶⁵ nannte, sich doch nicht mehr die Unbedingtheit zu, sein Urteil in die Wagschale zu wer-

⁶³ Scaliger 36.

⁶⁴ 4. 7. 56 Bun.

⁶⁵ ‚Hellenistischer Jude‘: 6. 2. 54 Rit.

fen? Er fühlte sich innerhalb des Judentums an der Grenze stehend; noch innerhalb des Judentums, aber an der Grenze. Sein Vater hatte an dem gleichen Punkt gestanden und doch den Mut gehabt, von seiner Wirksamkeit in Hamburg eine neue Epoche im Leben des Judentums anzusetzen. Mit nicht geringerer Entschiedenheit glaubte Bernays an die Lebensberechtigung und Weltbedeutung des Judentums, weil es, eine dreitausendjährige Geschichte hinter sich und den Messias vor sich, allein von Dogmen frei sei und zugleich von Götzendienst. Aber in dieser Generation der Erben war etwas von dem gewagten Schwung, von dem naiven Mut ihrer Väter zerbrochen. Bernays wollte frei, unverantwortlich, wollte Privatmann bleiben. Er zog es vor, für Mommsen ganz allein das Buch Hiob zu übertragen⁶⁶, um dessen ‚echt holsteinischer Abneigung gegen das Orientalische‘ einen Stoß zu versetzen; und das gelang ihm auch.

Taufe des Bruders Michael

Gegen Ende August, im Begriff, in Berlin mit Heyse zusammenzutreffen und die Ferien dann bei Bunsen in Heidelberg zu verbringen, erfuhr Bernays, daß sein Bruder Michael zum Christentum übergetreten war⁶⁷. Er wußte, daß der Junge seit den letzten drei Jahren in Heidelberg saß und, seinem Einfluß entrückt, wirt und wahllos studierte, wußte auch, daß Michael sich dort eng an Henriette Feuerbach anschloß, daß sie ihn eines ihrer ‚Ziehkinder‘ und er sie geradezu ‚Mutter‘ nannte. Unter ihrem Einfluß mochte der Zweiundzwanzigjährige ein Judentum, das ihm nichts sagte, mit dem Protestantismus vertauscht haben, in dem Glauben, der schwärmerisch verehrten deutschen Bildung dadurch um so tiefer teilhaftig zu werden. In der Taufe selbst sah Jacob Bernays mild einen unüberlegten Jungenstreich⁶⁸; die Begleitumstände, unter denen sie sich vollzog, verletzten ihn ebenso wie die übrige Familie, die jeden Verkehr mit Michael abbrach. Dieser hatte sich für den folgenschweren Schritt gerade Mainz ausgesucht, woher sein Vater stammte und wo noch genug Verwandte und Freunde lebten, um die Wahl des Ortes als Herausforderung erscheinen zu lassen. Bei dem engen Zusammenhalt der Familie und als älterer Bruder fühlte Jacob diesen Abfall als eine für ihn besonders schwere Wunde. Und doch suchte er die letzten Antriebe des Bruders, vielleicht zu Unrecht, in eben dieser Bindung an die Familie: „Unter den jetzigen Juden ist aus Mangel jedes politischen Sinns das Familiengefühl so heftig geworden, daß es bei den gewöhnlichen Menschen jede individuelle

⁶⁶ Hiobübersetzung: 14. 5. 56 Hey; im Nachlaß war das an Heyse gesandte Stück bis zu Anfang von Kap. 4 erhalten, während Mommsens Exemplar, wohl bei dem Brand von dessen Bibliothek, verlorenging.

⁶⁷ Michael Bernays' Taufe: 15. 8. 56 Hey.

⁶⁸ Jungenstreich: 3. 12. 58 Hey.

Selbständigkeit, also jede wahre Persönlichkeit erstickt, die Stärkern aber zwingt, sich mehr als unter normalen Verhältnissen billig wäre, von der Familie loszumachen. Im wesentlichen sind die Juden noch jetzt Nomaden.“⁶⁹ Michael wagte nicht, sich zu rechtfertigen. Jacob Bernays verbot auch den gemeinsamen Freunden, ihm je wieder von dem Bruder zu sprechen.

Bunsens Bibelwerk

Heidelberg im Spätsommer⁷⁰ war eine Erquickung nach fast zwei Jahren Breslauer Luft, eine Zerstreung nach den letzten Ereignissen. Im Garten Bunsens auf dem Charlottenberg standen goldgelbe Orangen in Kübeln, wuchsen blühende Rosen, von der Terrasse ging der Blick über den Neckar und die Stadt. Nach Tisch spielte man dort Boccia, nachmittags kamen die Professoren der Universität herauf und ein Strom auswärtiger Gäste. Ritschl, nun Geheimerat⁷¹, und seine Frau waren darunter, und die Frau Professorin mußte einen ganzen Waldspaziergang lang philologische Gespräche der Männer über sich ergehen lassen, über die Besetzung des Archäologischen Instituts in Rom, über Bernays' Anregungen zur Sammlung geschichtlicher römischer Urkunden aus Plinius' Naturgeschichte, zu Neuausgaben einer lateinischen Anthologie, des Byzantiners Constantinus Porphyrogenitus, des Petron und zu Sammlungen der Fragmente des Porphyrius und des Theophrast. Dann löste ein scheuer, schwerfälliger, schweigsamer Engländer die Freunde ab, Mark Pattison⁷², der spätere Rektor des Lincoln College in Oxford, der Bernays' ‚Scaliger‘ ins Englische zu übertragen erwog, seit Jahren selbst mit dem gleichen Thema beschäftigt. Ein früherer Sonderkorrespondent der ‚Times‘ in Berlin, war er nun im Auftrage der englischen Regierung auf einer Rundreise zum Kennenlernen des deutschen Schul- und besonders Hochschulwesens. Er fand die freiere Methode des Universitätsstudiums in Deutschland vorbildlich und setzte seinen Einfluß in Oxford dafür ein, sie auch dort einzuführen. Bunsen wünschte jedoch statt der Übersetzung eine Bearbeitung, die den Reformationkämpfer in Scaliger und den Protestanten noch mehr hervorhebe, und überredete Pattison dazu.

Bunsen hatte zwei vielbändige Werke zugleich unter der Feder, für die Morgenstunden sein großes Bibelwerk, für den Rest des Tages eine ‚Geschichte

⁶⁹ AE.

⁷⁰ Heidelberg: *Nippold* III 378 f., 452 f., 456, 464 f.

⁷¹ 8. 3., 9. 9., 2. 10. 56; 8. 4. 57 Rit.

⁷² *Mark Pattison*, *Memoirs*, London 1885, 321 ff.; er erwähnt Bunsens Meinung, Bernays' Judentum habe ihn daran gehindert, in Scaliger den protestantischen Helden zu sehen, obwohl dieser sich darüber klar war, daß Scaligers Kampf gegen die Jesuiten „seine wissenschaftliche Tätigkeit sehr wesentlich bestimmt hatte“ (27. 12. 54 Bun). Pattison hinterließ seine eigene Scaligerbiographie unbeendet. 20. 2. 56 Bun, Mül 5. 2. und 13. 3. 56, Pattison 20. 7. 56, 13. 1. 61 Rit.

des Gottesbewußtseins'. Er stand früh auf, und man sah ihn nicht viel arbeiten; die reiche Geselligkeit des Hauses, von ihm geistvoll belebt, die ausgebreitete Korrespondenz mit einem ganzen Stab von Helfern des Bibelwerks, sein Anteil an den Kirchenkämpfen der Zeit und seine politischen Interessen – er hatte eben den Entwurf eines Weltschiedsgerichts verfaßt – füllten einen normalen Tageslauf auch allein. Man trug ihm sein ‚Exil‘ nicht nach; während Bernays in Heidelberg war, reiste König Friedrich Wilhelm IV. durch und zeichnete Bunsen durch besondere Herzlichkeit aus⁷³.

Bunsen unternahm das Bibelwerk aus dem Gefühl heraus, an einer Wende der Zeiten zu stehen: „Soll die jetzige Welt untergehn (wie die jüdisch-römische zu Christi Zeit), so muß man die Balken für die Arche bereiten.“⁷⁴ Die beiden Hauptstützen dafür, die protestantische Gläubigkeit der Gemeinden und die wissenschaftlich-theologische Forschung, schienen unvereinbar weit auseinandergetreten zu sein. Er wollte sie, Luthers Werk erneuernd, wieder vereinigen in einer neuen Bibelübersetzung, die, die Ergebnisse der Bibelkritik berücksichtigend, ja erweiternd, in seinem ‚weltgeschichtlichen Standpunkt‘ den Ort aufzeigte, wo die Gegensätze sich in einer höheren Einheit lösten. Es war eine innerlich wie äußerlich gleich ‚ungeheure‘ Unternehmung: auf die Mitteilung des bloßen Planes hin hatten amerikanische Freunde hunderttausend Exemplare vorausbestellt, und Bunsen ließ zuvor eine Probeauflage von zwanzig Stücken nur für seine Freunde und theologischen Helfer drucken.

Er hatte Bernays gebeten, diesem Werk ‚so viele Fürsorge zu schenken, als die Liebe zu mir und insbesondere die zu den heiligen Urkunden Ihnen eingibt‘, und die Arbeit daran beanspruchte in Breslau und jetzt in Heidelberg den größten Teil von dessen freier Zeit. Bei einer früheren Gelegenheit hatte Bernays für seine Hilfe den Vorbehalt⁷⁵ gemacht, jede Behandlung christlicher Dogmen verbiete ihm, mit oder ohne Nennung seines Namens, schlechterdings seine Stellung am Seminar. Hier handelte es sich nicht um dergleichen, doch Bunsen rechnete auch mit Bedenken gegen die *Bibelkritik*: „Ich glaube bemerkt zu haben, daß es Ihnen gewissermaßen unangenehm und schmerzlich ist, die Grundsätze der philologisch-historischen Kritik auf die heiligen Urkunden Ihres Volkes und die Lehrer Ihrer Kindheit mit derselben Schärfe anzuwenden wie auf die Urkunden des hellenisch-römischen Altertums. Allein Sie sind doch, wie jeder tüchtige, wahre Mann, ein Mensch aus einem Stücke und haben nicht besondere Fächer für Forschung und für Glauben der Überlieferung. Und daran, so wie an Ihre freundschaftliche Nachsicht, halte ich mich...“⁷⁶

Die erbetene Hilfe sagte Bernays bereitwillig zu. Seine Bedenken gegen eine Bibelkritik, die sich über die schlichte Klarstellung des Textes hinaus Eingriffe in den Wortlaut und Sinnzusammenhang erlaubte, von Theoremen ausgehend,

⁷³ Friedrich Wilhelm IV.: 2. 10. 56 Rit.

⁷⁴ Bunsens Bibelwerk: Bun 18. 2. 56.

⁷⁵ Vorbehalt: 30. 9. 55 Bun.

⁷⁶ Bibelkritik: Bun 18. 2. 56.

deren Sicherheit nicht unanfechtbar war, hielt er aufrecht, auch hier zwar nicht über die Haltung seines Vaters hinausgehend, wohl aber über die übliche orthodoxe, die an der Göttlichkeit der Überlieferung Zweifel überhaupt nicht zuließ. Einem jüdischen Besucher aus dem Osten⁷⁷, der ihm mit Bibelkonjekturen zu imponieren glaubte, hielt er streng entgegen, die Juden wären nach all den Verfolgungen den Zigeunern gleich geworden ohne dies Buch, das gleichsam das Vaterland des Juden sei. Bunsen gegenüber begründete er seine Bedenken rein philologisch durch einen Vergleich mit Voss' Homerübersetzung und mit F. A. Wolfs Homerkritik, die das alte Epos in eine Folge von Liedern auflöste: „Es sind nicht bloß Empfindungen religiöser Art, die meine Teilnahme an der jetzt üblichen zergliedernden Kritik des biblischen Textes lau machen. Wir Juden haben uns nie mit der Haut und Haare verschluckenden Inspirationstheorie, dem Sündenfall der Reformatoren, belastet, so wenig wie wir je ein bindendes dogmatisches Symbolum aufgestellt haben. Aber ich kann es mir nicht verhehlen, daß durch den Mangel gleichzeitiger und zeitlich benachbarter Literatur die Bibel für den Kritiker so isoliert dasteht wie der Homer; ganz wie bei diesem findet auch in Betreff der biblischen Kritik nur über die allgemeinsten Fragen Übereinstimmung unter den Verständigen statt; sobald man ad singula kommt, sind bisher über die Bestandteile der homerischen wie der biblischen Bücher nur sehr problematische Versuche und kein einziges stichhaltiges Ergebnis zu Tage gefördert worden; im Homer ist man nicht wesentlich über Wolf, und in der Bibel, soweit ich sehen kann, nicht über Spinoza hinausgelangt. Ich gestehe – und nicht wenige meiner philologischen Freunde würden zu demselben Geständnis bereit sein –, daß ich, seit Lachmann mit so geringem Erfolg homerische Anatomie getrieben hat, den Entschluß gefaßt habe, mich um die fernern Versuche der Art nur zu kümmern, wenn ein äußerer Anlaß mich dazu nötigt, mein eignes kritisches Bestreben aber auf Gebiete zu richten, in denen eine normierende Analogie und Aussicht auf feste Resultate vorhanden ist, und übrigens mich an dem Homer zu freuen, wie man sich mit unbewaffnetem Auge an der Milchstraße als an einem lichtdurchdrungenen Ganzen freut, obgleich man weiß, daß es aus einzelnen Sternen besteht, die man nur nicht ohne die nötigen Fernröhre unterscheiden kann. Diese nötigen Instrumente zu erfinden, ist bisher weder für den Homer noch für die ältern Bücher der Bibel gelungen; und bei der Bibel sind wir um so schlimmer daran, je mehr unsre Kenntnis des Sprachgebrauchs der einzelnen Bücher an Sicherheit zurückbleibt hinter derjenigen, welche wir von der homerischen Sprache mit Hilfe der spätern Literatur erlangt haben. Ich freue mich daher von Herzen, daß Ihr großes und würdiges Unternehmen die chemische Analyse nur in zweiter Reihe behandelt und vor allem die Bibel, wie sie ist, dem Häuflein der Emp-

⁷⁷ Jüd. Besucher aus dem Osten: *F. Mises*, ‚Biographien berühmter Männer‘, Ozar Hasifrut, Krakau 1889/90, III 21.

fänglichen bequem zu machen sucht. Bevor der biblische J. H. Voss dagewesen – und der fehlt uns noch immer –, ist die Zeit der Wolfe nicht gekommen.“⁷⁸

An dieser Kritik der Kritik, die seine eigene Meinung im Grunde offenließ, hielt Bernays auch in Heidelberg fest, wo ein langer Fragezettel Bunsens zur Beantwortung und Behandlung bereit lag. Er hing mit besonderer Liebe an dem Werk, dem einzigen, worin er je seine Kenntnisse der jüdischen Tradition einem jüdischen Stoff als solchem zuwandte. Aber er wirkte als Freund und Helfer dabei mit, und das Unternehmen trug nicht seinen Namen, erforderte auch nicht, zu allen Stellen und Fragen des Textes selbst eine Meinung abzugeben. Bernays arbeitete Bogen für Bogen durch, verbesserte Fehler der Übersetzung und griff ein, wo ihm ohne Notwendigkeit die Überlieferung verlassen schien, mit dem Feingefühl des Philologen für Wortsubstanz, Satzgefüge und Sinnzusammenhang, das ihn auch sonst auszeichnete, mit mancher für Bunsen neuer Interpretation aus dem Bestand der Überlieferung, im ganzen aber sich so vorsichtig zurückhaltend, wie die Verschiedenheit der Ausgangspunkte es nahelegte.

Zunächst hatte er auch an Fragen der Übersetzung mitgearbeitet, als Probe das Siegeslied am Schilfmeer⁷⁹ selbst übersetzt und die Bitte beigefügt, es ‚nicht bloß mit den Augen, sondern gleich laut zu lesen‘. Er widerriet, für diese poetischen Stücke Luthers Verdeutschung zugrunde zu legen: „Sie ist immer litaneienartig und zusammenhanglos, weil er, vom Latein ausgehend und das Hebräische nur subsidiarisch benutzend, einerseits den Parallelismus, dessen Wesen antistrophisch ist, tautologisch macht, andererseits, bei seiner und seiner Genossen Unkenntnis der fein-nuancierten hebräischen Syntax, weder von dem Bau des einzelnen Satzes für sich noch von der Verknüpfung der Sätze untereinander einen richtigen Begriff haben und geben konnte.“ Allein Bunsen stieß sich schon an der ersten Zeile ‚Dies Lied Weih ich dem Herrn, der in Hochgewalt ragt‘: das sei in einer deutschen *Gemeinde*-Bibel ‚so unmöglich, wie aramäische Redensarten in der hebräischen sein würden‘⁸⁰. Darauf fand Bernays die Prinzipien der Übersetzung so unvereinbar, daß er sich nur noch auf die Berichtigung einzelner Übersetzungsfehler einließ.

Bunsens Werk diente nicht dem Judentum, sondern der christlichen Gemeinde. Insofern Bernays das Christentum, wie Bunsen es auffaßte, als einen unvollkommenen, aber unentbehrlichen Bestandteil der europäischen Kultur ansah, lag seine Hilfe dafür in der Linie seiner philologischen Arbeit. Der Zukunft des Judentums glaubte er mit seinem Unterricht am Breslauer Seminar genugzutun; nach Bunsens Beispiel ähnliche Arbeiten des gleichen inneren Ausmaßes in eigenem Namen zu unternehmen, kam ihm nicht in den Sinn.

Bis Anfang Oktober blieb Bernays in Heidelberg, dann fuhr er über Bonn und Berlin nach Breslau zurück⁸¹. Es war gerade zwei Jahre her, seit er Bonn verlassen hatte, und schon konnte er sich nicht mehr hineinfinden: wie ein

⁷⁸ 20. 2. 56 Bun.

⁸⁰ Bun 11. 4. 56.

⁷⁹ Siegeslied am Schilfmeer: 29. 2. 56 Bun.

⁸¹ 3. 10. 56 Bun, 26. 10. 56 Hey.

Durchblättern vergilbter Briefe kam ihm der Aufenthalt vor. Ritschl war in den böhmischen Bädern. Der Bibliothek sah man seine energische Tätigkeit wohl an, doch unter den Gelehrten war die Stimmung trübe. Welcker, dessen Augenlicht abnahm, war mit Ritschl noch nicht versöhnt, und Jahn schlug sich auf Welckers Seite und verstand sich immer weniger mit Ritschl; es ging schon so weit, daß beider Schüler getrennte Lager bildeten. Bernays fuhr traurig nach vierzehn Tagen weiter, ohne seinem Bruder Michael, der sich seit dem Übertritt in Bonn niedergelassen hatte, begegnet zu sein.

Besuch bei dem Kultusminister in Berlin

In Berlin hatte er für das Seminar im Ministerium zu tun, ohne etwas erreichen zu können; man ging von dem ‚Princip vollständigen Ignorirens aller Judendinge‘ nicht ab. Dagegen legten die Referenten ihm nahe, den Minister zu besuchen, der in letzter Zeit mehrfach über ihn gesprochen habe. Herr v. Raumer gewährte eine viertelstündige Audienz und war ebenso gefühlvoll wie höflich: Bernays solle nur nicht meinen, sagte er, es werde ihm und seinen Herren leicht, es mit ihrem Gewissen zu vereinen, daß sie ihn bisher hätten brachliegen lassen. Bernays hütete sich zu sagen, dieses Versäumnis müsse sich bei dem Mangel an tüchtigen Philologen doch leicht wieder gutmachen lassen. „Kein Mensch kann besser wissen als ich, daß Worte von Regierenden in noch flüssigeres Wasser geschrieben sind als Worte von Liebenden“, schrieb er an Ritschl über die Audienz⁸². Herr v. Raumer zog auch weiterhin seine Gewissensbisse einer Anstellung vor.

Ein Verlagsvertrag⁸³ für eine Ausgabe und Übersetzung von Aristoteles ‚Politik‘ war alles, was Bernays von Berlin mitbrachte. Seit Ritschls Geschenk der Aristoteles-Ausgabe an den Studenten hatte er die Beschäftigung mit dem ‚genialen Halbgriechen‘ nicht mehr aufgegeben und ‚rang‘ nun allabendlich wieder mit diesem ‚dämonischen Wesen‘ und dessen spitzen Definitionen, „wobei mir“, scherzte er ernsthaft, „die geistige Spannader so gut verrenkt wird wie meinem gleichnamigen Ahnherrn die leibliche“.

Das Breslauer Professorenkränzchen

Im übrigen versuchte er es jetzt gutwillig mit dem, was in Breslau sich bot, und beteiligte sich an einem ‚Professorenkränzchen‘⁸⁴, das Mommsens

⁸² Audienz beim Minister: 26. 10. 56 Rit, 27. 10. 56 Bun.

⁸³ Verlagsvertrag Aristoteles ‚Politik‘: 27. 10. 56 Bun, 20. 1. 57 Rit, 26. 2. 57 Hey, 24. 3. 57 Rit.

⁸⁴ Professorenkränzchen: Wattenbach ADB 44, 439 ff., Histor. Zschr. 5 (1863) 116; Stenzler ADB 36, 59 ff.; Haase: *H. Wendt*, Histor. Zschr. 38 (1904) 78; Roepell, Schles. Lebensbilder I 164 ff.; Braniss: Festschrift II 339; 19. 2. 54 Bran; ‚absolutes Nichtstun‘: *Rudolf v. Gottschall*, Aus meiner Jugend, Berlin 1898, 136.

Tatkraft ins Leben rief und zusammenhielt. Man traf sich beim Bier und hielt reihum Vorträge. Mommsen selbst erörterte einen der Kernpunkte der römischen Geschichte, die Rechtsfrage zwischen Cäsar und dem Senat; Wilhelm Wattenbach, seit kurzem als Provinzialarchivar im Ständehaus, behandelte ein Thema aus der mittelalterlichen Geschichte, den Kampf zwischen der griechisch-orthodoxen und der römischen Kirche um die Verbreitung des Christentums in den slavischen Ländern. Der Sanskritist Stenzler trug über indische Texte vor, der liebenswürdig-intrigante Philologe Haase, als Leiter des demokratischen Wahlvereins Mommsen politisch nahestehend, über die athenische Stammverfassung als ‚Kastenstaat‘ und Übergangsstufe zwischen orientalischer Gebundenheit und hellenischer Freiheit.

Die bedeutendsten beiden Teilnehmer des Kreises außer Mommsen und Bernays waren Richard Röpell und Christlieb Julius Braniss. Der Historiker Röpell, eine ebenso vornehme wie auffallende Erscheinung, schlank, eine Haarmähne über hoher Stirn, zwei lange dünne Backenbartsträhnen wehend neben dem glattrasierten festen Kinn, mit mächtiger scharfkantiger Adlernase und großen Goetheaugen, seiner Tätigkeit nach mehr Politiker als Gelehrter, legte eine Arbeit über die mittelalterliche Verbreitung deutscher Stadtrechte bis tief in den Osten vor. Der Philosoph Braniss, der Älteste der Runde, ehemals der erste Student an der neugegründeten Universität, griff, gegen den Naturphilosophen Fechner polemisierend, das ganz moderne Thema der Atomtheorie auf. Bernays schloß sich ihm etwas näher an. Braniss war Verfasser einer Geschichte der Philosophie seit Kant, die über Kant nie hinausgedieh, und hatte auch ein eigenes System der Metaphysik aufgestellt; als Oberbegriff herrschte darin, für die Nachwirkung jüdischer Gedanken auch bei dem Täufling bezeichnend, das ‚absolute Tun‘ (– die Studenten pflegten dagegen für ‚absolutes Nichtstun‘ zu polemisieren). Eine leichte Rednergabe verführte den Mann dazu, in populären Vortragsfolgen, die man ihm immer wieder abdrang, mehr für den Augenblick zu improvisieren, als wissenschaftlicher Genauigkeit zuträglich war. Aber eine gedankenreiche Begeisterung für die Würde spekulativer Philosophie behagte Bernays an ihm, ein Nachhall der klassischen Zeit.

Braniss teilte ein Interesse an Schellings Philosophie mit Bernays. Nach dem Tode des Philosophen (1854) hatte dieser an Heyse geschrieben: „Schelling ist nun dahingegangen, wo die Mysteriens Schleier abgerissen werden. Ich hätte viel darum gegeben, wenn ers noch eine Weile et ici bas* hätte weitertreiben können“, und hinzugefügt, Schelling habe gerade beabsichtigt, im Winter zu seiner Tochter nach Breslau zu ziehen. Nun regte er an, Ritschl möge in den nächsten Ferien die aus Schellings Nachlaß erschienenen Vorlesungen über die Philosophie der Mythologie lesen, die ihm, Bernays, ‚die Zeit über viel zu denken gegeben hätten‘, und zitierte dazu die Äußerung von Braniss, Schelling

* Auch hier hienieden.

werde „durch dieses Buch über kurz oder lang eine grandiose Auferstehung feiern“. Er selbst urteilte, die Form der Vorlesung trete als Mittel philosophischer Darstellung in einer künstlerischen Vollendung auf, „die sie gewiß als allseitiges Äquivalent der λόγοι Σωκρατικοί** mit Einem Schlag in die Literatur einführt“⁸⁵.

Sechs Menschen gestand Bernays einmal⁸⁶, sich zum Umgang immer gewünscht zu haben: „den Juden Jesus, Cäsar, Spinoza, Lessing, Plato und Aristoteles: drei reinmenschliche, drei wissenschaftliche Leitwesen oder, will man Persönlichkeiten auf Eigenschaften zurückführen, Menschenliebe, Herrscherkraft und amor Dei intellectualis; Scharfsinn und mutige geistige Redlichkeit, endlich das antike Zwiegestirn ‚lauterer Vergeistigung‘ und ‚rück-sichtsvoller Vermenschlichung‘.“

Über Aristoteles und die Katharsis in der Tragödie

Der Vortrag, den er vor den Breslauer Professoren hielt⁸⁷, beschwor die Schatten gleich dreier seiner Lieblingsgeister zu Teilnehmern der Runde: Aristoteles, Plato und Lessing. Er handelte von jener berühmten Stelle der aristotelischen Poetik, die der Tragödie die ‚Reinigung von Furcht und Mitleid‘ als Bestimmung und Aufgabe zudenkt – eine Stelle, die auch für das moderne Theater grundlegend wurde, seitdem Lessing sie in der ‚Hamburgischen Dramaturgie‘ zur Waffe gegen die klassischen französischen Dramatiker schlifft und als Winkelmaß werkgerechten Baues an neue Dramen hielt. Bernays fand nun an sehr abgelegenen Stellen – in neuplatonischen Schulschriften für und wider die Verwendung ägyptischer Magie, erhalten teilweise nur in der Streitschrift eines späteren christlichen Bischofs, der sich jene Diskussionen zum Kampf gegen den Neuplatonismus zunutze machte – drei Zitate aus den verlorenen Teilen der aristotelischen Poetik. Sie bewiesen, daß das entscheidende Wort ‚Katharsis‘ nicht, wie Lessing (unter Goethes Widerspruch) glaubte, im Sinne einer ‚moralischen Verbesserung der Leidenschaften‘ zu deuten, sondern ein der Medizin entstammender Ausdruck sei. Denn Aristoteles verglich die Wirkung der Tragödie mit jener ärztlichen Kur, womit man im Altertum Verzückte heilte: indem man ihnen Lieder vorspielte, die sonst ruhige Menschen zu besessenem Taumel aufpeitschten. Und diese Kur stammte, wie er zeigte, aus den orgiastischen Dionysoskulten, die solch ekstatische Verzückungen in ihren Anhängern hervorriefen. Der Instinkt für das Wirken des Körperlichen auf Geist und Gemüt hatte Bernays zu dem Resultat geführt, lange bevor er die Beweise dafür in Händen hielt.

** Sokratischen Argumentation.

⁸⁵ 20. 5. 56 Rit.

⁸⁶ AE (1851/52).

⁸⁷ Katharsis-Arbeit: 20. 1. 57 Rit ‚meine alten Ketzereien über die tragische Katharsis bei Aristoteles‘; 16. 6. 52 Hey.

Die Tragödie sollte also die ‚Entladung‘ des Erschauerns in Furcht und Mitleid bewirken, indem sie diese Leidenschaften durch ihre Darstellung im Zuschauer aufs höchste trieb. Bernays legte dar, inwiefern in den verlorenen Teilen der Poetik Aristoteles gegen seinen Lehrer Platon polemisiert haben werde: der Meister der Ideenlehre verwirft die Leidenschaften, die dem Realisten, richtig angewandt, ‚Waffen der Tugend‘ sind. Die ganze aristotelische Lehre von den Aufgaben der tragischen Dichtung zusammenfassend, hob er deren ‚weitsinnige, mit antiker wie moderner Poesie befreundete Universalität‘ hervor. Weil die Katharsis keine ‚moralische Besserung‘ bedeutet, sind wir jeder ‚folternden Moralkatechese‘ enthoben, die Lessings Nachfolger mit antiken wie modernen Dichtern anstellten, ‚mit der gewaltigen Muse des Äschylus, welche alle derartige Moral überragt, mit der milden des Sophokles, welche alle derartige Moral übersieht, und mit der leidenschaftlichen des Euripides, welche alle derartige Moral übertäubt‘. Gerade den Euripides hatte Aristoteles den tragischsten unter den Dichtern genannt, in dessen Stücken am wenigsten sittlicher oder künstlerischer Friede zu finden ist, dafür aber die mächtigsten Leidenschaften: „eine Wollust des Zerreißen und der Zerrissenheit, eine ekstatische Verzweiflung, ein aus allen Tiefen des Verstandes und des Herzens aufstöhnendes Mitleid mit der zusammenbrechenden alten Welt und eine im Schauer schwelgende Furcht vor dem Eintritt der herannahenden neuen Zeit“. Weder moralische Besserung noch intellektuelle Aufklärung also suchte Aristoteles in der Tragödie; diese Aufgaben wies er der Religion und der Philosophie zu. Die Tragödie aber solle, so faßte der Vortrag zusammen, „dem Menschen sein Verhältnis zum All so darstellen, daß die von dort her auf ihn drückende Empfindung, unter deren Wucht die Menge dumpf dahinwandelt, während die edlern Gemüter sich gegen dieselbe eben an Religion und Philosophie aufzurichten streben, für Augenblicke in lustvolles Schaudern ausbreche. Einem solchen ekstatischen Aufwallen kann der Philosoph eine dauernd bessernde Kraft nicht beilegen, aber er hält es doch für moralisch unverwerflich; denn, von dem dichterischen Superlativ abgesehen, würde er Goethe beigestimmt haben: ‚Im Erstarren such ich nicht mein Heil, das Schaudern ist der Menschheit bestes Teil‘.“

Zum Schluß des Winters stellte Bernays zwar fest, er sehe immer deutlicher, daß die Ressourcengemütlichkeit⁸⁸, zumal die schlesische, seine Sache nicht sei und er sich an seine alten Ressourcen halten müsse, an das Grübeln und vielartiges Arbeiten. Aber er gab die Teilnahme an dem Kreis doch nicht ganz auf. Man beschloß, die Vorträge als ‚Abhandlungen der Historisch-Philosophischen Gesellschaft in Breslau‘⁸⁹ zusammen zu veröffentlichen und widmete den Band dem Prinzen von Preußen, der eben die Stellvertretung des kranken Königs übernommen hatte. In einer Rede zu Brieg sagte er, die Zeit sei für immer vorüber, wo die Regierung jeden anders als sie Gesinnten

⁸⁸ Ressourcengemütlichkeit: 24. 3. 57 Rit.

⁸⁹ Historisch-Philosophische Gesellschaft: B. war ihr Sekretär, 12. 10. 79 Hertz.

für einen Schlechtgesinnten hielt. Einer seiner ersten Erlasse sprach Mommsens Berufung nach Berlin⁹⁰ aus: die Quarantäne war zu Ende. Die Gesellschaft, durch Mommsens Übersiedlung ihres natürlichen Mittelpunkts beraubt, löste sich auf.

Die endgültige Übernahme der Regentschaft durch den Prinzen von Preußen im Oktober 1858 machte den Umschwung sichtbar. Man sprach von einer ‚liberalen Aera‘, obwohl mehr die Stimmung wechselte als die Leitung. Doch auch die Opposition, durch die Abwanderung von Hunderttausenden nach Amerika geschwächt, durch die zehn Jahre Reaktion zermürbt, war nicht mehr für hitziges Vorgehen. ‚Nur nicht drängeln‘, sagte der Berliner Volkswitz zur Lage.

Weitere Berufungspläne

Der neue Kultusminister war Herr v. Bethmann-Hollweg, der ehemalige Bonner Kurator, ein alter Freund Bunsens. Schon in den ersten Wochen des neuen Regimes schrieb Mommsen⁹¹ an Bunsen, den er nur flüchtig kannte: nun, wo ein freilich noch sehr bescheidener Anfang zum Besseren gemacht sei, könne man ‚doch wohl wieder an Eines und das Andere denken, was bislang polizeiwidrig war‘: die Anstellung von Bernays. Vielleicht sei sie jetzt am ehesten durchzusetzen –: ‚noch sind wenn auch etwas säuerliche Flitterwochen, in denen ein gutes Wort eine bessere Statt finden wird‘. Er schlug ein Komplott vor: wenn Bunsen die Sache bei dem Minister vertreten wolle, werde er, Mommsen, die Herren in Bonn, Jahn, Ritschl, Welcker und Brandis, für den Plan zu gewinnen versuchen. Die Initiative müsse vom Ministerium ausgehen: ‚nur diesem steht es wohl an, nicht aber den Professoren, auszusprechen, daß in Preußen keine Capacität feiern soll‘. Vorsichtig wog Mommsen den Schluß des Briefes ab: „Ew. Exzellenz werden in diesen Zeilen sicherlich nichts erkennen als den Ausdruck einer Hoffnung, die auch Sie teilen, und zu deren Realisierung etwas beizutragen Ihnen wie mir eine Freude sein wird“.

Bunsen tat, was in seiner Macht lag, den Minister für diesen Plan zu gewinnen⁹². Bernays setzte große Hoffnungen darauf. Im Dezember war nach langem Leiden seine Mutter gestorben⁹³; er nahm seine jüngste und Liebblingsschwester, die achtzehnjährige Johanna, zu sich und wollte sie möglichst nicht lange Breslauer Luft atmen lassen. Denn noch dem Wetter⁹⁴ in Breslau mißtraute er: selbst im heißesten Sommer panzerte er sich für seinen täglichen Spaziergang über die Promenade bis zum Artikusschen Milchgarten mit Regenschirm, Überschuhen, Mantel und Ablehnung. Er tat im Seminar seine Pflicht und man schätzte ihn nach Gebühr, doch blieb er eine fremde Erscheinung darin; er mußte darauf verzichten, den alten Traum des Vaters

⁹⁰ Mommsens Berufung: *Stein* 554 f.

⁹¹ Mommsen an Bunsen, 22. 11. 58.

⁹² Bun 6. 12. 58; 8. 1. 59 Rit, 2. 2. 59 Mom.

⁹³ Tod der Mutter: 22. 12. 58 Bun.

⁹⁴ Breslauer Wetter: *Mieses* III, 20.

von einer jüdischen Fakultät noch zu verwirklichen und beschränkte sich auf das, was man von ihm erwartete. Nur einen der Schüler, Jacob Freudenthal, fühlte er innerlich verwandt; in dem ungebärdigen jungen Hermann Cohen witterte er die Auflehnung gegen seine Autorität und behandelte ihn so schlecht, daß dieser vorzeitig das Seminar verließ.

Im Frühjahr nahm auch die Breslauer Fakultät⁹⁵, ohne Kenntnis der Bonner Pläne, ihren alten Vorschlag wieder auf, ja die maßgebenden Männer entschuldigten sich bei Bernays, daß ein Ordinariat noch immer aussichtslos sei. Der Kurator fügte dem Antrag sein Votum bei, es fehle im Augenblick an Mitteln für die Professur; der Minister, durch die Rüstungen gegen die italienische Revolution in seinem Etat beschränkt, lehnte aus dem gleichen Grunde ab.

Die Politik ging wieder in hohen Wellen. Das Beispiel der italienischen Erhebung gegen Österreich entflammte die Kämpfer für deutsche Einheit, die auf den Schlachtfeldern von Magenta und Solferino befestigte Macht Napoleons III. ängstigte sie. Im September 1859 wurde ‚gegen das drohende Übergewicht Frankreichs‘ der Nationalverein begründet. Für den einen Tag des 10. November 1859, an dem Schillers Geburtstag sich zum hundertsten Male jährte, fühlte Deutschland sich als einheitliches Reich. Der rauschende Schwung dieser Dichtersprache trug über den Alltag hinweg; das Bekenntnis zu unkirchlicher Religiosität, ein bürgerliches Selbstbewußtsein gegen den Adel, die Ideale der Bildung und der Humanität konnten erhebende Gefühle und politische Parolen zugleich erwecken. Man bemerkte plötzlich, wie sehr in der Reaktionszeit doch Handel und Industrie gewachsen waren. Liberalismus wurde wieder eine Macht.

Parlamentsdebatte um Bernays

Nun regten auch die Debatten um die Judenemanzipation sich wieder. Die Verfassung von 1849 hatte alle Beschränkungen aufgehoben, die Verwaltungspraxis, unter Berufung auf den christlichen Charakter des Staates, sie fast sämtlich wieder eingeführt. Jetzt stieß man aufs neue mit Petitionen vor, die Juden zur Richterlaufbahn, zur Universitätsprofessur zuzulassen. Der Innenminister war dazu bereit, aber machtlos, da der Justizminister den Zugang zum Referendarexamen sperrte. Bethmann-Hollweg half sich mit feinen Unterscheidungen: die Gymnasien seien betont christlich und Lehrerstellen deshalb für Juden nicht freizugeben, die Universitäten dagegen allgemein wissenschaftlich und der Lehrtätigkeit von Juden offen – falls ihre Statuten es im einzelnen zuließen. ‚Aber meine Herren‘, wandte der Berliner jüdische Abgeordnete Dr. Veit dagegen ein, ‚dieser sittlich-religiöse Geist, der die wissenschaftliche Bildung unserer höheren Unterrichtsanstalten durch-

⁹⁵ Breslauer Fakultät: 22. 4. 59 Hey, 17. 7. 59 Mom, 15. 5., 28. 6. 59 Bun.

wehen soll und in Wahrheit durchweht, dieser Geist stammt doch wohl weniger aus den Unterscheidungslehren der Konfessionen als aus demjenigen, was allen Konfessionen das Gemeinsame und Gleichartige ist. Er sehe deshalb nicht ein, weshalb etwa ein Kenner der klassischen Literatur wie Bernays Plato und Cicero nicht an einem Gymnasium solle lehren dürfen⁹⁶.

Der Minister ging in seiner Antwort nicht auf die Fragestellung, doch auf das Beispiel ein: „Ich kenne einen jüdischen Mann strengster Observanz“, sagte er, „einen selten begabten Philologen und ich darf sagen Philosophen, insofern er sich erfolgreich mit der Geschichte der Philosophie beschäftigt hat, der in rein geistigem Interesse die Mystiker des Mittelalters, ja die Schriften Luthers, ohne Zweifel mit gleich glücklichem Erfolge studiert. Warum würde es unser Gefühl verletzen, wenn dieser Mann christlich-theologische Vorträge hielte?“ – „Es ist eben dieses“, antwortete er sich selbst, „daß niemand etwas lehren soll, was er nicht im innersten Grunde seiner Überzeugung für wahr hält, und insofern sind wir auch berechtigt, Christliches zu verlangen.“

Bernays' Beschäftigung mit christlicher Mystik schloß er nur aus jenem Tauler-Gedicht, das Bernays vor zehn Jahren entdeckt und bei seinen Bonner Freunden hatte kursieren lassen. Daß jüdische Philologen für Lehrstühle der christlichen Theologie nicht in Frage kämen, bewies er bündig; wie es mit philologischen stehe, überging er. Oder vielmehr doch nicht: Berlin und Breslau seien in Preußen die beiden einzigen Universitäten, stellte er nach einem juristischen Gutachten fest, deren Statuten die Anstellung von Juden gestatteten. Berlin schied stillschweigend aus, für Breslau – wo er den Botaniker Cohn nun ohne Gehalt bestätigte – fehlte es an Geld, und Bonn fiel nach seiner Interpretation in die Versenkung: das war für Bernays das Ergebnis dieser Landtagsdebatte.

Bunsens Tod

Bunsen, in dessen Heidelberger Haus Bernays in den letzten vier Jahren regelmäßig die Ferien verlebt hatte, zog nun nach Bonn, dem Cahnschen Bankhaus unmittelbar gegenüber. „Auf dem Vierecksplatz habe ich manche Lebensschicksale erfahren“⁹⁷, erinnerte Bernays sich wehmütig der unvergessenen Liebe. Bevor der alte Gönner, wie es in seiner Absicht lag, Vorlesungen an der Universität halten konnte, starb er im Dezember 1860. Kurz darauf folgte Dahlmann ihm im Tode, und der Märzminister v. Arnim verbrannte gräßlich in entzündeten Spiritusdämpfen, die ihm zur Erleichterung der Wassersucht verordnet waren. Dahlmann und Arnim waren Bernays ferner

⁹⁶ Parlamentsdebatte: Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Landtages – Haus der Abgeordneten, Sitzung vom 24.–25. 4. 60, Berlin 1860, II 851 ff., 859 ff., 878 ff.; 7. 8. 60 Rit, 10. 6. 60 Bun, Bun 15. 8. 60.

⁹⁷ Vierecksplatz: 24. 4. 60 Bun.

gerückt. Zu Bunsens Lebzeiten hatte er, schon um nicht zu tief in den Wirbel dieser uferlosen Arbeiten hineingerissen zu werden, auf Distanz gehalten und, so herzlich und verehrend seine Briefe klangen, dem Älteren nie ganz gezeigt, wie sehr er an ihm hänge. Nun trauerte er tief um ihn. „Erstlich hatte der Mann mich wirklich lieb, persönlich lieb“, schrieb er an Heyse, „und dann war er noch einer aus jenem von Tag zu Tag aussterbenden Geschlecht, das durch seine Teilnahme an der großen Bewegung von 1807 bis 15 über die unleidliche μικροψυχία* der Spätergeborenen hinaufgehoben war. Ich darf nicht hoffen, je wieder mit einem ältern Manne eine solche Verbindung zu schließen, wie ich sie jetzt durch seinen Tod verliere.“⁹⁸ Es war immer noch jenes Stück Ähnlichkeit mit dem eigenen Vater, dessen Verlust ihm schmerzlich war. Von der Familie erbat er sich die Bogen des Bibelwerks zurück, dieses ihm liebsten Zeugnisses der Zusammenarbeit, ließ sie sauber binden und hielt auf dem Vorsatzblatt die Erinnerung an den Gönner fest.

Zwietracht an der Bonner Universität

Bunsen hätte die Berufung nach Bonn vielleicht doch noch erwirkt. Nun ließen die Verhältnisse dort es fast erfreulich erscheinen, daß sie nicht zustande gekommen war⁹⁹. Die Spannung zwischen Welcker und Ritschl glich sich zwar wieder aus, seit Ritschl zu Welckers Jubiläum eine besonders herzliche Glückwunschadresse¹⁰⁰ entwarf und sich um den langsam Erblindenden treulich kümmerte. Doch die Spannung mit Jahn und die Zwietracht unter den beiderseitigen Schülern wuchs mit den Jahren, und nun hatte Ritschl den alten Rückhalt am Ministerium nicht mehr. Der Orientalist Olshausen, Schulzes Nachfolger, war Jahns weitläufiger Verwandter und enger Freund; der neue Bonner Kurator v. Beseler gehörte dem gleichen Kreise an. Ritschl geriet aus einem gleichgültigen Anlaß – es handelte sich um ein paar Räume der Kuratorenwohnung, die er zur Bibliothek hinzugeschlagen hatte – in so schwere Differenzen mit dem Kurator, daß ihm das Bleiben in Bonn verleidet war.

Bernays hatte die Erfahrung gemacht, daß die Parteifärbung preußischer Minister, wenn es sich um die Anstellung von Juden handelte, praktisch ohne Bedeutung war. Nun richtete auch Ritschl den Blick über Preußen hinaus. In Baden hatte der Freiherr v. Roggenbach das konservative Ministerium gestürzt und führte die Ministerpräsidentschaft in entschieden liberalem Sinne; der in Preußen argwöhnisch geduldete Nationalverein hatte eine feste Stütze an ihm. Auf eine vorsichtige Anknüpfung von Bernays – sie hatten sich seit den Bonner Tagen im Kreise der Fürstin von Wied nicht gesehen – antwortete Roggenbach in der herzlichsten Erinnerung mit der Mitteilung, er habe bereits

* Armseligkeit.

⁹⁹ Bonn: Ribbeck, *Ritschl* II 343 ff.

⁹⁸ 15. 12. 60 Hey.

¹⁰⁰ Glückwunschadresse: Schmi 29. 9. 59.

von sich aus die gemeinsame Berufung von Ritschl und Bernays nach Heidelberg in die Wege geleitet¹⁰¹. „Ich für mein Teil“, gab Bernays die erfreuliche Nachricht an Ritschl weiter, „sage natürlich Ja, ohne jedoch mehr zu hoffen, als ein so resignierter Jude wie ich hoffen darf.“ Doch schon die Aussicht begeisterte ihn: „Welch goldene Träume würden in Erfüllung gehen, wenn wir doch noch in diesem ocellus Germaniae* zusammen wirkten!“ Die Bewilligung der nötigen Mittel war – man stand im Juni 1861 – erst im Herbst von der Ständeversammlung zu erwarten, und Ritschl mußte sich sofort entscheiden. Er begnügte sich mit einer halben Genugtuung und blieb in Bonn. Bernays sah voraus, daß die Stellung dort auf die Dauer doch unhaltbar sein werde, und gab einen entsprechenden Wink nach Karlsruhe. Roggenbach ließ ihm sagen, er werde nichts unversucht lassen, Ritschl, der an quälenden Nervenschmerzen litt, tot oder lebendig nach Heidelberg zu bringen und Bernays dazu.

Bernays saß in Breslau, ungerne, doch seiner bürgerlichen Unabhängigkeit froh, und sah gelassen, in ungetrübter Heiterkeit den Welthändeln zu¹⁰². Das wirtschaftliche Leben war mit dem Vordringen des Liberalismus in großem Aufschwung, auch das bürgerliche Gemeingefühl regte sich wieder: die Breslauer Straßen wurden gepflastert, mit Gas beleuchtet, die kleinstädtischen offenen Kellerhalse abgeschafft; die Feuerwehr¹⁰³ allerdings traf bei einem großen Brand erst nach anderthalb Stunden ein und mußte dann untätig bleiben, weil Diebe ihr die Messinggewinde von den Schläuchen geschnitten hatten, und der Nachtwächter zog noch mit Horn und Stab durch die Straßen, nur ließ er, weil nicht mehr zeitgemäß, die Erwähnung Gottes im Stundenrufe fort. Man sah den Fortschritt mit eigenen Augen. Niemand wurde des eifrigen Treibens recht froh. Man wußte nicht recht, was einem fehlte, und sprach von einer Übergangszeit.

Der Geist einer neuen Generation

Es war kein Zufall, daß die Reihen der Generation von 1813 sich lichteten. Ein neuer Geist war am Werke: die Religion der Arbeit löste die Religion der Bildung ab, an die Stelle klassischen Formenmaßes und romantischer Gedankenfülle trat die nüchterne Kraft realistischen Sehens. Noch 1848 hatte man aus Ideen das Leben zu gestalten versucht; es war mißlungen. Jetzt kam die Generation zum Zug, die damals enttäuscht in die Praxis floh. Noch glaubte man der Idee zu dienen, wenn man den Fortschritt förderte. Doch Fortschritt hieß Trennung der Gebiete, Idee Ineinssehen des Ganzen. Der

* Etwa: Augenlicht Deutschlands.

¹⁰¹ Ritschl: 28. 9. 62 Bran; 2., 11., 19., 24. 6., 21., 26., 31. 7., 7., 25. 8., 22. 12. 61 Rit.

¹⁰² Breslau: 5. 11. 57 Rit, 8. 12. 57 Bran.

¹⁰³ Feuerwehr: *Stein* 560, 573.

Fortschritt verfeinerte Werkzeuge und Methoden, spezialisierte die Kräfte, verlangte ein Denken, das sich nicht von der Idee, sondern vom Stoff her orientierte. So wurde der Umfang des Wissens reicher, der Gehalt an Geist dünner, und die Idee rückte aus ihrem Platz mitten in der Wirklichkeit an die unerreichbaren Sterne des Himmels hinauf. In dem Maße, wie man für das Wahre, das Schöne, das Gute kämpfte, nahmen Wahrheit, Schönheit, Güte in der Welt ab. Der Geist, der so hoffnungsvoll mit der Tatsache der Macht gekämpft, kapitulierte vor der Macht der Tatsachen.

Man gestand es sich nicht ein, erfand mächtige Gußeisenkonstruktionen für Bahnhöfe und stattete sie mit der Fassade gotischer Dome aus; die Damen täuschten nach der Diktatur französischer Mode mit Krinoline und *culs de Paris* massigen Leibesumfang vor, und nach einem englischen Rezept deckte man die immer drängendere soziale Frage mit Wohltätigkeit und Schweigen zu. Je weniger innere Form die Zeit aufbrachte, desto mehr schützte und versteifte sie die äußere. Bernays erfuhr es an dem riesigen Aufsehen¹⁰⁴ der ‚Katharsis‘-Arbeit, mit der er die Behauptung von einer ‚moralischen Aufgabe‘ des Theaters, eine der gehätschelten idealistischen Phrasen, in den Winkel verwies. Das Buch hatte ihn weit über die Fachwelt hinaus, der es an Bedeutung kaum hinter F. A. Wolfs *Prolegomena* oder Niebuhrs *Römischer Geschichte* zurückzustehen schien, in dem weiteren Kreise der Gebildeten berühmt gemacht. Das bürgerlich-humanistische Publikum jedoch, ein Bild strahlender olympischer Klassizität verehrend, wollte die Nachtseite der griechischen Kultur in den orgiastischen Erscheinungen des Dionysoskultes lieber verharmlost, wenn nicht verdrängt, als ins Bewußtsein gerufen haben. Siebzig Broschüren erschienen über das Thema, und einer der Eingebildetsten auf den ästhetischen Richterthronen der Zeit, Adolf Stahr, tat sich zur Verteidigung der Moral als Grundlage tragischer Wirkung mit Lassalle zusammen – das erste und einzige Mal, daß Bernays in der Polemik kurz und bissig wurde.

Der äußere Umfang der Bildung sank nicht ab, eher stieg er noch; nur die innere Teilnahme und damit die Tiefe gingen rasch zurück. Bernays klagte über die Spezialisierung und die Isolierung der Gebiete, ärgerte sich für die Würde der Philologie über die Kleinigkeitskrämerei¹⁰⁵, mit der man auf einem Philologenkongreß über die Frage verhandelte, ob Vergil oder Virgil der Name des römischen Dichters sei. Der Kern des Übels saß tiefer. Als Bunsens Lehrer und Freund Niebuhr seine ‚*Römische Geschichte*‘ schrieb, stellte er sie philosophisch dar, ein Gebilde aus Ideen, die ein einziges Mal in

¹⁰⁴ Katharsis-Buch: *L. Cooper* und *A. Gudeman*, *A Bibliography of the Poetics of Aristotle*, New Haven 1928, verzeichnen bis dahin über 150 Titel zur Katharsisfrage (ferner: *L. Kayser*, *Jahns Jb. f. Philol.* 77 (1858) 472–476); Nachträge: *M. T. Herrick*, *Am. J. Philol.* 52 (1931) 168–174; *G. F. Else*, *Class. Weekly* 48 (1954/55) 73–82); vgl. *K. Gründer*, ‚Jacob Bernays und der Streit um die Katharsis‘, *Epirrhosis*, Festgabe für Karl Schmitt, Berlin 1968, 495–528.

¹⁰⁵ Kleinigkeitskrämerei: 16. 9. 63 Isler.

der Weltgeschichte Gestalt gewannen und nun für alle Ewigkeit Vorbild blieben. Seit Jahrhunderten war Cicero an allen höheren Schulen als Muster heroischer Bürgertugend und als Gipfel klassischen Lateins in den Mittelpunkt des Unterrichts gestellt; die Verherrlichung der römischen Republik störte auch die absolutesten Monarchen nicht. Nun kam Mommsen und zeigte die Geschichte des Römerreichs, wie sie in Wirklichkeit war, verglich einen Konsul mit einem Bürgermeister, den Senat mit einem zeitgenössischen Parlament, und Cicero wurde zu einem mittelmäßigen Politiker und wenig vorbildlichen Stilisten degradiert¹⁰⁶. Freilich traten die Tatsachen schärfer hervor, wenn man mit den Ideen auch den Nimbus des Altertums wegnahm. Mommsens große Darstellung ließ das strenge Ethos der Wahrheit und der Wahrhaftigkeit spüren und ersetzte damit mehr, als sie niederriß. Und doch folgte Ritschl einem richtigeren Instinkt, wenn er mit Ciceros Bedeutung auch die Geltung der Philologie verteidigte, als Bernays, der in dem geistreichen Abbé Galiani des 18. Jahrhunderts einen Vorgänger von Mommsens Verurteilung Ciceros aufstößerte. Es war nicht das gleiche: die Ironie des Spötters ließ ruhig weiter bestehen, was Mommsens wuchtiger Angriff vom Tische fegte. Ketzerische Gymnasiasten legten sich nun nicht mehr die Frage vor, ob Ciceros Stil etwas besser oder etwas schlechter sei, sondern lasen lieber gleich englische Parlamentsberichte, wenn zwischen dem Senat und einem modernen Parlament kein wirklicher Unterschied war. Kam es nur auf die Erforschung von Tatsachen und ihrer Verknüpfung, nur auf Bilder und nicht auf Vorbilder an, dann war eine mexikanische oder hettitische Geschichte so wichtig wie die griechische oder römische, und die Philologie nicht *die* Wissenschaft der Bildung, sondern nur eine unter vielen.

... die Bibel mit der griechisch-römischen Bildung zu vereinen

Mit einem Wink über die ‚Befangenheit, welche einem richtigen Urteil über Schulautoren im Wege zu sein pflegt‘, nahm Bernays Partei für die Freiheit der Forschung gegen die Versteifung der Tradition, obwohl auch er Mommsens Angriff zu weit getrieben fand. Doch in dem gleichen Satz, der jenen Wink enthielt, verwahrte er sich gegen die drohende Richtungslosigkeit der Bildung durch ein offenes Bekenntnis zu der „großen, dem Menschengeschlecht aufgegebenen Arbeit, die Bibel mit der griechisch-römischen Bildung zu vereinen“. Noch nie hatte er das innerste Anliegen seiner Arbeit so unverhüllt in die Öffentlichkeit gestellt, und es machte ihm doppelten Eindruck, daß einer seiner Freunde sofort gegen eine solche ‚Mesalliance‘¹⁰⁷ zwischen Bibel

¹⁰⁶ Ciceros Bedeutung: 12. 10. 62 Mom, 12. 10. 62 Mül.

¹⁰⁷ ‚Mesalliance‘: 23. 4. 76 Cur; der Brief selbst ist nicht erhalten geblieben, und der Schreiber war bisher nicht zu ermitteln.

und Antike Einspruch erhob, während die Zustimmung der andern keine Worte fand.

Die Arbeit, die jenen gewichtigen Schlußsatz enthielt, verband wie ein Regenbogen auch in sich selbst jene beiden Kulturbereiche – beide in der Krise des Untergangs. Die Chronik des Sulpicius Severus, von der das Buch handelte, stammte aus jener Zeit, da der untergehende Geist der Antike der aufkommenden Macht des Christentums noch einen weltgeschichtlichen Augenblick lang die Waage zu halten schien. Die römischen Kaiser waren schon Christen und führten noch den heidnischen Priestertitel des Pontifex Maximus, verlangten noch göttliche Anbetung für sich. Das römische Reich bedeutete nicht mehr den Frieden: die Stürme der Völkerwanderung hatten begonnen. Aber in Aquitanien, wo der Verfasser jener Chronik lebte, stand griechische Bildung noch auf einem Höhepunkt: Abkömmlinge alter Druidengeschlechter strebten nach dem Eichenkranz des kapitolinischen Redners, und gleichzeitig tat der Bischof Martin v. Tours, nachmals als der Heilige mit dem geteilten Mantel in die Legende eingegangen, seine Wunder. Auf die Gebildeten machten die Wunder keinen Eindruck, und die Bibelübersetzungen waren in zu schlechtem Latein geschrieben, als daß sie sie gelesen hätten; lieber wandten sie sich gnostischen Sekten zu. Sie waren dialektisch den Rechtgläubigen weit überlegen und ‚am vielen Lesen‘ zu erkennen. Ihr Haupt, ein Bischof Priscillian, wurde wegen Zauberei verurteilt und hingerichtet, und später jedenfalls galt dieser Prozeß als der erste in der langen Reihe ähnlicher, worin man über geistliche und geistige Fragen mit Hängen, Rädern und Brennen entschied. Für diese ungläubigen Gebildeten nun, stellte Bernays fest, schrieb Sulpicius Severus, ein Mann aus der Umgebung des hl. Martin, seine Chronik der Weltgeschichte: die erzählenden Teile der Bibel in dem eleganten Latein des Sallust und Tacitus, die Gebote in der straffen Sprache des römischen Rechts.

Eine Einzelheit daraus schien besonders merkwürdig. Sulpicius Severus stellte die Belagerung Jerusalems unter Titus völlig abweichend von der üblichen Tradition dar: Titus selbst, erzählt der Chronist, habe in dem entscheidenden Kriegsrat den Ausschlag für die Zerstörung des Tempels gegeben – sei erst diese gemeinsame Wurzel des jüdischen und christlichen Glaubens beseitigt, so werde auch der Stamm von selbst zugrunde gehen. Josephus, dem wir als einzigem sonst einen Bericht über das Ereignis verdanken, schreibt den Brand einem unglücklichen Zufall, seinem Gönner Titus aber den Wunsch der Erhaltung des Tempels zu. Bernays wies nach, daß dieser erst in seiner späteren Regierungszeit Wert auf den Ruf der Milde legte; in seinen Anfängen durfte ein Hofpoet ihn darstellen, wie er an der Spitze der stürmenden Truppen selbst den Brandpfeil schleudert. Als Quelle jener späten, aber unzensierten Version ergaben sich die verlorenen Historien des Tacitus, ja Bernays konnte noch dessen Gewährsmann in einem der sechs Teilnehmer an jenem Kriegsrat namhaft machen und die Überlieferung damit bis unter die

Mauern des belagerten Jerusalem zurückverfolgen. So spannte der Bogen sich von der Bildungskrise des 19. Jahrhunderts über das Aquitanien des fünften bis zum Judäa des Jahres 70.

Heinrich v. Sybel¹⁰⁸ fand in der Abhandlung ‚eine seltene Verbindung philologischer Gelehrsamkeit mit ästhetischem und historischem Sinne, die nichts mehr zu wünschen übrig läßt als die Anwendung eines solchen Talents auf einen großen geschichtlichen Gegenstand‘. Franz Bücheler und Alfred v. Gutschmid urteilten ähnlich anerkennend, während Ewald Titus' Rolle bei der Zerstörung Jerusalems in Zweifel zog. Abraham Geiger, der wissenschaftliche Führer des Reformjudentums, würdigte die drei Seminarprogramme von Bernays in einer freundlichen und kritischen Sammelbesprechung seiner ‚Jüdischen Zeitschrift für Wissenschaft und Leben‘. Isler in Hamburg, Bernays' ehemaliger Lehrer, nun an der Hamburger Stadtbibliothek tätig, meinte, von Rechts wegen müsse anlässlich des Breslauer Universitätsjubiläums die theologische Fakultät den jüdischen Kollegen für seine Verdienste um die Erforschung der christlichen Ketzergeschichte zum Ehrendoktor machen¹⁰⁹. Das 50jährige Bestehen der Breslauer Universität¹¹⁰ wurde im August 1861 mit großem Gepränge begangen. Braniss als Rektor feierte beredt die Würde der Wissenschaft und betonte die Aufgabe der Philosophie, dem Leben die Richtung zu weisen. Ein Ehrendoktorat verlieh zwar nicht die theologische Fakultät an Bernays, wohl aber die medizinische an Charles Darwin für seine ‚Entstehung der Arten aus natürlicher Zuchtwahl‘, ein Buch, das, nicht ganz übereinstimmend mit der guten Meinung des Festredners, den Lebenskampf in seiner härtesten und rücksichtslosesten, durch keine Philosophie oder Ethik beschränkten biologischen Form zur Leitidee des Lebens machte. Das Buch kam den innersten Instinkten einer jüngeren Generation entgegen: „Dieses neue Geschlecht will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren; wir, die Alten, beugten uns demütig vor dem Unsichtbaren ... und waren doch vielleicht glücklicher als jene harten Gladiatoren, die so stolz dem Kampftode entgegengehen“, hatte schon Jahre zuvor Heine über Lassalle gesagt¹¹¹.

Die Geisteswissenschaften, die so lange die Fortschritte der Naturwissenschaften, der Technik und der Industrie samt den Änderungen des öffentlichen Bewußtseins vornehm übersehen hatten, sahen sich plötzlich selbst übergangen: der Körper wuchs rascher als der Geist.

¹⁰⁸ Sulpicius Severus Besprechungen: Saturday Evening Post, 12. 1. 61; *H. v. Sybel*, *Histor. Zschr.* (München 1861) 178 f.; *Franz Bücheler*, *Lit. Centralbl. f. Dtschld.*, 19. 10. 61, No. 42, Sp. 680 f. (v. Sybel und Bücheler erzählten B. selbst, daß sie die Verfasser seien); *A. v. Gutschmid*, *Jb. f. class. Philol.* 9 (Leipzig 1863) 710–714; *J. P. Mossar*, *Mtsschr. f. d. Wiss. d. Jts.* 10 (1861) 152–155; *Magazin f. d. Lit. d. Auslandes* 59 (1861) 213 f.; *Ewald*, *Nachr. d. Gött. Univ.* 1861, 252–260; *Abraham Geiger*, *J. Zschr. f. Wiss. und Leben* 4 (1866) 59–63.

¹⁰⁹ Isler 4. 8. 61.

¹¹⁰ Breslauer Universitätsjubiläum: *Festschrift I* 203 ff.

¹¹¹ Heine über Lassalle: Brief an Varnhagen von Ense, 3. 1. 1846, *Briefe*, hrsg. *F. Hirth*, München und Berlin 1914, 3, 36.

Analyse des Zeitgeistes

Als Max Müller sich über die Geistlosigkeit des englischen Lebens beklagte und nach Deutschland zurücksehnte, schrieb Bernays zurück, viel Geist sei auch im deutschen Leben jetzt nicht zu finden: die gebildeten Klassen in ganz Europa seien augenblicklich zu sehr von den praktischen Kulturaufgaben in Beschlag genommen, als daß sie viel Zeit für geistige und religiöse Fragen erübrigen könnten; die Atmosphäre der niederen Stände sehe er dagegen allerorten ‚mit bösen Dünsten des düstersten Wahns geschwängert‘. „Die Rückschritte auf geistigem Gebiet“ schloß die Diagnose, „sind viel rascher als die unleugbaren Fortschritte auf materiellem, worunter ich eine freilich oft nur schleichende aber doch stetige Entwicklung der Industrie meine und eine Steigerung der äußeren Wohltätigkeit. Auf eigentlich politischem Gebiet sehe ich weder Fortschritt noch Rückschritt, sondern die seit lange herkömmliche Pendelbewegung.“¹¹²

Der Heidelberger Plan schief wieder ein, da Ritschl in Bonn blieb¹¹³. Breslau setzte Bernays immer wieder auf die Vorschlagsliste¹¹⁴, ohne je damit durchzudringen. Auch Mommsens Absicht¹¹⁵, den Freund in einer Professur für alte Geschichte unterzubringen, mißlang. In Hamburg war Gabriel Riesser endlich, als erster Jude in Deutschland, Richter geworden. Fast gleichzeitig forderte Moses Hess in seiner Flugschrift ‚Rom und Jerusalem‘, die unlösbare Judenfrage durch Wiederbesiedlung Palästinas zu lösen. Die allgemeine Stimmung, trotz aller Hindernisse und Rückschläge hoffnungsvoll, nahm den Warnruf nicht ernst; nur das Gefühl der Krise blieb.

Bernays lebte unscheinbar und vergnügt in Gesellschaft seiner Schwester, des ersten weiblichen Wesens, in dessen dauernder Gegenwart er sich wohlfühlte¹¹⁶. Er gab ihr lateinische Stunden, las Ovid und Cicero mit ihr und freute sich, wenn sie über den piscis dependens ulmo* hell auflachte, ‚dresierte‘ sie zum Bücherholen und mußte sich seufzend ihr zuliebe auch in Gesellschaften fügen, obwohl er jeden neuen Berührungspunkt mit Breslau als

* An der Ulme hängenden Fisch.

¹¹² 4. 1., 25. 12. 62 Mül.

¹¹³ Heidelberger Plan: 28. 9. 62 Bran.

¹¹⁴ Breslau Vorschlagsliste: *Kaufmann*, Festschr. II 394 f.; Einblick in eine Eingabe von B. an Olshausen nach Ablehnung des Fakultätsantrages von 1862, worin er „diesem seine bisherigen Schicksale als preußischer Universitätsdozent auseinandersetzt, bescheidenlich auf seine Leistungen und seine Stellung in der wissenschaftlichen Welt hinwies und die Hoffnung ausdrückte, man werde seiner mosaischen Confession wegen ihn doch nicht von dem Berufe ausschließen wollen, für welchen er gemacht zu sein glaube“ (Schaarschmidt 71), wurde 1935 und 1936 ‚aus grundsätzlichen Erwägungen‘ abgelehnt. Nach Auskunft des Deutschen Zentralarchivs, Merseburg, war das Dokument im Januar 1972 nicht mehr unter den Akten der Breslauer Fakultät zu finden.

¹¹⁵ Mom 8. 4. 63.

¹¹⁶ Schwester: 27. 1. 59 Hey; 16. 2., 8. 5. 60 Isler; 21. 4. 59 Rit, 10. 3. 59 Hey.

einen neuen Abstoßungspunkt empfand. Vorlesungen und Seminar liefen problemlos weiter. Für wissenschaftliche Arbeiten¹¹⁷ aber blieben kaum zwei Stunden täglich übrig; die Geschichte der Philologie, die Übersetzung der aristotelischen Politik, eine kaum begonnene, groß angelegte Darstellung des geliebten Gibbon blieben liegen. Dafür breiteten die Beziehungen zu den Freunden¹¹⁸ sich immer weiter aus. Bernays empfahl dem gichtkranken Ritschl die lustigen Teile aus Luthers Tischgesprächen oder die politischen Schriften des österreichischen Publizisten Friedrich von Gentz, Heyse die indischen Übersetzungen Max Müllers, las immer neue Korrekturen von Curtius' Griechischer Geschichte mit und fand für Heyse Stoffe zu Gedichten bei Plinius, in der Geschichte der Rosenkreuzer und Illuminaten, für Ritschl Anregungen¹¹⁹ zu Preisaufgaben und Dissertationen, manchmal in ganzen Listen; aus einer von ihnen, dem Vorschlag einer Sammlung lateinischer Kirchenschriftsteller¹²⁰, wurde ein großes Unternehmen der Wiener Akademie. Im Rheinischen Museum spielte er ‚Gelehrtenpolizei‘. Brandis wünschte seine Mitarbeit – unter offener Namensnennung – an seiner ‚Geschichte der griechischen Philosophie‘, doch dazu reichte die Arbeitszeit nicht aus¹²¹. Mit der aufmerksamsten Hingabe zu lesen, wurde Bernays nie zuviel, ob es nun Heyses preisgekrönter ‚Raub der Sabinerinnen‘ und ein Schock Novellen, Mommsens großes Münzwerk, Ritschls Plautusbände oder des innig verehrten, langsam erblindenden Welcker ‚Mythologie der Griechen‘ war, von dem Mommsen sagte: ‚Die Götter erhalten ihm die Jugend, damit er ihre Biographien schreibe‘¹²². Immer wieder bekam er zu hören, gerade worauf es den Freunden besonders ankam, habe er und fast nur er richtig herausgefunden¹²³. Für Funde, die ihn freuten, konnte er sehr dankbar sein: wenn er eine neue Entdeckung Mommsens in seine Sammelhefte eintrug, ‚malte‘ er dessen Namen mit roter Tinte dazu, ‚aus Mangel einer goldenen‘¹²⁴.

*Zwischen Ritschl und Mommsen*¹²⁵

Weniger angenehm war es, sich zwischen Ritschl und Mommsen zu finden. Erst hatten die Damen sich gegenseitig gründlich mißfallen, dann kamen die beiden Professoren selbst über den ersten Band des Inschriftenwerks in Streit.

¹¹⁷ Wissenschaftliche Arbeiten: 26. 1. 61 Hey.

¹¹⁸ 12. 2. 55, 1. 5. 59 Rit, 15. 2. 60, etc. Cur.

¹¹⁹ Anregungen: 9. 9. 56, 8. 4., 12. 7. 58, 11. 3., 24. 4. 59, 25. 8. 61 Rit; *Ribbecke*, Ritschl II 259.

¹²⁰ Lateinische Kirchenschriftsteller: Plan vom 28. 12. 62, *Ribbecke*, Ritschl II 289.

¹²¹ 14. 7. 63 Bran.

¹²² Mommsen über Welcker: *Kekulé* 327.

¹²³ Guter Hörer: Mom 30. 10. 74, Cur 16. 6. 61, Schmi 24. 6. 57, *M. Lazarus*, Lebenserinnerungen, hrsg. *N. Lazarus* und *A. Leicht*, Berlin 1906, 388.

¹²⁴ Dankbarkeit: 3. 3. 60 Mom.

¹²⁵ 5. 4. 69 Rit; Mom 8. 1., 13. 3. 63; 10. 1., 14. 3. 63 Mom.

Ritschl war von Natur ein Kampfhahn und durch seine Gicht nicht umgänglicher geworden. Mommsen wurde böse, als Bernays den Lehrer nicht nur gegen den ungerechten Verdacht der Geldgier in Schutz nahm und gegen den begründeteren der Herrschsucht verteidigte, sondern gar andeutete, die in Berlin seit Lachmann traditionelle Gegnerschaft gegen Bonn habe auf ihn abgefärbt; er fühlte sich in Berlin nichts weniger als zu Hause und suchte fortzukommen, seitdem Bismarcks Verfassungskonflikt um die Militärvorlage, in dem auch Georg v. Bunsen sich die parlamentarischen Sporen verdiente, ihm die politische Arbeit verleidete. Mommsen war leichter zu besänftigen als Ritschl. Bernays lehnte das gefährliche Amt, durch eine Besprechung des Inschriftenbandes, der das Streitobjekt bildete, eine Art Schiedsrichter zu werden, trotzdem vorsichtig ab: wenn er die beiden gleich herrischen und dabei so unähnlichen Männer auch nicht zusammenbringen konnte, wollte er es mit zwei so alten und guten Freunden wenigstens nicht gleichzeitig verderben.

Die Dialoge des Aristoteles

Im März 1863 erschien sein Buch über die Dialoge des Aristoteles. Die Poetik hatte Bernays durch zwei eindrucksvolle Arbeiten aufgehellert; die Politik lag halb übersetzt, ganz bewältigt, unveröffentlicht im Pult. Das neue Werk unternahm es, der geistigen Gestalt des Stagiriten eine ganz neue Seite abzugewinnen. Seit dem Altertum schlug man sich mit der Frage herum, was eigentlich die ‚exoterischen‘ Lehren seien, von denen die Überlieferung sprach. Bernays wies nach, daß die spätere Schultradition darunter die populär geschriebenen Jugendwerke verstand, Dialoge nach dem Vorbild der platonischen, die Aristoteles bei der Mitwelt den Ruf eines wirkungsvollen Schriftstellers eintrugen, während die Nachwelt ihn nur als den wortkargen strengen Denker der späteren Schulschriften in Erinnerung behielt. Mit dem feinsten Spürsinn fand Bernays bei den Neuplatonikern, bei Cicero, in späten Kirchenschriftstellern, ja, dem Feinhörigen am veränderten Ton der Rede kenntlich, in Aristoteles' eigenen erhaltenen Schriften Bruchstücke aus jenen Dialogen, versuchte ihren Platz innerhalb der einzelnen Dialoge und damit deren Inhalt methodisch zu bestimmen, endlich aber hinter der scheinbaren Denkmachine den Menschen, in dem scheinbar starren System wenigstens Ansätze einer Entwicklung zu zeigen, wenn er auch noch glaubte, selbst in diesen frühen Werken eine durchgehende Polemik gegen Plato annehmen zu müssen.

Das Buch zündete weit über den Kreis der engsten Fachgenossen hinaus. Mommsen zwar dankte mit seinem trockenen Humor, es habe ihm zum Lesen nicht an gutem Willen gefehlt, aber bisher an der Möglichkeit – ‚vielleicht macht es sich, wenn wir nächstens abgesetzt werden‘¹²⁶. Emil Hübner¹²⁷, ein

¹²⁶ Mom 9. 7. 63, Rit 3. 7. 63, Wel 1. 7. 63, Cur 19. 7. 63, Mül 15. 8. 63, Bran 14. 7. 63.

¹²⁷ Hübner 22. 7. 63; vgl. *B. L. G[ildersleeve]*, *J. Am. Philol.* 22, 1 (1901) 113 f.

Freund noch aus Bonner Tagen und nun Mommsens Haupthelfer am Inschriftenwerk, drückte den Dank durch ein paar Flaschen Portwein aus, und Heyses Freund Otto Ribbeck, ehemals in Bonn selbst Bernays' Schüler, hatte ,vor den gestrengen Augen des Breslauer Kritikers eine solche – heilige Scheu oder wie mans nennen will', daß er gar nicht zu danken wagte. Doch Welcker¹²⁸ ließ sich das Buch sofort vorlesen und fühlte sich an ,eine verschüttete Stadt in ihren aufgegrabenen Überresten' erinnert: ,die durch Scharfsinn gewonnenen Resultate gewinnen einen eignen Reiz durch die behagliche Sicherheit und durch die Reife der Ausführung, welche letztere man herausfühlt, wie man sie gern schmeckt in einer edlen Frucht'. Max Müller¹²⁹ fand es unbegreiflich, wieso die so einfach scheinende Entdeckung solange verborgen geblieben und soviel Falsches dafür eingedrungen sei, und schwor den ,Staubmachern und Schwindelbauleuten' in seinem eigenen Fach doppelt unnachsichtige Strenge. Brandis, der einzige eigentliche Kenner des Aristoteles unter den Freunden und ein namhafter Forscher, schrieb mit entsagungsvoller Bescheidenheit, eigentlich müsse er sich schämen, nicht selbst auf diese Dinge gekommen zu sein, und doch sehe er ein, daß es ihm nicht möglich gewesen sein würde, denn ihm fehle des einstigen Schülers erstaunliche Belesenheit und wunderbare Kombinationsgabe: ,Aber mit Bewunderung und Freude erkenne ich Leistungen an, zu denen mir das Vermögen fehlt.'¹²⁹ Ritschl, dem Bernays ein Exemplar aufgeschnitten sandte, damit er sogar im Semestertrubel einen Blick hineinwerfe, rühmte schon nach dem ersten Überfliegen, mit welcher zugleich spielender Einfachheit und durchschneidender Schärfe die Aufgabe gelöst sei; später sagte er in ruhiger Überzeugung seiner Umgebung, er halte Bernays für einen bedeutenderen Philologen als sich selbst¹²⁸. Die Berliner Akademie der Wissenschaften ernannte Bernays im Januar 1865 zum Korrespondierenden Mitglied; die Anerkennung traf ihn auf der Höhe seiner Kraft. Eben Vierzig geworden fühlte er sich, obwohl er ,viele Zähne, mehr Haare und am meisten Illusionen verloren'¹²⁹, körperlich und geistig jünger als zehn Jahre zuvor.

*Berufung nach Bonn – als Ritschls Nachfolger*¹³⁰

Während Ritschls Krankheit hatte Jahn dessen ehemalige Taktik wiederholt, doch mit schlechterem Erfolg als bei ihm selbst: der Freund, dessen Berufung er hinter Ritschls Rücken betrieb, sagte im letzten Augenblick ab. Ritschl aber war nicht der Mann, sich kampflos das Heft aus der Hand nehmen zu lassen. Der Streit setzte sich in die Fakultät, in die Reihen der Schüler, in die Bürgerschaft fort: ganz Bonn zerfiel in zwei feindliche Lager. Ritschl gab sich Blößen; der Kurator v. Beseler jedoch trug den Streit in die Öffent-

¹²⁸ Ritschl über B. als Philologen: Schaarschmidt Nachruf.

¹²⁹ Vierzig: 18. 1. 64 Hey.

¹³⁰ Ribbeck, Ritschl II 343 ff.; 28. 2., 4. (Paris) und 23. 5., 2. und 6. 7. 65 Rit; 27. 10. 65 Mom; Mom 3. 11. 65; 8. 11. 65 Bran, Wel 14. 11. 65; Hüffer 149.

lichkeit und behandelte den berühmten Lehrer derart schroff, daß jeder Tadel gegen Ritschls eigene Heftigkeit vor der Empörung über die Gegenseite zurücktrat: Welcker stellte sich vor diesem ‚Symptom einer auftretenden Machtregierung, durch welche die Universitäten ihren bisherigen Charakter im gesetzlichen und gebildeten Staat einbüßen müßten, wenn sie Folge hätte‘, offen auf die Seite des Verfolgten. Der Erzbischof von Köln und Kaiser Napoleon III. wurden um Vermittlung angegangen; Indiskretionen aus Paris verrieten, daß Ritschl an dessen ‚Leben Cäsars‘ mitgearbeitet hatte.

Noch bevor der Streit bis zu solcher Hitze gediehen war, gab Bernays den Rat, Ritschl solle sich nach einem andern Lehrstuhl umsehen: selbst wenn ihm durch Jahns und v. Beselers Entfernung volle Genugtuung zuteil würde, werde die dadurch erreichte Machtstellung zu abnorm sein, um nicht den allgemeinen Neid herauszufordern, und dann vollends unhaltbar werden. Vor dem Ausland riet er dringlich ab: „Jeden Gedanken an Paris und was an Paris anrührt würde ich, so lockend und scheinbar unverfänglich er sich darstellen mag, an der Schwelle und mit der entschlossensten Entschiedenheit zurückweisen. Sie sind das sich selbst, Ihren Kindern und Ihren Freunden schuldig.“ Wien, München, Heidelberg und Leipzig standen zur Wahl; Bernays riet zum letzteren. Ritschl stimmte dem ruhigen Rat dankbar zu. Aber der Kampf ging weiter.

Eine Kommission des Ministeriums zog die Untersuchung als Gerichtsverfahren auf; Broschüren der beiderseitigen Schüler schürten den Streit; auf eine Interpellation im Landtag verdächtigte der Minister v. Mühler Ritschl als Liberalen, und dieser begann in Zeitungsartikeln das Publikum zu beschimpfen. „Wir befinden uns wohl in gleicher Lage“, schrieb Bernays an Mommsen, „denn Sie werden ebensowenig alle Schritte Ihres Freundes billigen können wie ich die des meinigen.“ Mommsen war der gleichen Ansicht. Aber Bernays' Mahnung an Ritschl, nun, wo der Streit zu persönlichem Gezänke herabzusinken drohe, zuerst das Beispiel eines würdevollen Schweigens zu geben, goß nur Öl ins Feuer. Ritschls Kampflust riß ihn über alle Grenzen fort. Er konnte seine dämonische Ader nicht bändigen, auch wenn sie ihn zu zerstören drohte; das ‚behende Feuer‘ steckte die ganze Umgebung in Brand.

Ritschl antwortete mit der Bitte, Bernays möge bezeugen, daß Welcker einst selbst Jahns Berufung gewünscht habe. Das war zwar richtig, aber ganz unerheblich, und eine Äußerung darüber mußte Welcker unnütz verletzen. Bei aller Dankbarkeit war Bernays entschlossen, sich selbst zu wahren; er erklärte angesichts der langen Zeit sein Gedächtnis bezüglich des fraglichen Punktes für völlig leer¹³¹. Ritschl malte empörte rote Ausrufungszeichen zu den gemessenen Wendungen und antwortete ein halbes Jahr lang auf keinen Brief. Nach dem vierten Abschiedsgesuch mußte er sich noch an Bismarck wenden, um seine Entlassung zu erhalten. Ein Teil seiner Schüler folgte ihm nach Leipzig; einer davon, unter den jüngeren ihm der liebste, hieß Friedrich

¹³¹ 6. 7. 65 Rit.

Nietzsche¹³². Er hatte erwogen, um Bernays' willen, in dem er ‚den glänzendsten Vertreter einer Philologie der Zukunft‘ sah, nach Breslau zu gehen.

„Die διαδοχή* der deutschen Philologie, welche vor einem Jahrhundert in Göttingen begann, wird wohl mit dem Ende Ihrer Bonner Professur nach menschlichem Absehen auf sehr lange Zeit unterbrochen werden“, hatte Bernays ein Jahr vorher dem Lehrer zum fünfundzwanzigsten Jubiläum seiner Bonner Tätigkeit geschrieben. „Weder läßt sich die Universität nennen, die berufen wäre, Bonns Erbschaft anzutreten, noch läßt sich eine Persönlichkeit bezeichnen, von der man hoffen dürfte, daß sie einmal auf der von Ihnen in Bonn gebrochenen und geebneten Bahn mit einem hinter dem Ihrigen nicht allzusehr zurückbleibenden Erfolg tätig sein werde.“¹³³ Nur allzu rasch und allzu trübe schien die Prophezeiung eingetroffen zu sein. Ritschl schied mit gemindertem Ruf und gebrochener Kraft; Jahn war ein todkranker Mann. Die Universität drohte ohne einen führenden Philologen rasch zu verfallen.

Bernays galt als Ritschls bedeutendster Schüler; sein neuestes Buch, ‚Theophrasts Schrift über Frömmigkeit‘, der Berliner Akademie gewidmet, hielt sich auf der Höhe der letzten, ja schien die Kunst des Herauslösens verdeckter Zitate noch eindrucksvoller zu entwickeln. (Zum Abschiedsgruß an das Seminar, als der die Arbeit in dessen Programm erschien, war sie besonders geeignet, da Theophrasts Schrift „die erste unzweifelhafte Erwähnung des jüdischen Volkes innerhalb der griechischen Literatur“ enthält¹³⁴.) Das streng konservative Ministerium entschloß sich, ihn zu berufen, unter Teilung von Ritschls beiden Tätigkeiten: Hermann Usener sollte das Ordinariat, Bernays die Bibliothek übernehmen. Am Weihnachtsabend 1865 fragte Olshausen bei Bernays an, ob dieser geneigt sei, zu Ostern des nächsten Jahres als Oberbibliothekar und Außerordentlicher Professor mit der Besoldung eines Ordinarius nach Bonn zu gehen, unter der Voraussetzung, daß er den jungen Philologen biete, ‚was für sie sozusagen zum täglichen Brot gehört‘ – also nicht, wie in Breslau, nur seinen Liebhabereien folge und ‚Marzipan‘ lese¹³⁵.

Fast die vollen vierzehn biblischen Jahre hatte Bernays gedient, und nun war es doch eher eine ‚triefäugige Lea‘ als eine ‚schönwangige Rahel‘, die er erhielt. ‚Sie glauben mir's, daß ich mir einen andern Anlaß gewünscht hätte‘, schrieb er an Max Müller¹³⁶. Die Breslauer Tätigkeit war immer angenehmer geworden, die Stadt für ihn aber ganz verödet, seit seine Schwester sich verheiratet, seine Cousine, plötzlich verwitwet, nach Hannover zurückgekehrt war. Die Breslauer Juden fühlten sich in ihm geehrt; noch war eine Universitätsprofessur eine außergewöhnliche Sache. Bernays ging gern von Breslau fort, ungern nach Bonn zurück.

* Nachfolgeschafft.

¹³² Nietzsche: (Breslau) an Rosalie Nietzsche 12. 1. 66; (Philologe) an Deussen 2. 6. 68 (Histor.-Krit. Ausg. II [1938] 26, 28, 208, 212).

¹³³ 9. 5. 64 Rit.

¹³⁴ Bespr.: Abraham Geiger, J. Zschr. f. Wiss. und Leben 4 (1886) 63–67.

¹³⁵ ‚Marzipan‘ lesen: Graetz (s. 46). ¹³⁶ 13. 1. 66 Mül, 22. 11. 64 Hey.

V.

AUSSERE ERFÜLLUNG, INNERE ENTTAUSCHUNG
1866–1881

Als Bernays im April 1866 in Bonn eintraf, waren seit Ritschls Wegzug fast dreiviertel Jahre vergangen; allgemein war man des Streites müde¹. Von den alten Freunden traf Bernays nur noch Welcker und Brandis an, der bei der Berufung mitgewirkt und Schwierigkeiten sachte aus dem Weg geräumt hatte. Otto Jahn sammelte alle Kraft, die seine schweren Hustenanfälle übrig ließen, für die Vorlesung; machte seine Verbitterung auch näheren Verkehr unmöglich, so kam er doch Mommsens Freund ohne Unfreundlichkeit entgegen². Mit den beiden Häuptern der Gegenpartei, dem Kurator v. Beseler und Heinrich v. Sybel, der als Dahlmanns Nachfolger jetzt der mächtigste Mann der Universität war, kam der neue Professor ohne Mühe ins Einvernehmen; Sybel kannte er noch aus der Studentenzeit und hatte zu dem Freund Heyses immer einige Fühlung gehabt. Da Hermann Usener die Leitung des Seminars kraftvoll weiterführte und Bernays als Außerordentlicher Professor in der Fakultät nicht mitzureden hatte, erledigten sich manche Reibungen von selbst. Seine Vorlesung über die Geschichte der Philologie erreichte 85 Hörer, das zweite Kolleg über Plato war nicht viel schlechter besucht.

Der preußisch-österreichische Krieg 1866

Die letzten Spannungen löste der Krieg des Sommers 1866 in größere Sorgen auf. Man war im Rheinland, wie in Süddeutschland, eher dem katholischen Österreich zugeneigt; mehr als dessen zwietrachtsänder Bundespolitik mißtraute man Bismarcks Haltung, die zu undurchsichtig schien, um ehrlich sein zu können. Sicher war an seinem Bilde nur die brutale Energie, mit der er gegen das Parlament ohne Etatbewilligung die Militärreorganisation durchgesetzt hatte; man traute ihm zu, dem Kaiser Napoleon in Biaritz Hoffnung auf das Rheinland gemacht zu haben, wenn Frankreich neutral bliebe. Die Waffentaten des preußischen Heeres gegen die Dänen bewiesen noch nicht, daß es auch den Österreichern gewachsen sein würde.

Die Scheidungslinie ging mitten durch die Familien hindurch: die Fürstin von Wied, deren Bruder als Offizier in der österreichischen Armee stand, ließ ihren Sohn in die preußische eintreten; Roggenbach, im Vorjahr von seinem Amt als Ministerpräsident in Baden zurückgetreten, gefährdete seine Popula-

¹ *Schorn* II 174, 178 f.; *Springer*, Lebenserinnerungen 252 ff.; *P. E. Hübinger*, *Histor. Jb.* 83 (1964) 162.

² Jahn: 1. 1. 69 Mom.

rität mit einem Offenen Brief an Bismarck, worin er gegen Badens Eintritt in den Krieg protestierte. Wie er hatte sich der Kern der Liberalen entschieden, der kleindeutschen Lösung einer Führung Preußens unter Ausschluß Österreichs zuzustimmen. Desto überzeugender wirkten die militärischen Siege und der diplomatische des Friedensschlusses; jetzt erst wurde das Rheinland im Herzen preußisch. Schon 1864 hatte Bernays sich die Erkenntnis notiert, der ohne die liberale Partei unternommene und zu deren Untergang führende Schleswig-Holsteinische Feldzug zeige, „daß es nicht bloß eine kgl. preußische Polizei, Post etc. gibt, sondern auch einen kgl. preußischen Krieg“³. Die Untergangsprognose war verfrüht, die Beobachtung selbst wurde jetzt doppelt wahr: so lange war ein geeintes Deutschland vom liberalen Bürgertum ersehnt, von absoluten Regierungen bekämpft worden; jetzt nahm Bismarck, das nationale Programm verwirklichend, dessen Trägern den Wind aus den Segeln. Männer wie v. Sybel oder Treitschke wurden fast über Nacht zu Bismarcks sichersten Gefolgsleuten: mit der Spaltung in Liberale und Nationalliberale gewann er die halbe feindliche Front. Das breitere Bürgertum, bisher an Politik leidenschaftlich interessiert, sah sie nun beruhigt in den Händen eines ‚Fachmanns‘ und beschränkte sich auf innerpolitisches Mißtrauen. Die Teilnahme an öffentlichen Dingen trat hinter privatem Egoismus zurück. Deutschlands Gesicht nahm spießbürgerliche Züge an.

Bonn ist verändert

Ein Fremder ohne Kenntnis deutscher Zustände hätte sie aus dem äußeren Bilde Bonns gewinnen können. Noch immer zeigte die Stadt dem großen Strom ihre Kehrseite und hatte nur eine geglättete Uferstraße und einen schmalen Landesteg für ihn übrig. Aus dem ‚Alten Zoll‘ hatte man eine hochgelegene, baumbekränzte Aussichtsterrasse gemacht und ein Denkmal Arndts dort aufgestellt: man schmückte sich mit Lage und Ausblick. Nach den anderen drei Seiten quoll die Stadt formlos auseinander. Sie sprengte ihren mittelalterlichen Mauergürtel; die sechs alten Tore wurden abgetragen oder als ‚historische Ruinen‘ für den Fremdenverkehr bewahrt, die Gräben ausgefüllt und mit baumlosen Miethäuserstraßen besetzt. Statt der Rebenhügel erhoben sich die Villen von Großkaufleuten oder Industriellen, teilweise zurückgekehrten Auslandsdeutschen, dem weiteren Ufer entlang; am Marktplatz wurden die schlichten alten Häuser durch protzige Renaissance-Stuckfassaden ersetzt, aufgestockt oder ganz niedergerissen und neu aufgebaut. Die Poppelsdorfer Allee war zu beiden Seiten bebaut, die Universität hatte den freien Ausblick verloren, und die romantische Silhouette des Siebengebirges durchsetzte sich mit Ausflugsrestaurants. Die Bevölkerung stieg sprunghaft an, die Ansprüche

³ AE.

an Lebensgenuß erhöhten sich; aber noch immer gab es kleine Villen im Grünen, Gärten und Atemraum genug.

Bernays mietete eine Wohnung Franziskanergasse 6 und wurzelte darin fest. Die Universitätsbibliothek lag gerade über die enge Straße, er konnte sich ins Fenster sehen. Der Vierecksplatz war nur einige Schritte entfernt. Georg v. Bunsen bewohnte das Haus seiner Mutter wenigstens noch für ein paar Monate, ehe er als Abgeordneter des Norddeutschen Zollparlaments nach Berlin übersiedelte.

Nachsommer

Auch das Cahnsche Bankhaus stand noch an seinem alten Platz. Nanettes Vater war lange gestorben, ihr Sohn in einem fernen Pensionat erzogen worden. Sie hatte die ganzen zwanzig Jahre still für sich weitergelebt, war noch immer anmutig, klein und zierlich. Weder sie noch Bernays dachten mehr an eine Ehe, doch sie gab ihm ein Heim, einen Mittelpunkt, einen Nachsommer ruhiger, wortkarger, innig vertrauter Freundschaft⁴. Wieder tauschten sie Bücher aus, wieder trug er, was er dachte und fand, zu ihr; sie war der Halt und der Friede, war alles, was ihn mit der Welt verband außer der Freundschaft und außer dem tiefen Glück, ein Leben im Geiste zu führen.

Die Tage liefen in der Regelmäßigkeit einer beamteten Tätigkeit ab: vormittags Bibliothek, an den fünf Wochentagen nachmittags von vier bis fünf Uhr Vorlesung, abends eigenes Studium und wenig Geselligkeit. Am Sabbath erschien Bernays zwar auf der Bibliothek und traf Anordnungen, öffnete jedoch keinen Brief; das hatte er sich vorbehalten⁵. Die Stellung als Oberbibliothekar entsprach nicht seinen Wünschen, und er hatte sie nicht ohne Zögern übernommen. Ritschls Leidenschaft für diese Tätigkeit war ihm fremd. Gerade das erleichterte die Aufgabe⁶: die Beamten waren von Ritschl geschult, Schaarschmidt ein alter Kamerad aus der Privatdozentenzeit; das Institut lief in festen Bahnen, und Bernays durfte sich damit begnügen, das Bestehende in geordnetem Gang zu halten. In den inneren Betrieb griff er gar nicht ein. Den Bücherbestand kannte er genau, hatte selbst von Breslau aus für seine Vermehrung gesorgt und sah darin auch jetzt die Hauptaufgabe. Die Beziehungen zu dem Kurator v. Beseler, der mit der Bibliothek Tür an Tür wohnte, wurden immer freundlicher: in seinem Jahresbericht für 1866 hob er des neuen Bibliothekars große Gelehrsamkeit und erstaunliche Bücherkunde, geschäftliche Sicherheit und gerechte Berücksichtigung aller Fächer hervor, und dank seines Wohlwollens setzte Bernays in den Jahren darauf erhebliche Erhöhungen des Ankaufsetats durch, die die Bibliothek mit der Steigerung aller Preise mindestens Schritt halten ließen.

⁴ 12. 6. 73 Rit.

⁵ Sabbath: 13. 1. 66 Bran.

⁶ Bibliothek: *W. Erman*, Geschichte der Bonner Universitätsbibliothek, Halle 1919, 206 ff.

Der Bibliothekar

Den Beamten der Bibliothek erschien der neue Chef im Vergleich zu seinem energischen und anspruchsvollen Vorgänger ‚mehr dekorativ und ornamental‘; so gleichmäßig und sorgfältig er den Dienst versah, war er nicht Bibliothekar aus Beruf und Neigung, sondern ein Gelehrter, den man in die Stellung gesetzt hatte. Die besten Ausgaben alter Literatur aus seinen Arbeitsgebieten standen gemütlich auf dem Schreibtisch seines Arbeitszimmers⁷, und wer von den Studenten sie wollte, mußte ihn selbst darum bitten. Auskünfte erteilte er gern und liebte es, wenn man damit zu ihm kam. Daran schlossen sich dann meist allgemeinere Gespräche, und zumal in den Zeiten erregter Parlamentsdebatten, an denen die Jahre nach 1866 überreich waren, wurde das Amtszimmer zum ‚Intelligenzbüro‘⁸, wo die Neuigkeiten diskutiert und an historischen Parallelen gemessen wurden. Eine halbe Stunde vor dem Mittagsschluß verließ er regelmäßig die Bibliothek, um im anstoßenden Hofgarten spazierenzugehen, begleitet von einem der Besucher oder auswärtigen Freunden⁹. Auch Nicolas Berend nahm den alten Familienverkehr wieder auf.

Mit wissenschaftlicher Arbeit ließ Bernays sich gemächlich Zeit. Selbst seine Antrittsrede holte er erst zu Beginn des Wintersemesters nach; sie untersuchte mit gewohnter Neuheit und Feinheit den Einfluß von Aristoteles' persönlicher Stellung in Athen als eines von der Partei der mazedonischen ‚Erbfeinde‘ nur geduldeten Fremden auf die Gestaltung von dessen ‚Politik‘. Eine nach dem großen Erfolg des Theophrastbuchs noch in Breslau begonnene Arbeit über ‚Erasmus als Philologen und patristischen Kritiker‘¹⁰ – eine Gestalt, mit der Bernays manche inneren Ähnlichkeiten hatte – blieb im Entwurf stecken. Seine Meinung, er könne die volle Arbeitskraft erst entfalten, wenn er sich in einer ihm gemäßen Stellung und Umgebung befinde, erwies sich als ein Irrtum. Die Einsamkeit hatte ihn auf sich selbst zurückgeworfen und mit der Kraft des Widerstands auch die Lust des Schreibens geweckt; die angeregtere Umgebung machte ihn schreib- und reise Faul¹¹.

Der Grund dafür lag zu gleichen Teilen in den Verhältnissen und in Bernays' Persönlichkeit. Er war nicht ehrgeizig, hatte den Ruhm des Bücherschreibens genügend gekostet, machte sich nichts aus der Nachwelt und zog persönliches Wirken dem indirekten des Schreibens vor. Aber im Grunde lag selbst seinem Unterricht mehr menschenfreundliche Bereitwilligkeit, das Seine zu tun, als Gestaltungsdrang zugrunde. Bernays träumte manchmal von einer

⁷ Ausgaben alter Literatur: *Otto Kern*, H. Diels und C. Robert, Leipzig 1927, 37.

⁸ Intelligenzbüro: *JBrAn* 24. 12. 69.

⁹ Auswärtige Freunde: 28. 11. 67 Mül, 12. 7. 67 Cur, Cur 13. 10. 67, Ber 18. 6. 68.

¹⁰ Erasmus: *Entwürfe Bonn** S 946.

¹¹ Schreib- und reise Faul: 7. 7. 67 Rit.

Art wissenschaftlichen Klosters¹², wo einige wenige Freunde, allen Sorgen des Lebens entrückt, frei und abgeschieden miteinander leben könnten; von der Außenwelt hätten ihm Zeitungen und gelegentliche Besuche genügt. Er wollte sein Leben nicht nach außen verströmen, sondern auf sich zurückwenden und nach innen erhöhen. Schienen die wenigen Menschen, die er als Zuhörer im Auge hatte, dem Hören nicht geneigt, so schwieg er lieber stille. „Das hiesige Universitätsleben“, schrieb er an Curtius, „geht äußerlich seinen gewohnten günstigen Gang. Aber verhehlen kann man sich nicht, daß überhaupt in Deutschland jetzt eine den großen Problemen der unmittelbaren Gegenwart mit gespannter Aufmerksamkeit zugewendete Stimmung herrscht, die der Versenkung in wissenschaftliche, zumal historische Forschung nicht günstig ist. Denn die meisten Menschen müssen, um ernstlich forschen zu können, den Gegenstand ihrer Forschung für einen auch dem Publikum wichtigen halten können, und diese Illusion zu bewahren, mag Mommsen jetzt schwer werden.“¹³ Mommsen freilich türmte Arbeit auf Arbeit, Werk auf Werk, ohne sich viel um die Resonanz zu kümmern. Aber Bernays selbst ging es so, und Mommsen bemerkte bald seinerseits, daß die schriftstellerische Tätigkeit des Freundes in Bonn gelitten habe. „Sehen Sie, es gibt noch *nach* Sadowa hungerrige Leute!“¹⁴, fügte Johannes Brandis, jetzt Kabinettssekretär der Königin, dieser Mitteilung hinzu.

„Nach Sadowa“, seit der Schlacht bei Königgrätz – darin lag die ganze Spannung der Zeit. Die Franzosen empfanden den Sieg der Preußen über Österreich wie eine eigene Niederlage. In Süddeutschland lag der alte Partikularismus im Streit mit neuem Nationalgefühl. Im Zollparlament des Norddeutschen Bundes probte man die Anfänge eines deutschen Reichstages aus, in Preußen schwankte die Stimmung zwischen Verehrung, ja bedingungsloser Anbetung des Außenpolitikers Bismarck, Erbitterung über die kleinlich reaktionäre Innenpolitik und Schmerz über die Spaltung des Bürgertums.

Das Zeitalter des Realismus

Im Bereich der Bildung ging die Führung von Philologie und Geschichte langsam auf Natur- und Sozialwissenschaften über. Es nützte nichts, Marx' ‚Das Kapital‘ vornehm zu übersehen – die aufsehenerregenden Entdeckungen der Medizin machten dem materialistischen Denken, das Nervenchemie für Seelenregung setzte, nicht weniger wirksam die Bahn frei. Zu Anfang des Jahrhunderts hatte die Philosophie ihre Ideenwelt für die Wirklichkeit gesetzt: das ergab feste Linien, Klarheit, Stolz und Würde des Lebens und vergewaltigte mitunter die Tatsachen. Der Realismus wollte aus tausenden filtrierter

¹² ‚Kloster‘: *Berthold Auerbach*, *Das Landhaus am Rhein* (1869), 2. Aufl., Stuttgart 1908, 3, 136.

¹³ 6. 2. 67 Cur.

¹⁴ JBran 9. 3. 68.

Beobachtungen das Gesetz gewinnen wie Duftöl aus Rosenblättern. Es gelang im Reich der unbelebten Natur. Doch das menschliche Sein ist unbestimmt und vieldeutig. Jede neue Entdeckung konnte ein Weltbild ins Wanken bringen.

Der Unsicherheit der Standpunkte entsprach die Wirrnis des sozialen Lebens. Man glaubte den Druck von unten, aus den namenlosen Massen der sozialdemokratischen Arbeiterschaft, nur mit Idealismus abfangen zu können und flüchtete wenigstens sonntäglich zu den alten Idealen; an Werktagen erlaubte Schopenhauers Pessimismus, in einer nicht ganz verständlichen und nicht recht behaglichen Welt noch immer rüstig vorwärtszukommen. Hatte die vergewaltigte Wirklichkeit die Ideen hohler Allgemeinheit beschuldigt, so strömte nun in die Lücken des nicht mehr bewältigten Lebens das improvisierende Ungefähr ein. Der Geist löste sich aus der Wirklichkeit, wurde unverantwortlich, ohnmächtig, einsam und unzufrieden. In Spielhagens Roman-titel ‚Problematische Naturen‘ fand die Zeit ihr Selbstporträt.

Bernays prophezeite, das goldene Zeitalter der deutschen Literatur werde einst von 1767, der ersten Ausgabe von Lessings ‚Minna von Barnhelm‘, bis zur Schlacht von Sadowa gerechnet werden¹⁵. In trüben Stunden verfolgte er die Gründe der Veränderung bis in ihre Ursprünge zurück. Der erste war die sinkende Kraft der Religionen, zumal des Christentums: es habe keine Macht über Gesamtheiten, also auch nicht über Völker, sondern nur über Individuen; darum mußte es Zermalmung der Nationen in dem mittelalterlichen Römischen Reich Deutscher Nation anstreben und um so weiter zurücktreten, je stärker der nationale Geist in Europa vordrang¹⁵. Bernays sah darum die Rolle des Christentums (wie des Judentums) noch lange nicht ausgespielt: „Die Religionen verwesen, bevor sie sterben, und haben eine Fortdauer nach dem Tode. (Ich sage verwesen, weil die Seele früher stirbt als der Körper; beim Erkrankten wird zuerst der Körper angegriffen). Die zwei langlebigsten Dinge sind tote Religionen und tote Sprachen.“ Mit dem Schwinden religiöser Kräfte wurde ihr Ersatz, die Bildung, doppelt wichtig, und auch diese sah Bernays in ihren Grundlagen gefährdet: „Friedrichs II. Größe bestand darin, daß er für gewisse Dinge ein Gewissen hatte, ohne etwas zu glauben. Es ist nicht zufällig, daß Kant zu seiner Zeit den kategorischen Imperativ lehrte. Die Eigentümlichkeit der deutschen Bildung seit Lessing und Kant beruhte auf einer alle positive Religion ignorierenden praktischen Moral. Auf die Dauer läßt sich diese nur in kleinstaatlichen Zuständen erhalten, wo die Versuchungen schwach sind und die Individuen Zeit haben, an sich selbst zu arbeiten.“¹⁵ ‚Kleinstaatliche Zustände‘ bedeutete wesentlich den Geist der kleineren Universitäten, der im Kampf stand mit den Bestrebungen einer nationalen Zentralisierung, einer traditionszerstörenden Politisierung, einer bildungsgefährdenden Spezialisierung und Mechanisierung der Wissenschaft. Wieder wurde die Politik zum Schicksal, wie unter Napoleon. Bernays

¹⁵ AE (1867); AE.

kamen die heroischen Untergründe seiner Haltung, dem zu widerstreben, zum Bewußtsein: „Alle höhere Bildung setzt Geringschätzung des Lebens und Bereitschaft zum Tode voraus, und nur in diesem Sinne ist Tapferkeit eine Tugend.“¹⁵

Es wurde nicht verlangt, daß er sein Leben einsetze, und nach außen hatte der gleichmäßige Ablauf der Stunden und Tage eines Professors und Beamten gewiß nichts, was an ein Heldenleben erinnert hätte. Bernays war nur mutig genug, auf das innere Mitgehen mit einer solchen Zeit zu verzichten und seinem eigensten Leben treu zu bleiben. Er hatte nicht geheiratet, um dem Geiste zu dienen, und wurde trotz aller tiefen Freundschaft zu Nanette immer ehefeindlicher. Er zog sich nicht von der Welt zurück, nur lebte er mitten darin, als ob er ein Einsiedler der Wüste wäre. Er schaute heiter und gelassen dem Treiben zu, nun tat er nicht mehr mit. Ohne dazu gezwungen zu sein, schränkte er seine Bedürfnisse ein; ohne ein Prinzip daraus zu machen, benutzte er Eisenbahn und Dampfschiff nicht mehr¹⁶, die sichtbarsten Zeichen der neuen Zeit. Er kämpfte nicht und kapitulierte nicht; er blieb wortlos sich selber treu.

Die Stellung der Juden

Die gleiche tiefe Besorgnis, mit der Bernays die Entwicklung des deutschen Lebens verfolgte, hatte er für die zukünftige Stellung der Juden in Deutschland. Äußerlich schienen diese Bedenken fast lächerlich. Die gesellschaftliche Gleichstellung ließ wenig mehr zu wünschen übrig: der getaufte Eduard Simson wurde Präsident des Norddeutschen Reichstags, in dem Parlamentarier wie Bamberger und Lasker zu den Führern der Nationalliberalen gehörten; Bleichröder war Bismarcks Bankier; Moritz Lazarus versah sein Lehramt an der Kriegsakademie mit großem Erfolg; im Theaterwesen, in der Musik, in der Presse traten Juden in führenden Stellungen hervor. Allein eben das, in Verbindung mit dem Rückgang wahrhaft christlichen Glaubens, der neben Männern wie Stahl immer auch Männer wie Bunsen an die Spitze brachte, machte Bernays bedenklich. Er hätte gegen den Strom, der nach oben drängte, nichts tun können und versuchte es nicht einmal, nur sah er ihm mit Sorgen zu.

Seit dem Kriege lebte Berthold Auerbach¹⁷ meist in Bonn, als jüdischer Typ in scharfem Kontrast zu Bernays und von ihm verschieden wie Süd und Nord. Er war zwölf Jahre älter, schon grau an Haar und Bart, aber die großen blauen Augen unter dem Schlapphut strahlten in einer fast kindlich heiteren Freude an allem, was es Schönes auf der Welt gab, und nicht zum

¹⁶ Eisenbahn und Dampfschiff: Useners und Schaarschmidts Nachrufe.

¹⁷ Berthold Auerbach: 20. 4. 67 an seinen Vetter Jakob Auerbach (Briefe, 2 Bde., Frankfurt 1884, I 72); *Eduard Lasker*, Gedenkrede 1882; *A. Kobut*, Allg. Ztg. d. Jts., 1897, 378 ff.; *A. Bettelheim*, Berthold Auerbach, Stuttgart und Berlin 1907.

wenigsten an sich selbst. Neben dem schmalen, fast asketisch strengen, grüblerischen Bernays rundlich und lebenslustig, war er gegen den pessimistischen Weltverächter ein unverwüßlich ‚menschenfreudiger‘ Optimist, gegen Bernays‘ heitere Gedankenstille dem bunten Treiben zugetan, wo es am lautesten und fröhlichsten war. Ließ Bernays den Blick bis zu den Anfängen der Kultur zurückwandern, so pflückte Auerbach ihre Früchte. Der eine wollte sich bewahren, der andere sich verschenken. Bernays wünschte das Judentum in seiner Eigenart zu erhalten, Auerbach war unermüdlich, dessen Aufgehen in der Menschheit zu predigen. Der berühmte Erzähler der ‚Schwarzwälder Dorfgeschichten‘, der meistgelesene Schriftsteller verkehrte, wie er sagte, ‚nur mit den Besten seiner Zeit, aber auch mit allen‘¹⁸; mit dem Großherzog und der Großherzogin von Baden befreundet, am Berliner Hofe wohlgekommen, unter Parlamentariern und Journalisten kein Fremder und mit den Bauern seiner Heimat ihr breites Schwäbisch redend, war er immer begeistert, rührend bemüht, allem seine gute Seite abzugewinnen, und fest überzeugt, daß der Welt durch gutes Zureden zu helfen sei. Er brachte Literatur in die steifen Hofkreise, Idealismus unter die Parlamentarier, Bildung ins Volk und ein Stückchen der großen Welt zu den einsamen Dichtern, für die er sich unermüdlich einsetzte: Gottfried Keller, Otto Ludwig, Fritz Reuter. Alle waren im Grunde dankbar dafür, daß es so etwas gab wie ihn, und man konnte ihm nicht einmal ernstlich böse sein, als er einst zur Geburt seines Kindes eine große Gesellschaft einlud und mit einer langen Rede vor dem bekränzten Kupferstich der Raffaelschen Sixtina die ‚Menschenerklärung‘¹⁹ des Neugeborenen statt der Beschneidung feierte. Seinen breiten, geschmackvoll gebauten Romanen mit ihren marktgängigen Parolen konnte sogar tiefere Wirkung zuteil werden: eines Tages erschien ein junger russischer Offizier namens Graf Leo Tolstoi bei ihm, der sich in einer der Figuren in seinem innersten Wesen getroffen fühlte. Auch jetzt wieder arbeitete er an einem Roman, dem ‚Landhaus am Rhein‘, und porträtierte Bernays darin als ‚Professor Einsiedel‘, als einen schwächtigen Faust in der Schlafmütze, wie Rembrandt ihn gestochen hat, mit Zügen kindlicher Güte und Weltfremdheit.

Zur Feier des Pessachfestes lud Bernays ihn zu Nanette ein, wo er den ‚Seder‘ gab. Alte goldene Familienbecher standen vor jedem der kissengepolsterten Sitze. Auerbach, seiner rabbinischen Jugendbildung gedenkend, stellte mutwillig die Fragen, die dem Jüngsten der Tafelrunde vorbehalten sind, und half bei den Liedern mit seiner schönen Stimme¹⁷ aus. Muntere Debatten umrankten den Abend, dann gingen die beiden noch lange im Vollmondschein spazieren. Es war einer der schönen Frühlingstage am Rhein voller Knospen und Duft, die Nachtigallen sangen in den Gärten. Auerbach hörte mit beruflicher Aufmerksamkeit zu, als Bernays von Aristoteles-Studien über die dichterische Fabel erzählte. Dann kamen sie auf die Judenfrage. Auerbach war

¹⁸ *La Mara*, Marie v. Mouchanoff, Leipzig 1911, 182.

¹⁹ ‚Menschenerklärung‘: *Springer*, Lebenserinnerungen, 182 f.

stolz und hoffnungsfroh; desto tiefer ergriff ihn der dunkle Klang der hellen Stimme, die sagte, schon einmal, in Spanien, seien die Juden ganz frei gewesen und wieder zurückgeworfen worden. ‚Könnte das noch einmal so sein in der Geschichte?‘, fragte er sich und glaubte es nicht.

*Universitätsjubiläum*²⁰

Im August 1866 wurde das fünfzigjährige Jubiläum der Universität Bonn im Beisein des Prinzen von Preußen mit großen Festen begangen. Sybel als Rektor hielt die Festrede. Der alte Brandis war im Jahr zuvor gestorben, Welcker als letzter noch lebender Lehrer aus der Blütezeit der Hochschule wurde besonders gefeiert und geehrt. Viele Freunde kamen dazu von auswärts: Leopold Schmidt aus Marburg, Ernst Curtius aus Göttingen, Moritz Haupt aus Berlin. Der allgemeine Festrausch kam auch der Bibliothek zugute: der junge Prinz von Wied stiftete die Bibliothek seines Onkels, Nanette Cahns Sohn die Bücher seines Großvaters – ein eigenes Gefühl der Genugtuung für Bernays. Doch das Fest kostete ihn einen der besten und ältesten Freunde. Die Beziehung zu Ritschl hatte, seitdem dieser in Leipzig war, die alte Wärme nicht wiedergewonnen²¹. Jetzt sandten einige der Schüler ein Telegramm und legten es auch Bernays zur Unterschrift vor. ‚Dem unvergeßlichen Lehrer und Freunde‘ einen Gruß zu senden war ihm lieb, eine demonstrative Wendung wollte er gestrichen wissen. Ritschl forderte schroff seine Briefe zurück und antwortete auf ruhige Vorhaltungen mit noch größerer Schärfe. Bernays versuchte es zum Jahreswechsel nochmals mit einem zart werbenden Brief und erhielt keine Antwort mehr. ‚Also auch Sie haben das Schicksal aller Ritschlschen Freunde erfahren?‘ meinte Mommsen und fügte tröstend hinzu: ‚Lassen Sie uns treu zusammenhalten auch im neuen Jahr wie im alten und nun bereits in manchen...‘

Bernays mußte sich mit den anderen Freunden trösten. Seit dem Kriege lebte die Prinzessin von Preußen, die Tochter der Königin Viktoria von England, meist in Koblenz. Franz v. Roggenbach²², der vertraute Berater des kronprinzlichen Paares, kaufte sich in Bonn ein Haus, und die alte Freundschaft zwischen dem Gelehrten und dem Staatsmann lebte wieder auf. Roggenbach fühlte sich als Gegenspieler und künftigen Nachfolger Bismarcks. Noch immer war er ein Mann von vornehm schlanker Schönheit, nur in die rasche Treffsicherheit seines Urteils mischte sich etwas gewichtig Altväterliches, etwas von der gehemmten Kraft eines Ministers a. D., ein Zug müder Resignation, wie er auch an dem Kronprinzen zu bemerken war.

²⁰ Universitätsjubiläum: *Schorn* II 180 ff., *Erman* 219 f.

²¹ Ritschl: 14. und 21. 8., 5. 9., 10. 12. 68 Rit; Mom 31. 12. 68.

²² Franz v. Roggenbach: vgl. S. 99, 92.

Die Fürstin von Wied

Die Fürstin von Wied²³ kam wieder für längere Zeiten von Neuwied herüber und knüpfte den Verkehr mit dem alten Gast und Freund des Hauses aufs neue an; nach langen Jahren sah er auch ihre Hausgenossin Emilia v. Bunsen wieder. Beide hatten durch eine ‚magnetische‘ Massagekur des in Paris wirkenden ungarischen Grafen Szaparay in fast wunderbarer Weise den vollen Gebrauch ihrer Glieder erlangt. Die Fürstin war Witwe und hatte den Sohn verloren; mit schneeweißer Haarkrone, helläugig, mit der tiefen vollen Stimme von ehemals war sie an fraulicher Klugheit, natürlicher Würde, herber Lieblichkeit und schmerzlicher Feinheit eine herzbewegende Erscheinung. In Gedanken an ihre Toten, mit denen wiedervereinigt zu werden ihre tiefste Überzeugung war, widmete sie ihre ganze Kraft sozialen Werken; ‚unsere Fürstin‘²⁴ nannte man sie verehrend in Bonn, und Bernays fand in ihr ‚eine der in Deutschland immer seltener werdenden Frauen, mit denen man ordentlich sprechen kann‘. Sie hatte ihm gegenüber mitunter Hemmungen schüchterner Bescheidenheit, lud sich zur Begleitung auf seinen Mittagsspaziergängen ein und bemühte sich, wenn er abends zu Tee und Rotwein kam, ihm etwas zu bieten²⁵, einen neuen Gedanken, ein eben erschienenenes Buch, einen interessanten Menschen. Sie las, mit Roggenbach zusammen, Nietzsches Arbeit ‚Über die Geburt der Tragödie aus dem Geist der Musik‘, wozu Bernays erklärte, das seien seine Anschauungen aus dem ‚Katharsis‘buch, nur übertrieben²⁶. Nietzsche, dem die Äußerung von Cosima Wagner berichtet wurde, fand das „göttlich frech von diesem gebildeten und klugen Juden“, zugleich aber „ein lustiges Zeichen, daß die ‚Schlaunen im Lande‘ doch bereits etwas Witterung haben“.

Die Fürstin setzte Bernays auch Frau v. Mouchanoff-Kalergis²⁷ vor, der Richard Wagner seine eben neu herausgegebene Broschüre über das Judentum in der Musik widmete, eine große blonde Frau von strahlend weißem Teint, berühmte Chopinschülerin und stolz auf ihre Kunst: ‚wenn ich spiele, schweigen die Könige‘, sagte sie. Die Pflgetochter des russischen Reichskanzlers vereinfachte sich das Leben majestätisch, indem sie an drei Unfehlbarkeiten glaubte: in der Kirche an den Papst, in der Politik an Bismarck, in der Kunst an Wagner. Die Widmung der Broschüre freute sie, sie schätzte Attacken gegen die Macht, und Wagner war hart umkämpft; die Angriffe gegen Mendelssohn und Meyerbeer waren ihr aus dem Herzen gesprochen, nur hätte sie ge-

²³ Fürstin v. Wied: s. S. 91, 91.

²⁴ ‚Unsere Fürstin‘: 24. 3. 69 Mül.

²⁵ Fürstin v. Wied 10., 17., 21. 2. 70.

²⁶ Nietzsches ‚Geburt der Tragödie‘: Cosima Wagner 4. 12. 72 an Nietzsche (Briefe Cosima Wagners an Friedrich Nietzsche, hrsg. E. Thierbach, Weimar 1940, II 42); Nietzsches Briefe, Histor.-Krit. Ausg., Weimar 1940, III 328.

²⁷ Frau v. Mouchanoff-Kalergis: La Mara III, VII f., XIV, 215 f.

wünscht, er möge der Wohltätigkeit und Nüchternheit dieser zähesten, energischen Rasse Gerechtigkeit widerfahren lassen... Im übrigen verhalf sie dem kranken Kind von Bernays, Kusine zur Pflege bei dem Arzt, in dessen Behandlung sie war.

Einige Ferienmonate im Jahr pflegte Johannes Brandis²⁸ in Bonn zu verleben. Auch er baute sich in der Nähe ein Haus, und Gespräche mit ihm, der aus dem Schüler zum Freund wurde, führten Bernays in buntem Wechsel aus der neuesten Politik ins Altertum und aus dem Vergangenen wieder ins Gegenwärtige zurück. Mit Georg v. Bunsen, Roggenbach, Mommsen und Curtius befreundet, mit Politikern und Gelehrten gleicherweise verbunden, hatte er an beiden Gebieten teil. Um über die orientalischen Quellen der griechischen Bildung das Wissen zu erweitern, hatte er in Fortführung von Forschungen Mommsens das Maß-, Münz- und Gewichtswesen Vorderasiens in zehnjähriger Arbeit erforscht und arbeitete nun an der Entzifferung des zypriischen Alphabets, einer Übergangsform aus der asiatischen Silben- in die europäische Buchstabenschrift; seinen Anforderungen an Exaktheit der Arbeit genügten nur solche Themen, an denen sich beweisen und messen ließ. Als Knabe im Hause des Vaters, als Student im Hörsaal war er leidenschaftlich und phantasievoll gewesen wie die Zeit, jetzt war er, der Entwicklung folgend, ein schweigsamer, beherrscher und herzkranker Weltmann, noch immer Bernays dankbar für den einstigen Rat, in London bei Bunsen mehr zu lernen, als in Deutschland zu lernen war.

Auswärtige Besucher

Fast noch mehr als früher zog die Stadt das Ausland an. Max Müller, der in den langen Jahren seiner Oxforder Tätigkeit zum halben Engländer geworden war, kam mit seiner jungen Frau herüber, das alte Vaterland in politisch neuer Gestalt zu sehen, und wäre am liebsten ganz nach Bonn zurückgekehrt. Bernays redete nach Kräften zu: soviel Gelehrte, die mit solider Bildung die ‚elektro-magnetischen Eigenschaften der Anmut und Liebenswürdigkeit‘²⁹ verbänden, gebe es in Deutschland nicht, daß man nicht schon im eigenen Interesse alles aufbieten müsse, den seltenen Vogel wieder einzufangen. Er hatte einen Band seiner Abhandlungen Bernays gewidmet – bei seinem Weltruf eine vielleicht größere Auszeichnung als der Rote Adlerorden³⁰, der die Würde des Oberbibliothekaramts unterstrich.

Andere willkommene Besucher aus England³¹ waren Mark Pattison, Henry

²⁸ Johannes Brandis: *Ernst Curtius*, Preuß. Jb. 32 (1873) 642–663.

²⁹ 28. 11. 67 Mül.

³⁰ Roter Adlerorden: Schaarschmidt Nachruf.

³¹ Vgl. *J. Sparrow*, Mark Pattison and the Idea of a University, Cambridge 1967 (die Nichterwähnung von B. wird in Sparrows bevorstehender Biographie von Pattison ausgeglichen); *W. W. Jackson*, Ingram Bywater, Oxford 1917; *A. Momigliano*, Jacob Bernays, Meded. Kgl. Ned. Ak. 32, 5 (Amsterdam 1969) 4, 11.

Nettleship, D. B. Monro und Ingram Bywater, der führende Aristotelesforscher in Oxford, durch die Bernays tiefen Einfluß auf die Reform der klassischen Studien dort gewann. Aus Padua kam, von Heyse empfohlen, Zandrini, dem es auffiel, wie ‚melancholisch‘ jetzt die meisten deutschen Professoren seien; nur Mommsen und Bernays nahm er davon aus. Er wußte nicht, daß Mommsen auf Bernays' Dank für eine seiner letzten Arbeiten hin gerade geschrieben hatte³²: „Von ihnen gelobt zu werden, lieber Bernays, ist immer etwas, das man sich gut schreibt, und um so mehr, wenn man unter die berühmten Männer geraten ist und kein Mensch einem mehr mit dem individuellen Eindruck entgegenkommt, es müßte denn einer sein wie Sie. Kennen Sie diese Empfindung auch? Und die Gleichgültigkeit, die sich daran hängt? wenn the years are in the sere and yellow leaf*. Sie wissen wohl noch nicht, daß ich sehr melancholisch geworden bin und damit fortzufahren gedenke.“ Bernays erwiderte³²: „Ich glaube es Ihnen nicht, daß Sie ‚melancholisch‘ geworden sind, sondern Ihrer fast unbewußt maliziösen Natur erscheint Horazens ‚*lenior ac melior fis accedente senecta*‘** als Melancholie. Angenehm und heiter ist freilich das Leben nach Überschreitung der Vierziger nur für Schwachköpfe; für andere, mögen sie berühmt oder unberühmt sein, wird das ewig wiederkäuende Ungeheuer jetzt so langweilig wie zu des seligen Werthers Zeiten; aber Langeweile ist ganz gesund, und von ihr bis zur Melancholie ist für Menschen Ihrer Art ein weiter Schritt.“

In Paris kämpfte eine Gruppe von Gelehrten, deutsche Wissenschaft hochachtend, ja romantisch überschätzend, so sehr sie der französischen überlegen war, dem allgemeinen Rachegeheul entgegen, für eine Verständigung der beiden Nationen. Ernest Renan, der als ihr Haupt gelten durfte, kam kurz nach dem Universitätsjubiläum nach Bonn und, mit einer Empfehlung seines Freundes Max Müller, auch zu Bernays. Eigentlich wollte er David Friedrich Strauss treffen, seinen Antipoden in der Leben Jesu-Forschung, doch dieser, sonst häufig in Bonn und auch mit Bernays bekannt³³, war wenige Tage zuvor weggefahren.

Bernays fand, aus Renans ‚Leben Jesu‘ könne man sachlich nichts lernen, stilistisch sei es hoher Bewunderung wert. Der lebende Renan³⁴ sah weder nach einem großen Schriftsteller noch nach einem religiösen Feuergeist aus:

* ‚Die Jahre stehen im verdorrten und gelben Laub‘ (Shakespeare, Macbeth V 3, 25).

** ‚Du wirst milder und besser mit herannahendem Alter‘ (Horaz Epist. 2, 2, 211).

³² Mom 5. 9. 68, 7. 9. 68 Mom.

³³ D. Fr. Strauss: *Usener ADB*; *A. Hausrath*, D. Fr. Strauss und die Theologie seiner Zeit, 2 Bde., Heidelberg 1867/8.

³⁴ Ernest Renan: 24. 3. 69 Mül; Renan an Karl Ritter, 11. 3. 71, 11. 3. 70 (Correspondence, 2. Aufl., Paris 1926, I 341, I 320); 8. 4. 64 Hey; *Lazarus*, Lebenserinnerungen 261; *Jules Huret*, En Allemagne, Paris 1907, I 237; 7. 9. 68 Mom, 24. 3. 69 Mül; Mül 21. 3. 69.

dick, behäbig wie ein französischer Provinzbürger, mit einer komischen großen Knollennase, den Kopf im Zuhören etwas zur Seite geneigt, saß er in Bernays' Zimmer und blieb, ungewöhnlich gefesselt, fast den ganzen Tag. Man sprach über Deutschland und Frankreich, über Mommsen, der erst nach Max Müller zum Mitglied der Pariser Akademie ernannt wurde, was diesem peinlich war. Renan erzählte von seinem ‚Paulus‘, der fast fertig sei (es dauerte aber noch jahrelang, bis das Buch erschien). Als Denker fand Bernays ihn nicht tiefer als die Bücher, die er schrieb, und auch das Maß seiner gelehrten Bildung beschränkt: er bevorzugte Darstellungen aus zweiter Hand, wo man sich in Deutschland sein Urteil aus den Quellen bildete. Als Bernays von eigenen Arbeiten erzählte, trat doch der scharfe Blick des geborenen Schriftstellers hervor, der das Wichtige und Verwertbare eines wissenschaftlichen Gedankens mit bewundernswert rascher Sicherheit herausgriff; er bat sich das neue Buch, an dem Bernays arbeitete, noch in den Korrekturbogen aus. Es waren die ‚Heraklitischen Briefe‘, eine der spätantiken Zusammenstellungen erdichteter Episteln, worin Bernays eine vom Geist der Bibel her geführte Polemik gegen den griechischen Götterdienst aufdeckte, eines der wenigen Originalzeugnisse aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert. Von da aus wandte das Gespräch sich auf das Verhältnis von Judentum und Christentum überhaupt. Renan wollte zwischen Bernays' Denken auch in theologischen Dingen und dem strikten Innehalten des Religionsgesetzes einen Widerspruch finden. Bernays erwiderte offener, als er es einst Bunsen gegenüber getan: „Das eine gleicht das andere aus: die Enge der Beobachtung einer Satzung ist der Ausgleich für die Weite des Gedankens. Die armen Menschen haben nicht Verstand genug, zwei Freiheiten auf einmal zu ertragen. Ihr Christen tatet nicht recht daran, euch auf die Bindung des Abendmahls und gewisser Glaubensartikel festzulegen. Man tut, was man will, doch man glaubt, was man kann. Was mich betrifft, so verzichte ich lieber für immer darauf, Schweinefleisch zu essen, als daß ich die Verpflichtung übernehme, an die Dogmen der Dreieinigkeit und der Menschwerdung zu glauben.“³⁵

Studenten und Berufspläne

Den Studenten imponierte ein Besuch dieser Art noch mehr als die Mitgliedschaft der Akademien von Berlin und Göttingen. Doch viele stieß das stolz betonte Judentum³⁶ des kleinen Professors, andere dessen unfeierliche und unbekümmerte Vernachlässigung des Äußeren ab. Auch las er weiterhin, neben Themen wie Ciceros Briefe, Platos Staat, Aristoteles' Poetik und Politik, über dessen Staat der Athener und die Geschichte der Philosophie – Themen,

³⁵ Verhältnis von Judentum und Christentum: *Renan*, *L'Eglise chrétienne*, Paris 1879, 83 f.

³⁶ Judentum: *Wilamowitz*, *Erinnerungen*, Leipzig 1928, 88.

die für Prüfung und Brotberuf nicht entscheidend wichtig waren. Die Hörerzahlen gingen langsam zurück, nur eine Kerngruppe zukünftiger Philosophen, Philologen und Historiker blieb dem ‚Rabbi‘ treu. Um sie kümmerte er sich freundlich, gab Ratschläge für Privatlektüre, berichtigte vorschnelle Urteile. Als der junge Ulrich v. Wilamowitz abschätzig über ein Lied des Euripides sprach, meinte er: ‚Werden Sie nur erst älter, dann werden Sie sehen, was das bedeutet.‘³⁶ Gegen unregelmäßige Hörer konnte er recht bissig werden. Der junge Hermann Diels³⁷ gehörte dazu; als er dann, um eine Preisaufgabe der Universität zu lösen, um freien Zutritt zu den Büchersälen ansuchte, sah ‚das kleine Gewächs‘ ihn spöttisch von unten über die Brillengläser an, fragte, ob er dazu gut genug Plato und Aristoteles kenne und lehnte die Bitte ab – er könne sich die Bücher, die er brauche, ja bestellen. Nur hatte Bernays sie vor sich auf dem Tische stehen...

Sybel wünschte, daß Bernays das Ordinariat³⁸ für alte Philosophie, das seit dem Tod des alten Brandis nicht besetzt war, übernehme; da Olshausen, der Referent, es als ‚eine wahre Schande‘ empfand, daß Bernays nicht ordentlicher Professor sei³⁹, war zu hoffen, daß die pietistische Abneigung des Minister v. Mühler überwindbar sein werde. Bernays war bereit, in das andere Fach hinüberzuwechseln, und hielt ein Vorsokratikerkolleg in der Weise, daß er Fragmente dieser ältesten griechischen Philosophie drucken ließ und interpretierte. Zusammenfassende systematische Darstellung widerstrebte seiner Art; er ging von einer Vorstellung des Ganzen aus, doch mußte er es am Einzelfall entwickeln. Den lebendigen Fluß der Zeiten, das feine Geflecht der geistigen Fäden, die sie miteinander verbinden, konnte er feinfühlig nachbilden; die monumentalen Linien herauszuarbeiten, die den plastischen Umriß einer Epoche prägen, wie Mommsen es tat, war ihm nicht gegeben: die Zeit wollte ihm nicht zur Gestalt erstarren. Er widerstand auch dem Drängen des Verlegers, die lange geplante, oft gelesene Geschichte der Philologie auszuarbeiten: zu so großen Werken, erklärte er, nur einen der Gründe nennend, gehöre eine gewisse Oberflächlichkeit⁴⁰. Sein Vorsokratikerkolleg, so anregend es war, überzeugte nicht: die Berufung blieb aus. Auch als der Lehrstuhl des herzlich betrauten Welcker neu zu besetzen war, fielen zwar am 3. Juli 1869 die letzten gesetzlichen Schranken, die Juden noch die Gemeinde- und Landesvertretungen und die Bekleidung öffentlicher Ämter versperrten, aber nicht Bernays, sondern sein ehemaliger Schüler Franz Bücheler nahm die Stelle ein.

³⁷ Hermann Diels: *Otto Kern* aaO. 34, 36 f.

³⁸ Ordinariat: *Usener ADB*.

³⁹ Olshausen: *JBran* 17. 12. 69.

⁴⁰ Jürgen Bona Meyer an Isler 30. 5. 81.

Über die ‚Heraklitischen Briefe‘

Die ‚Heraklitischen Briefe‘ erschienen Ende 1868, gerade zehn Jahre nach Lassalles ‚Heraklit‘. Bernays hatte damals, aus seiner ‚instinktiven Vorliebe für lüderliche Stricke‘⁴² heraus, auf einen ‚zutulichen‘ Brief des Agitators nicht unfreundlich geantwortet, ließ an dessen Buch, bei aller Verurteilung des Hegelschen ‚Küchenrezepts‘ der Abstraktion alles Konkreten, und ohne über die wissenschaftliche Unkenntnis, Unzuverlässigkeit und Unmethodik hinwegzusehen, auch einen gewissen Fleiß und die echte jugendliche Begeisterung für die Sache gelten. Nach Lassalles tragischem Ende sah auch er mehr den Rauch als die Flamme: zu dessen Lebzeiten, sagte er nun, hätte er das alte Lieblingsthema nicht wieder aufgegriffen und sich ‚wahrscheinlich gescheut, wieder an das heraklitische Feuer zu rühren, um nicht zugleich das Lassallesche Pech anfassen zu müssen‘. Nachdem dieses Hindernis seit vier Jahren beseitigt war, lockte Bernays zu der Aufgabe, aus der fast wertlosen spätantiken Briefzusammenstellung Splitter von den Gedanken des alten Denkers zurückzugewinnen, einmal der technische Reiz, an einem noch unbearbeiteten Objekt ein methodisches Glanzstück kritischer Scheidung zu liefern⁴³; dann auch, außer der Bestätigung früherer Erkenntnisse, jene Denkmäler biblischen Kampfes gegen die griechische Götterlehre, die Renans Aufmerksamkeit erregten, und mancherlei Einzelheiten von aktueller Pikanterie: stoische Predigten über Weltbürgertum und Menschenrechte der Sklaven, Mitteilungen über eine Depositenbank des Altertums, die dem von persischen Eunuchepriestern bedienten Artemistempel zu Ephesus angegliedert war. Der eigentliche Anlaß, der ihm selbst die Arbeit interessant machte, waren Betrachtungen über die Gottähnlichkeit oder eigentlich Göttlichkeit des stoischen Weisen – eine seiner geliebten Parallelen zu politischen Tageserscheinungen.

Die Frage der Unfehlbarkeit des Papstes, die Frau von Mouchanoff für Bismarck und für Wagner gleich mitentschied, bewegte leidenschaftlich die Gemüter; Bonn wurde zu einem Zentrum der Altkatholiken, die dieser Vergöttlichung widerstrebten. Bernays erwähnte jene stoischen Lehren mit unbewegtem Ernst und ohne den leisesten Seitenblick und wies nur Max Müller darauf hin⁴⁴ mit dem Lieblingswort Lachmanns ‚ich hoffe, ich bin für die Schuldirektoren undeutlich genug gewesen‘. Müller erwiderte: ‚Ich sehe schon, was Sie wollen, und möchte nur, Sie hätten klar und deutlich Ihre Ansicht ausgesprochen.‘ Diesmal las auch Mommsen das Buch und schätzte ‚die große

⁴¹ ‚Heraklitische Briefe‘: Randbemerkungen in B.s Handexemplar von Lassalles ‚Heraklit‘ (Bibliothek der Erzabtei Beuron); 8. 12. 57 Bran; 5. 10. 61, 16. 9., 17. 11. 64 Rit; W. Schmid, ‚Ein unveröffentlichter Brief von Jacob Bernays zu Lassalles Heraklitbuch‘, Rhein. Mus. f. Philol., im Druck.

⁴² ‚Instinktive Vorliebe für lüderliche Stricke‘: 5. 10. 61 Rit, 8. 12. 57 Bran.

⁴³ Heraklit. Briefe 113.

⁴⁴ 26. 12. 68 Mül, Mül 21. 3. 69.

und weite Auffassung der Dinge⁴⁵ daran; Moritz Haupt, Lachmanns galliger Nachfolger, berichtete über das der Göttinger Akademie gewidmete Werk vor der Berliner und verkündete, wie Mommsen sagte, dessen Lob ‚publice privatimque in allen Tonarten‘⁴⁵.

Der deutsch-französische Krieg von 1870–71

Noch ehe die Aufregung über die katholischen Fragen sich legte, brach der deutsch-französische Krieg⁴⁶ aus. Vor der Kriegserklärung wechselten Renan und D. Fr. Strauss, wie homerische Kämpfer mit Worten streitend, ehe das Schwert entschied, scharfe Offene Briefe über das linke Rheinufer. In Bonn war man darauf vorbereitet, diese Uferseite räumen und preisgeben zu müssen; die Bürger vergruben ihre Wertsachen. Eine Art Invasion gab es wirklich: Bonn wurde zum Aufenthaltsort für fast zweitausend gefangene französische Offiziere bestimmt, die sich gegen Ehrenwort frei bewegen durften; an den Rheinpromenaden konnte man zuweilen glauben, auf einem Pariser Boulevard zu sein. Dazu war die Stadt als Eisenbahnknotenpunkt stark mit Verwundeten belegt. Die Fürstin von Wied richtete ein Lazarett ein, das Emilia v. Bunsen leitete. Die Fortschritte der Waffentechnik hatten den Krieg nicht milder gemacht, die Soldaten erzählten grausige Einzelheiten.

„Sie nehmen an dieser entsetzlichen Krisis aus verschönernder Ferne Anteil“, schrieb Bernays im Dezember 1870 an Max Müller. „Wer die Dinge aus der Nähe betrachten muß und die Wogen der blutigen Sündflut immer höher steigen sieht, dem schaudert vor der Bestie im Menschen. Neulich dachte ich in einer schlaflosen Nachtstunde darüber nach, was wohl jetzt die peinlichste Situation sei. Ich antwortete mir, die eines europäischen Missionars, welcher einem gescheiterten zeitunglesenden Brahmanen die Bergpredigt auszulegen hat. In der Tat, die Ohnmacht der bestehenden Religionen und sonstigen Bildungsmittel, den Charakter der Menschen zu veredeln, ist wohl nie trostloser zu Tage getreten. Die moralischen Verwüstungen, welche der Krieg auf beiden Seiten bereits angerichtet hat, sind noch viel beweinenswerter als das beispiellose Gemetzel.“ Nicht die Schrecken des Krieges allein entsetzten Bernays so; auch nach dem Sieg sah er immer weiteres Unheil daraus erwachsen: „Denn daß dieser Feldzug, nachdem einmal die Frage des Elsaß angeregt worden, nur der Expositionsakt der schauerlichen Tragödie ist, darüber kann sich wohl kein Denker täuschen.“⁴⁷

Mommsen war innerhalb der allgemeinen Begeisterung von der gleichen trüben Stimmung erfüllt. Er hatte seine Autorität eingesetzt, die Italiener zugunsten Deutschlands umzustimmen, mit großem Erfolg; er bedauerte die

⁴⁵ Mom 8. 11. 68, Haupt 12. 11. 68.

⁴⁶ Krieg: *Hausrath* II 353; *Paul Kaufmann* 135.

⁴⁷ 16. 12., 25. 12. 70 Mül.

Trübung persönlicher Beziehungen – ,aber wir sind einmal alle mobil gemacht, nicht bloß die Ausgerückten‘⁴⁸. Auf Bernays’ Neujahrsglückwunsch „Leben Sie so wohl, wie es jetzt möglich ist“, antwortete er: „Ja wohl, Kamerad, die Zeiten sind schwer, es ist eine Art von Dreißigjährigem Krieg in nuce, und obwohl wir diesmal der Hammer sind, ist dies doch auch keine erfreuliche Situation. Aber alles wollte ich ertragen, wenn nur nicht gleichzeitig bei uns die schauerlichste Reaktion in Kraut und Blüte schösse und das Publikum in seinem schwächlichen Patriotismus des Glaubens lebte und sich immer mehr da hinein lebte, daß dies zum Kriegsstand mit gehört und am Ende so schlimm gar nicht ist.“⁴⁸ Es tröstete Bernays, nur in Bonn, doch nicht überhaupt allein zu stehen: „Ich bin dahin gekommen, mir ein fast absolutes Schweigen aufzuerlegen, da jedes Wort, welches nicht in den als Patriotismus maskierten rohen Racenhaß einstimmt, mißdeutet wird. Wie die ‚liberalen‘ Katholiken sich selbst die Rute der Infallibilität und des Jesuitismus gebunden haben durch die Liebäugeleien, welche sie aus Opposition gegen den protestantischen preußischen Staat Jahrzehende hindurch mit den Ultramontanen trieben, so hat der deutsche Liberalismus überhaupt durch unvorsichtige Übertreibung des berechtigten deutschen Nationalgefühls sich für lange Zeit zu einer völligen Ohnmacht verurteilt. Noch trauriger als dies ist die Wahrnehmung, bei wie vielen angesehenen Gelehrten und Gebildeten die Grundsätze der Humanität nur ein leichter Firniß waren, welchen der erste kriegsgerische Bürstenstrich spurlos vernichtet hat.“⁴⁹ Selbst nach dem Friedensschluß schrieb Mommsen nochmals⁵⁰: „Ich glaube kein Heide zu sein; aber mich dünkt, wir haben doch zum ersten Mal einen kleinen Blick in den Abgrund tun können, der bestimmt ist, unsere Kulturepoche zu verschlingen. Uns freilich hält es wohl noch und noch manche Generation; aber wie wenig ist damit gesagt!“ Bernays fand darin ,nur zu sehr‘ auch sein Gefühl ausgedrückt: „Ich kann seit Juli vorigen Jahres meine innere Heiterkeit, die mir bis dahin unter allem persönlichen Ungemach nicht getrübt war, nicht wiedergewinnen. Das Gefühl einer zusammenbrechenden Welt will sich nicht abwehren lassen; man haspelt die einmal überkommenen Pflichten ab, ohne wirkliche Freude am Leben; orbis ruit*. Auch ohne Völkerwanderung kann, wie wir es jetzt an Einem Staat erleben und hoffentlich an dem nächstfolgenden nicht mehr erleben werden, der hohle Prunkbau der Zivilisation in sich selbst zusammenstürzen.“⁵⁰

Die Bedeutung des Krieges übersah Bernays über dieser persönlichen Stimmung nicht, ja er überschätzte sie vielleicht. ,Ahnungen über das deutsche Weltalter‘, kurz nach der Schlacht bei Sedan niedergeschrieben, verdichteten sich zu einem Aufsatz über ,Weltalter und Weltreich‘⁵¹. Er unterschied von dem Weltreich, der Herrschaft einer Nation über einen bedeutenden Teil der

* ,Die Welt geht zugrunde‘.

⁴⁸ Mom 3. 10., 31. 12. 70.

⁴⁹ 2. 7. 71 Mom.

⁵⁰ Mom 11. 6. 71, 12. 6. 71 Mom.

⁵¹ ,Weltalter und Weltreich‘: Deutsche Revue 1883, No. 1, 68–74.

Erde, das Weltalter, die Verbreitung einer originalen und universalen Literatur durch ein Weltreich und eine Weltsprache, wobei die Dauer des Weltalters die des Weltreichs beträchtlich zu überschreiten pflegt. Nach diesem Maßstab, fand er, gebe es bisher zwar mancherlei Weltreiche, doch nur zwei Weltalter, das griechische von Perikles bis Christus, das französische vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zur Schlacht von Sedan, ‚dem sich von nun an das deutsche als drittes anschließen wird‘. Er war fähig, mitten aus dem Gefühl eines Weltzusammenbruchs den unbestechlichen Blick auf den Zeiger der Weltstunde zu richten. Den Aufsatz arbeitete er in mehreren Fassungen aufs sorgfältigste aus und ließ ihn dann im Schreibtisch liegen; erst aus seinem Nachlaß wurde er veröffentlicht.

Mommsen und die Straßburger Universität

Franz v. Roggenbach⁵² schlug die von Bismarck ihm angebotene Statthalterschaft für das eroberte Elsaß-Lothringen aus, da er mit Bismarck nicht zusammenarbeiten könne, und übernahm nur die Organisation der in Straßburg zu begründenden Universität. Bernays freute sich, den Freund aus langjähriger Zurückgezogenheit wieder in eine amtliche Tätigkeit treten zu sehen; auf langen Spaziergängen beredeten sie die weitläufigen Personen- und Sachfragen, die mit der Stiftung einer Universität verbunden sind. Roggenbach holte sich aus Bonn den Historiker Geffcken, der zum engeren Kreis des Kronprinzen gehörte, und den Kunsthistoriker Springer, zu dessen Dahlmann-Biographie Bernays das Motto beisteuerte. Auch diesem bot Roggenbach eine Berufung nach Straßburg an, doch erhielt er die gleiche ablehnende Antwort wie früher Renan für den Vorschlag einer Berufung nach Paris. Bonn hatte durch den Krieg gelitten, und Bernays sah ein weiteres Absinken der kleinen Universitäten voraus, wollte jedoch die ihm liebgewordene Stadt selbst um den Preis eines Ordinariats nicht mehr verlassen.

Dagegen bat Mommsen ihn um Vermittlung: „Sie sind mit Roggenbach bekannt und ein diskreter Mann; schreiben Sie ihm, daß auch ich einer der Unzähligen bin, die er für Straßburg haben kann, wenn er will.“⁵³ Seine Gründe dafür deutete Mommsen mit den Verhältnissen der Akademie und Universität an und übergang leicht die privaten und politischen. „Über meine Dozentenleistungen werden Sie besser Bescheid wissen als ich selbst; daß meine Seminardirektion und in Verbindung damit meine Vorträge nicht wirkungslos sind, glaube ich sagen zu dürfen. Machen Sie Roggenbach darauf aufmerksam, daß ich für einen Professor recht gut Französisch spreche und daß ich in der Sprachfrage zwar nie französische Vorlesungen halten würde, weil ich das für die Anstalt schädlich halte, wohl aber in den Übungen beide

⁵² Franz v. Roggenbach: s. o. 22.

⁵³ Straßburg: 30. 9., 4. 10. 71 Mom, 5. 8. 71 Mül; Fr. 35; 18. 11. 70 Mom.

Sprachen schriftlich und mündlich zulassen und handhaben würde. Dies scheint mir überhaupt dort das richtige Verfahren. Machen Sie ihn ferner darauf aufmerksam, daß ich sofort einen Altertumsverein dort gründen resp. umgestalten würde, und ziemlich sicher bin, bei meinen Erfahrungen und Verbindungen, wenn ich einige Unterstützung von der Regierung und etwas Glück habe, die recht verwilderte rheinische Archäologie zum guten Teil in die Hand zu bekommen. Hier bin ich ungerne und insofern überflüssig, als was ich hier leiste, an jedem andern Ort auch geleistet werden könnte; die Stellung dort wird ja auch nicht leicht sein, aber sie gibt doch dem Leben einen großen und präzis definierten Zweck.“⁵⁴ Bernays schrieb zurück, Roggenbach wisse längst, daß Mommsen einer Berufung nicht abgeneigt sei: Mommsen selbst habe bei einem Dinner in Roggenbachs Gegenwart einmal davon gesprochen. Fakultät und Akademie würden Mommsen keinesfalls fortlassen, es sei denn, durch Bismarcks Machtgebot, in Urlaub auf ein paar Jahre. Trotzdem werde er, da Roggenbach nächstens nach Bonn zurückkehre, anfragen und, auf Wunsch, auch vorher noch schreiben: „Nur werde ich in meinem Brief an Roggenbach keine einzige von all den achtungswerten und erspriesslichen Eigenschaften erwähnen, die Sie mit einer fast rührenden Unkenntnis des Ruhmeskluges, der in Ihrem Namen liegt, mir glaubten herzählen zu müssen, sondern ich werde Roggenbach eine lakonische Skytale* schicken: ‚Mommsen will wirklich kommen‘.“⁵⁴ Roggenbach bot in Berlin alles auf, Mommsen für Straßburg freizubekommen, aber Bernays behielt recht: man ließ den Unentbehrlichen nicht fort. Nur mit Max Müller gelang es besser; nach langen Verhandlungen kam er wenigstens zu einer halbjährigen Gastprofessur nach Straßburg.

Die Folgen des Krieges

„Und wie wird man nachher leben: Was zwanzig Jahre der Inhalt alles Wünschens und Strebens gewesen, das ist nun in so unendlich herrlicher Weise erfüllt! Woher soll man noch einen neuen Inhalt für das weitere Leben nehmen?“⁵⁵, hatte im Augenblick des Sieges nach der Reichsgründung Sybel ausgerufen. Der Ausbau des Reiches begann mit einer schweren Wachstumskrise: zu unverhofft war die Erfüllung gekommen. Die fünf Milliarden französische Kriegsschädigung trieben die Wirtschaft zu schnellerem Laufe an; die Industrie, bisher nur geduldet, wurde eine Macht; die Städte sogen die Bauern aus dem Land und drängten sie in neuen Vierteln und Mietskasernen als Arbeiter zusammen. Bauen und Planen nahmen immer größeren Umfang an; das

* Eine griechische Geheimnachricht.

⁵⁴ Mom 3. 10. 71, 4. 10. 71 Mom 13. 11. 71 Mom; vgl. Roggenbach 7. 12. 72; Max Müller: 15. 8. 71 Müll, JBrn 26. 10. 72.

⁵⁵ v. Sybel 12. 1. 71 an Baumgarten und Heyderhoff-Wentzke, Deutscher Liberalismus im Zeitalter Bismarcks, Bonn & Leipzig 1925–26, I 494.

Geld schien auf der Straße zu liegen: kaum waren Spekulation und Schwindel manchmal voneinander zu unterscheiden. In großen Gesetzeswerken baute man die Einheit des Reiches aus; die Kleinstaaterei war durch den Krieg auch innerlich besiegt.

Das Preußen von 1814 hatte durch Geist nach Macht gestrebt, das Deutschland von 1870 hatte die Macht errungen und glaubte den Geist entbehren zu können. Das Heer als Träger des Sieges trat in den Vordergrund, durch Roons Reorganisation vom Volksheer wieder in ein gefügiges Instrument der Dynastie und des Adels zurückgebildet. Der anmaßende Schnarrton des Leutnants wurde auch für das Bürgertum der erstrebte Ausdrucksstil. Selbst das war nur Fassade, der Inhalt Genuß. Der Geschmack ging ins Massige, Überladene, Sentimentale, auf derbe Fülle und gefühlsseligen Kitsch; man summierte die Stile, fügte zu orientalischen Stoffen die barockverzierten Formen der Renaissance, und kündeten im Salon Gipsbüsten von Schiller und Goethe die ‚Weltanschauung‘, so lieferten im Schlafzimmer Öldrucke etwas lüstern entblößte Unschuld für die Privatmoral. Das Streben der älteren Generation nach Humanität wurde Schnee vom vergangenen Jahr; von der Bildung blieb ein beflissener Kult des Fleißes, der sich mit der Aneignung einer Masse von Tatsachen begnügte, und die leere, pathetisch hohle Form: was einmal das Einströmen des Geistes der Welt in den Einzelnen und dessen Ausströmen in die Welt gewesen, wurde zu einem Bestand an ästhetischen und ethischen Dogmen, zu einem Schild gegen die gefährliche Wirklichkeit des Geistes. Angewandte Wissenschaft stand hoch im Preis; jedes nicht zweckgebundene Streben tat man als unpraktisch ab. ‚Idealist‘ wurde ein Schimpfwort für weltferne Träumer. Es war eine Philisterwelt.

Die Wissenschaft kam unbewußt der Zeit entgegen. Eine härtere junge Generation nahm die Lehrstühle ein, verachtete romantische Spekulation, idealistischen Schwung, intuitive Ahnung, wollte Wirklichkeit sehen, riechen, schmecken und ging auf die harten, nackten, klaren Tatsachen aus. Man sammelte und gewann allerdings Tatsachen, scheunenvoll, man wurde reich und immer reicher daran und verhungerte dabei. In jenen ‚idealistischen Konzeptionen‘ hatte ein Weltbild gelegen, nach jenen ‚Ahnungen der Phantasie‘ das Leben sich ausgerichtet. Ganze Berge aus lauter Sandkörnern echter, bewiesener, geprüfter Tatsachen blieben unfruchtbare Sandhügel. Was die Wissenschaft an Leitung des Lebens für den Augenblick preisgab, hoffte sie in einer fernen Zukunft durch die Sicherheit ihres Baues wieder einzubringen; inzwischen lief alles, wie es wollte. Die Dichter verstummten, wie Gottfried Keller und Theodor Storm, oder es blieb ihnen, wie Raabe und Wilhelm Busch, nichts übrig, als ‚die Schellenkappe über die Ohren zu ziehen und die Peitsche zu nehmen‘⁵⁶.

⁵⁶ *Wilhelm Raabe*, Vorwort zur 2. Aufl. von ‚Christoph Pechlin‘, 1890.

Bismarcks Kulturkampf gegen die Katholiken

Sybel's besorgte Frage nach einem Lebenszweck im neuen Reiche war nicht grundlos gewesen: das Leben mußte nun sich selbst genügen. Doch an Arbeit fehlte es nicht, auch nicht für ihn: der hochgestaute Nationalismus brach sich Bahn im Kulturkampf gegen die Katholiken, und Sybel übernahm den Ehrenvorsitz⁵⁷ des ‚Deutschen Vereins‘, der den Kampf der Regierung auch gesellschaftlich durchfocht. Als der langjährige Bonner Bürgermeister wiedergewählt wurde, versagte die Regierung ihre Bestätigung: die Frage, ob der Beamte die Kampfgesetze durchführen werde, bejahte dieser, die Antwort auf die weitere Frage, ob er es auch gern tue, verweigerte der Katholik. Bernays stand wie seit jeher mit seinen Sympathien ganz auf der protestantischen Seite. Als, durch einen gemeinsamen Freund empfohlen, der junge katholische Privatdozent v. Hertling, der es noch einmal bis zum Reichskanzler bringen sollte, einen Antrittsbesuch machte, fertigte er ihn mit der Frage ab, wie er dazu komme, sich mit Aristoteles zu beschäftigen – er könne doch kein Griechisch können, da er an einem süddeutschen Gymnasium aufgewachsen sei!⁵⁸

Die Naturwissenschaft sprach durch Emil Dubois-Reymonds Mund ihr ‚Ignorabimus‘ aus; D. F. Strauß ging mit seinem ‚Alten und Neuen Glauben‘ zum Materialismus Darwins und Haeckels über; in Berlin führten Moritz Lazarus und Abraham Geiger⁵⁹ mit der ‚Hochschule für die Wissenschaft des Judentums‘ den alten Traum von Bernays' Vater und seinen eigenen ohne ihn durch, und er saß einsam in Bonn. Was sollte er tun?

Über Aristoteles' ‚Politik‘

Er entschloß sich, dem Beispiel Mommsens zu folgen, der unermüdet am ‚Römischen Staatsrecht‘ weiterarbeitete, und brachte das gleichzeitig Beste und Populärste heraus, was er zu geben hatte: die schon 1856 angekündigte, immer wieder durchgefeilte ‚Politik‘ des Aristoteles. Es war nur der Kern, die ersten drei Bücher, und nicht einmal der griechische Text, sondern eine Übersetzung, in die kunstvoll ein Kommentar hineingearbeitet war: ‚Filigranarbeit‘⁶⁰. Ein Mann wie Roggenbach verstand die Absicht, wenn er sagte, Bernays habe das Werk bei der Übertragung zugleich ausgetragen, so daß es nun als reife Frucht genießbar geworden sei. „Die Durchlesung eines Buches

⁵⁷ Sybel: *Kaufmann* 142.

⁵⁸ Hertling: *G. v. Hertling, Erinnerungen aus meinem Leben*, Kempten 1919, I 176.

⁵⁹ Abraham Geiger: vgl. Abraham Geigers Leben in Briefen, hrsg. *L. Geiger*, Berlin 1878, 325.

⁶⁰ ‚Filigranarbeit‘: 26. 5. 72 Hertz.

voll Gedanken über Staat und Gesellschaft“, meinte er resigniert, „ist in *unsern* Tagen freilich wenig gemacht, Mut und Vertrauen in den künftigen Gang der modernen Kulturentwicklung zu geben. Bei ihr scheinen mir verständige Gedanken täglich weniger in Anwendung zu kommen, soweit Staat und Gesetze in Frage sind. Dies gilt für Deutschland ganz in demselben Maße als für Frankreich und England. Wenig Aussicht bleibt, daß wir aus dieser Periode, wo unbeherrschte und unbewußte Massenwirkungen die öffentliche Meinung bestürmen und bestimmen, wieder in eine Zeit der Sammlung zurückkehren, wo der wohlüberlegte, auf historischem Urteil begründete Rat von Verständigen gegenüber der Überwucht der Halbgebildeten den Ausschlag gibt.“⁶¹ Die Philologen sahen nur die philologische Leistung in dem Buch und verlangten nach mehr; nach dem auf historisches Urteil gegründeten Rat von ‚Verständigen‘, die sich selbst abseits hielten, trug nur der eigene kleine Kreis Verlangen.

Nanette Cahns Tod

Anfang Juni 1873 erhielt Bernays eines Morgens von Ritschl einen herzlichen Dankbrief für den stumm übersandten Aristotelesband⁶², das erste Lebenszeichen seit dem Bruch. Zugleich damit kam die Nachricht, daß in der vergangenen Nacht Nanette Cahn binnen zehn Minuten an einem Lungen Schlag gestorben war.

„Zu dreißig Jahren verliert man den Glauben, zu vierzig die Hoffnung, und wenn man dann auch noch die Liebe verliert, ist man tot“⁶³, hatte er zehn Jahre früher geschrieben. Er starb nicht an dem Schlag, aber es starb etwas in ihm ab; und wenige Wochen darauf folgte auch Johannes Brandis, der Freund, jener liebsten Freundin nach. Das waren nicht die älteren Lehrer der Jugendzeit, es war die eigene, ja eine jüngere Generation. Zu den Nachwachsenden wollte ein ähnliches Verhältnis sich nicht mehr herstellen lassen; selbst wo es herzlich war, wie mit Franz Bücheler, blieb eine Kluft – die Voraussetzungen für das Geschlecht vor und nach 1848 waren zu verschieden. Mommsen näherte sich den Sechzig und schien immer rüstiger zu werden; Bernays fühlte sich mit Fünfzig – alt. ‚On meurt deux fois, je le vois bien. Cesser de plaire et d’être aimable, C’est une mort insupportable. Cesser de vivre ce n’est rien‘* – in diesen bitteren Zeilen Voltaires sprach er sein Gefühl aus⁶⁴. Als Max Müller ihn um eine Photographie bat, erwiderte er: „Von mir existiert weder eine Photographie noch überhaupt ein Bild. Wenn man so wie

* ‚Man stirbt zweimal, ich sehe es wohl. Nicht mehr zu gefallen und liebenswert zu sein, ist ein unerträglicher Tod. Aufhören zu leben ist garnichts.‘

⁶¹ Roggenbach 7. 12. 72.

⁶² Rit 6. 6. 73, 12. 6. 73 Rit.

⁶³ AE (1864).

⁶⁴ Voltaire: AE (1873).

ich der Frauen Liebling ist, hat man keinen Anlaß, seine Haut auf diese Weise zu Markte zu tragen.“⁶⁵

Er blieb ruhig und gleichmütig, nur verschanzte er sich hinter einem immer dichterem und struppigeren grauen Bart, hinter immer dickeren Brillengläsern; er konnte ein wenig unheimlich wirken, wenn er spazierenging, eine kleine hagere Gestalt mit großem Schlapphut, mit hastigen federnden Schritten und kaum merklichem Hinken, unbekümmert um die Umgebung, das blasse Gesicht geradeaus haltend, da er doch niemanden erkannte⁶⁶. Bernays liebte es, wenn jemand ihn begleitete⁶⁷; doch seit den zwei Sommern, als Brandis ihn mit dem Wagen in sein neues Haus holte, den Abend in guten Gesprächen zu verplaudern, seitdem verließ er Bonn nicht mehr. Auch die Gefährten seiner Spaziergänge hatten es nicht leicht: sein Selbstbewußtsein zeigte sich in väterlichen Ratschlägen⁶⁸, die manche Eitelkeit verletzten; so gut er zuhörte, so ungern ließ er Gegenreden zu, und das Sprühfeuer pessimistischer Paradoxe, die in der Ablehnung der Zeit auch den Zeitgenossen trafen, wußten wenige mit Scherzen zu entwaffnen oder mit gleich spitzer Klinge zu parieren; die meisten zogen sich zurück. Als die jährliche Bevölkerungszunahme⁶⁹ eine Million erreichte, meinte er, wer jetzt ein Jahr früher zur Welt komme, brauche sich durch eine Million Menschen weniger durchzudrängen. Auf den Sozialismus münzte er ein Wort Ernst Moritz Arndts über die Cholera um: das sei keine Krankheit, sondern eine Todesart⁷⁰. Die wissenschaftlichen Spezialisten verglich er mit Bienen, die ihre Zellen auch unübertrefflich bauen, nur sonst nichts können, die Experimentalpsychologie mit einem Kind, das sein Spielzeug zerbricht, um zu sehen was drin ist, und dann nichts mehr hat zum Zeitvertreiben⁷⁰; und als der Realismus in der Dichtung programmatisch auftrat, fragte er, was man denn anfangen wolle mit einer Dublette der Wirklichkeit, die doch schon selbst traurig genug sei?⁷⁰

Bernays schließt sich vor der Welt ab

So lebenswürdig er gegen Frauen sein konnte, die er schätzte, so grundsätzlich war er, im Widerspruch zu aller jüdischen Tradition, gegen das Heiraten von Gelehrten⁷¹, denn die Sorge für Weib und Kind ziehe zu sehr von der Arbeit ab; Mommsens elf Kinder ließ er keineswegs als Gegenbeispiel gelten, kaum als Ausnahme. Dieses Mißtrauen gegen alle Weiblichkeit ging bis zur Schrulle. Einer der Kollegen traf ihn, wie er seine Schreibtischlampe selbst

⁶⁵ 15. 12. 78 Mül.

⁶⁶ Pers. Mitt. Alfred Phillipson.

⁶⁷ Carmen Sylva, Mein Penatenwinkel I.

⁶⁸ Väterliche Ratschläge: 3. 8. 74 Mom, Bücheler Nachruf.

⁶⁹ Bevölkerungszunahme: Jürgen Bona Meyer an Isler 30. 5. 81.

⁷⁰ AE.

⁷¹ Gegen Heiraten: J. B. Meyer an Isler 30. 5. 81; vgl. ‚Phokion‘ (S. 210).

putzte: ein so wichtiges Geschäft, erklärte er, könne man unmöglich einer Magd überlassen⁷².

Mit der Ausdehnung der Wirtschaft vertiefte sich seine lebenslange Abneigung gegen das Geld: ein Gewinn im Hasardspiel, meinte er nun, sei ehrlicher als der kaufmännische, denn dort ständen alle Beteiligten unter gleichen Bedingungen, Käufer und Verkäufer aber nicht.

Geradezu zum Haß steigerte sich seine Feindschaft gegen die Eisenbahn mit ihrem Lärm und Staub, ihrem Anreiz zu unnützem Ortswechsel und ihrer Zerstörung aller Poesie, da sie das Gefühl der Ferne aufhebe: man brauche nur ‚Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen‘ angesichts des Touristenverkehrs wiederzulesen⁷⁰. Berthold Auerbach erwiderte dann wohl, auch diese Schienen seien nur eine Bahn der ewigen Naturkräfte, denen es gelte den Weg zu bereiten⁷³. Aber Bernays steigerte sich nur noch mehr hinein und beharrte: „Europa geht einem Mittelzustand zwischen der chinesischen und der amerikanischen Gesellschaft entgegen: chinesisch, weil die skeptische Erstarrung auf eine vorangegangene Philosophie folgt, die in Amerika nie vorhanden war, amerikanisch, weil die zu einem ziellosen Paroxysmus führenden Eisenbahnen da sind, die in China fehlen“⁷⁰. Dieser Haß war stadtbekannt. Mit der Beschreibung einer durch Pferde gezogenen Schienenbahn konnte ein junger Student das heitere Wohlgefallen des Professors erwerben⁷⁴. In Bonn munkelte man, Bernays meide die Eisenbahn, weil sie nicht in der Bibel stehe⁷⁵.

Hinter dieser abschreckenden Außenseite erlebte ein empfindliches Herz die Bedrohung alles dessen, was ihm als Kultur teuer war⁷⁶: der Freiheit durch die Erweckung eingebildeter Bedürfnisse, die die Abhängigkeit eines jeden von Menschen und Dingen vermehrten; der Gesellschaft durch die einer Gemeinsamkeit der Bildung feindliche Entwicklung der Naturwissenschaften; des Geistes durch eine Massenwelt; der Persönlichkeit endlich durch Zentralisierung und Niedergang der kleineren Städte als selbständiger geistiger Zentren. Bernays übersah keineswegs die Bedeutung von Bismarcks Reichsgründung, deren Schattenseite diese Entwicklungen waren: „Die veränderte sociale Atmosphäre drückt auch auf die Universitäten mit bleierner Wucht. Der Übergang von klein- und mittelstaatlicher Existenz zu großstaatlicher vollzieht sich jetzt in Deutschland viel plötzlicher als es bei den übrigen europäischen Völkern der Fall war. Aber da bei der geographischen Lage Deutschlands seine politische Zusammenfassung die Vorbedingung seines politischen Daseins ist, so muß man für dieses Unentbehrliche den von der Natur der Dinge geforderten Preis mit den edelsten und theuersten Gütern ergebungsvoll

⁷² Schreibtischlampe: pers. Mitt. Prof. Friedr. Köpp nach Usener.

⁷³ *Auerbach*, *Das Landhaus am Rhein*, I 32.

⁷⁴ Schienenbahn: pers. Mitt. Prof. F. Köpp.

⁷⁵ Eisenbahn nicht in der Bibel: pers. Mitt. Geh. Rat Maier.

⁷⁶ Bedrohung der Freiheit: AE.

bezahlen. You cannot eat your cake and have your cake, sagt das englische Sprichwort. Freilich ist dieser Trost, wie überhaupt jeder Trost, nur eine Constatierung des Verlustes.“⁷⁷ „Die Mikrokosmen verschwinden jetzt“, trug er in dem gleichen Sinne in sein Merkbuch ein, „sowohl die kleinstaatlichen wie die individuellen. Jeder Einzelne ist mit dem unerbittlichen Rad der großen kosmischen Gesetze in unvermittelte und daher zermalmende Berührung gebracht.“⁷⁸ Er konnte diesem Rad nicht in die Speichen fallen, erliegen wollte er auch nicht. Je höher die allgemeinen Lebensansprüche stiegen, desto mehr schränkte er die seinigen ein. Um sich die innere Freiheit zu sichern, vernachlässigte er sein Äußeres, versagte sich Bequemlichkeiten⁷⁹, die er in Breslau zu schätzen gewußt, und hielt sich streng selbst im Essen: abends gestattetete er sich kein Fleisch mehr, nur etwas Gebäck zum Tee. An den Hügeln ringsumher wuchsen prunkvolle Villen aus dem Boden, die Geselligkeit wurde immer üppiger, die Speisekarten länger und raffinierter, Vergnügungs- und Badereisen gewohnter. Bernays lebte fast im Belagerungszustand.

Er war wie ein Eisberg: aus der Nähe starr, abschreckend, gefährlich durch Klippe und Riff, die Masse des Tiefgangs bergend unter schmaler Oberfläche, in die Ferne leuchtend in klar geschliffenen Flächen, den seltenen Strahlen der Sonne zugewandt und weithin grüßend zu den alten Gefährten.

Noch tastete nichts die Herrschbefugnis der Wissenschaft an; nur ihr Szepter war der Philologie aus den Händen geglitten. Wie vor ihr die Theologie und die Philosophie wurde sie zum ‚Fach‘ neben anderen Fächern. Die hellen Augen, in denen die Zeit ihre Vorhut entsendet, beugten sich zwanzig Jahre zuvor über Inschriftensteine und Palimpseste, jetzt über Mikroskope und Statistiken. Usener und Bücheler hielten den Ruf ihres Seminars auf der Höhe, ja die Wissenschaft verfeinerte sich, seit sie nur mehr sich selbst gehörte. Was indes an Studenten kam, ragte seltener über das brave Mittelmaß hinaus, und Bernays, indem er zum erstenmal dem Durchschnitt Rechnung trug, verlor die Elite⁸⁰. Bald war es nicht mehr die Regel, ihn zu hören; als junger Anfänger hatte er nicht vor so leeren Bänken gelesen. Seltener wurden auch die Besuche bei ihm. Kam einer der Jungen, so stieg der kleine Mann mit dem schwarzen Käppchen schwerfällig auf einen Stuhl, die Weinflasche vom Schrank zu holen, und bot mit würdevoller Höflichkeit Rotwein und gewichtige Ratschläge dar⁸¹: man müsse den einzelnen Autor aus dem Ganzen seines Werkes und der Zeit verstehen lernen; man solle die griechischen Klassiker nur in den soliden alten Ausgaben des siebzehnten Jahrhunderts kaufen. Die Ratschläge waren gut, nur wirkten sie, von einem eindrucksvoll gehobenen Zeigefinger – einer Familiengeste – unterstrichen, pastoral: Bernays

⁷⁷ 11. 8. 73 Hertz.

⁷⁸ Mikrokosmen: AE (1872).

⁷⁹ Bequemlichkeiten: J. B. Meyer an Isler 30. 5. 81.

⁸⁰ Studenten Durchschnitt: *Usener* ADB.

⁸¹ Besuche: pers. Mitt. Carl Hinrichsen nach Richard Kralik (1876).

wurde, ohne es zu merken, seinem Vater immer ähnlicher. Die Studenten nahmen die Wissenschaft nicht so heilig und blieben aus.

Ein Aufsatz über Gibbon bleibt unvollendet

Er tröstete sich mit Schleiermachers Rat, wer die Fünfzig überschritten habe, tue gut daran, den Schwerpunkt seiner Tätigkeit nicht auf das Katheder zu verlegen⁸². Die Bibliothek füllte seine Zeit aus; seine Kraft blieb frei, so gern er die Tätigkeit damit vertiefte, wissenschaftlich nützliche Ratschläge zu geben. Er hätte wieder schreiben mögen wie einst in Breslau, nahm auch nach Nanettes Tod die alte Lieblingsidee auf, Gibbons Art und Bedeutung darzustellen⁸³. Doch in dem Gefühl, kein Publikum dafür zu finden, legte er diesen schönsten und reifsten seiner Entwürfe das dritte Mal beiseite, und diesmal für immer. Für sich selbst sammelte er Aussprüche über die Süßigkeit des Nichtstuns von Männern, die wie er selbst dabei im eigenen Studium unermüdlich waren⁸⁴; nur drucken ließ er nichts, es sei denn Kleinigkeiten, wenn Böheler für das ‚Rheinische Museum‘ oder Mommsen für den ‚Hermes‘ ‚bettelte‘⁸⁵ oder wenn es ihm selber in den Fingern juckte, wissenschaftliche Unwissenheit zurechtzuweisen. Das trieb er am liebsten anonym. Einmal freilich, als er darauf hinwies, ‚Ambacum‘ heiße im Griechischen der Prophet Habakuk⁸⁶, meinte Mommsen mit einem lebenswürdigen ‚Xenien‘-Zitat, die Autorschaft verstehe sich auch ohne Namen von selbst: „Wo Habakuk und Aristoteles einen Bund flechten, da steht ‚sauber mein J. B. darauf‘.“

Mit Ritschl war der Bruch zwar ausgeglichen, das alte Verhältnis aber stellte sich nicht wieder her. Auch die Korrespondenz mit Heyse schief langsam ein, als diesen in der Familie schweres Leid traf. Trotzdem war Bernays tief verletzt, als Heyse Frau und Tochter in ärztliche Behandlung nach Bonn brachte, ohne ihn zu besuchen, wenn er sich auch rasch wieder besänftigen ließ, als Heyse bald darauf das Versäumnis gutmachte⁸⁷. Mommsen rückte immer mehr an die Stelle, die einst Ritschl eingenommen, auch darin, große Pläne, die die Kraft eines Einzelnen überstiegen, durch ihn der Verwirklichung zuzuführen⁸⁸, seitdem er sich nach Haupts Tode als Sekretar der Akademie für immer hatte an Berlin binden lassen. Dieser Sinn für das Bauen im Großen bewahrte Bernays davor, zum Kleinmeister zu werden, obwohl er selbst nur die Stelle bezeichnete, wohin der fertige Bau einmal zu stehen kommen werde, und den Grundriß skizzierte, ohne beim Mauern Hand anzulegen.

⁸² Schleiermachers Rat: zitiert (5. 3. 74 Mom) aus dessen Buch über die deutschen Universitäten.

⁸³ Gibbon: AE; Entwürfe Ges. Abh. II 206 ff.

⁸⁴ AE. ⁸⁵ Mom 16. 7. 75.

⁸⁶ Ambacum: Hermes 6 (1872) 250–252, Ges. Abh. II 289–291; Mom 11. 6. 71 (Goethe und Schiller, Xenien: ‚Sachen, so gestohlen worden. Immanuel Kant spricht‘).

⁸⁷ 19. 4., 22. 9. 74 Hey. ⁸⁸ 27. 2., 5. 3. 74 Mom.

Würdigung von Mommsens ‚Römischem Staatsrecht‘

Begegnete dieser Sinn für wissenschaftliche Architektonik einer großen Leistung und gar der eines Freundes, so konnte Bernays loben in großem Stil. Gelehrte gewinnen das selten über sich, es sei denn, der Gegenstand ihres Rühmens habe die Vorsicht besessen, seit ausreichender Zeit tot zu sein. Bernays lehnte die Zeit nicht ab, um sich selbst in die Höhe zu schrauben, wie Schopenhauer es tat. Tadel und Lob entsprangen dem gleichen Wertgefühl; ja wenn es sich nicht um ihn selbst handelte, war er geneigt, auch den Methoden der Zeit gegenüber fünf gerade sein zu lassen und unbefangen zu tun, was er für sich verschmähte. Für seine eigene Ausgabe der philonischen Schrift über die Unzerstörbarkeit der Welt erbat er von Mommsen die Gastfreundschaft der Akademiepublikationen und machte Gebrauch davon, obwohl dieser es widerriet: er wollte, selbst bei Verzicht auf Honorar, den Verleger nicht an einem seiner Bücher Geld verlieren sehen, und noch mehr widerstand ihm die ‚ganze abscheuliche Zeitungsreklame‘⁸⁹. Als jedoch Mommsen – ‚da ich sehr wohl weiß, daß Sie mein bester Leser sind‘⁹⁰ – ihm die Korrekturbogen des ‚Römischen Staatsrechts‘ sandte, schrieb er eine Besprechung nicht für das gelehrte, sondern für alles gebildete Publikum und lud mit offener Reklame alle, die etwas Latein verstanden, ‚getrost zur Lektüre ein‘⁹¹.

Allerdings hielt der Aufsatz sich von den Superlativen der üblichen Zeitungsreklame ebenfalls frei. Indem Bernays zuerst die Bedingungen eines solchen Werkes erörterte, die bedeutendsten Vorgänger würdigte und übertraffen fand, sagte der Maßstab, den er wählte und füllte, allein genug: es komme in dem Philologen, Juristen und Politiker eine Vereinigung von Eigenschaften zusammen, ‚für welche die vierhundertjährige Geschichte der Altertumforschung bisher kein Beispiel aufzuweisen hatte‘. Wenn Bernays kontrastierend einen der Vorgänger hell, doch nicht tief nannte und an Mommsens Darstellung die innere Selbständigkeit und ‚ein elastisches Schreiten‘ hervorhob, klangen ganz verdeckt, vielleicht unbewußt Motive aus der Darstellung Scaligers an, wie eine rasch verwehende Erinnerung an jenen ‚leichten, schwungvollen Schritt eines Mannes, der nie ein Joch getragen‘.

Er selbst schrieb diese Besprechung, von allem Kram gelehrten Beiwerks befreit, beschwingter, bündiger als es sonst seine Art war, selbst das höchste Lob durch genaue Begrenzung dosierend, mit einer bildhaften Prägekraft des Stils, die auch der Form nach sein Urteil beglaubigte. Die Besprechung schloß mit dem graziösen Scherz, Proben aus einem systematischen Werk gemahnten

⁸⁹ Akademiepublikation: 26. 10. 76 Mom; die Stelle des Konzepts über Zeitungsreklame ist im Brief weggelassen.

⁹⁰ Mom 31. 7. 74.

⁹¹ Besprechung von Mommsens ‚Römischem Staatsrecht‘: Deutsche Rundschau II 54, Ges. Abh. II 255 ff.

allzuleicht an die Eulenspiegelei eines Kumaners, der ein Haus verkaufen wollte und einen aus der Mauer geschlagenen Stein als Probe vorwies. So heiter und gewichtlos freundlich konnte der Professor sein, der in Bonn mit einigem Recht für einen schrulligen und bissigen Sonderling galt. Bernays hielt Dankbarkeit des Geistes für eine jüdische Eigenschaft⁹²; er selbst hatte nicht besonders häufig Gelegenheit, sie zu bewähren, doch dann gab er sich im Schenken ganz.

„Obwohl es contra bonos mores sein soll, sich bei seinem Rezensenten zu bedanken“, schrieb Mommsen zurück, „so will ich mir eine Ausnahme gestatten und Ihnen es aussprechen, wie aufrichtig und ehrlich ich mich wenigstens eines solchen Lesers freue. An dem plausus ist in jedem Sinn Eitelkeit, und ich kann es Ihnen nicht sagen, wie lebhaft ich es empfinde, daß ich eigentlich meine Gedanken für mich behalte, auch wenn ich sie drucken lasse; die meisten sind dafür zu dumm und die es nicht sind, wieder meist zu fahrlässig oder überbeschäftigt. Gott helfe mir, oder Jahwe, wenn Sie das lieber hören, ich weiß keinen, der Ausnahme macht als Sie oder wenigstens wie Sie.“⁹³ Da Mommsen die ‚Deutsche Rundschau‘ Rodenbergs zwar vorschlug, selbst aber natürlich die Arbeit dort nicht anbot, bat Bernays den Abgeordneten Lasker darum. Der befreundete Parlamentarier habe ihm jetzt von einer solchen Besprechung erzählt – ‚für mich sehr überraschende Mitteilungen‘⁹⁴ –, schrieb Mommsen mit spitzbübischem Augenzwinkern, als die kleine Verschwörung gelungen war.

Der ‚Unzeitgemäße‘

Sonst aber wurde Bernays um so stiller, je lauter die Zeit ihr Wesen trieb. Er hatte sich endgültig daran gewöhnt, zu den ‚Unzeitgemäßen‘ zu gehören, wie der alte Jacob Burkhardt und der junge Nietzsche, die sich auf die Betrachtung zurückzogen, sehnsüchtig zurück-, skeptisch, aber unerschrocken vorausblickend. Mit dem üblichen Wissenschaftsbetrieb mochte er auf die Dauer immer weniger zu tun haben und erwog ernstlich, seine Vorlesungen ganz aufzugeben. Als Leiter der Bibliothek hielt er den Etat im Einklang mit der ‚wirtschaftlichen Revolution‘ der Preise, auch gelang es ihm, zurückkehrende Deutschamerikaner zu großen Stiftungen⁹⁵ zu gewinnen; als jedoch über die Verteilung sich Streitigkeiten erhoben, überließ er dem Historiker und dem Geographen die Verfügung allein, ‚um nicht mit seinen Kollegen in unangenehme und unentscheidbare Differenzen zu geraten‘⁹⁶. Ebenso zog er es vor, die Unterschlagung eines früheren Assistenten aus eigener Tasche zu

⁹² Dankbarkeit des Geistes: *Berthold Auerbach*, *Das Landhaus am Rhein*, 3 135.

⁹³ Mom 30. 10. 74.

⁹⁴ Lasker: Mom 25. 11. 74.

⁹⁵ Stiftungen: Friedrich Kapp 1872, Putzsche Stiftung 1877 (*Erman* 220 ff.).

⁹⁶ Kuratorialbericht 4. 2. 78, *Erman* 221 f.

decken⁹⁷, statt mit den Aufsichtsbehörden erst eine lange Diskussion zu führen: er wollte seine Ruhe haben.

„In der Not dieser Zeit hat die bloß gelehrte oder schöne Literatur für die ernstesten Menschen alles Interesse verloren. Nur die allerhöchsten Probleme können sie noch beschäftigen. Aber welcher ernste Mensch wird über die allerhöchsten Probleme Bücher schreiben?“⁹⁸, fragte Bernays sich selbst. Er versuchte es doch. Noch in Breslau hatte er den glänzenden Nachweis geliefert, daß in der dem Philo zugeschriebenen Schrift ‚Über die Unzerstörbarkeit des Weltalls‘ ein Blatt an die falsche Stelle gerückt sei, und den richtigen Zusammenhang wiederhergestellt. Nun schienen ihm die darin aufbewahrten Lehren der griechischen Philosophie über die Ewigkeit oder Vergänglichkeit der Welt bedeutend genug, sich dem Buch abermals zuzuwenden. Zum erstenmal seit dem Lukrez gab er die Schrift selbst heraus und begann einen ausführlichen Kommentar dazu. Es waren Gedankenreihen, die ihn lange beschäftigt hatten: die Konvergenz des griechischen Denkens mit biblischer Ethik in Plato und Aristoteles; Heraklit; die stoische Vergöttlichung des weisen Menschen; dazu so moderne Fragen wie die nach der Freiheit des Denkens, nach der physiologischen Urzeugung. Er verwob in die Darstellung des Gedankenganges kunstvolle kleine Abhandlungen über die antiken und modernen Fassungen der darin berührten philosophischen Lehren. Doch je weiter er schrieb, desto klarer wurde ihm die Unmöglichkeit, selbst diese Arbeit ohne griechischen Text dem Verleger und dem zeitgenössischen Publikum zuzumuten; und als ihm das klar wurde, schrieb er nicht weiter.

Er hatte keine Kinder und war sehr allein. Die Schüler, an denen ihm lag, waren längst flügg, die Freunde in eigener Arbeit oder tot; auch Ritschl war nun hinübergegangen. Zehn Jahre früher hatte es Bernays noch Spaß gemacht, die berühmte Christusstelle des Josephus⁹⁹ als ‚ingeschwärzt‘ zu erweisen. Die kleine bedeutsame Arbeit war mit Haupts Nachlaß verkrant, verschleudert, verloren. Mommsen wollte sie für den ‚Hermes‘ haben und sah nicht ein, warum der Freund ‚den einmal gefaßten guten Vorsatz, unserem frommen Zopf eine kleine Klette einzusetzen‘, nur aufgeben, weil ein Blatt Papier verloren sei, das er ohne Zweifel auswendig wisse; allein Bernays mochte, ‚da es einmal verlorengegangen ist, die Gläubigen nicht weiter ärgern‘. Nun machte es ihm keinen Spaß mehr. Die Gläubigen waren ohnedies bedroht genug. Immer hatte er seine Existenz eingesetzt für eine Zukunft der europäischen Kultur, worin Bibel und Antike, zu einer Einheit verschmolzen, die Grundpfeiler bilden. Immer war er geneigt gewesen, die Tauglichkeit des Christentums dafür in Zweifel zu ziehen – solange das Christentum die selbstverständlich herrschende Religion war. Vor der Bedrohung religiösen Fühlens überhaupt trat dieser Gegensatz zurück: vor der gemeinsamen Gefahr waren

⁹⁷ Unterschlagung: *Erman* 210.

⁹⁸ AE (1877/78).

⁹⁹ Christusstelle bei Josephus: 16. 1., 17. 2. 76 Mom; Mom 23. 1., 20. 2. 76.

Diskussionen dieser Art, aufs Grundsätzliche hin gesehen, nicht mehr als Familienstreitigkeiten. In der Sorge vor einem möglichen Zusammenbruch der europäischen Kultur, die ihn seit 1870 nicht mehr verließ, nahm das Schicksal des Christentums nun den ersten Rang ein. Er wollte die Gläubigen nicht weiter ärgern.

Ernst Curtius über Bibel und Antike

Seine ganze Generation fühlte es im Gebälk der Kultur knistern; oder wenn nicht die ganze, doch der Teil der Generation, der sich vor Bismarcks und Treitschkes optimistischen und imperialistischen Fanfaren verschloß. Nicht jeder wollte sich so kampflos still zurückziehen wie Bernays. Ernst Curtius, mit dem Ruhm der Ausgrabung Olympias und der Auffindung der Nike des Paionios geschmückt, benutzte als Rektor der Berliner Universität die Gelegenheit der Kaisergeburtstagsfeier von 1876 zu einer Festrede über ‚Die Hellenen und das Volk Israel‘. Der Fortschritt des Menschengeschlechts, sagte er, beruhe im Aufgehen geschichtlicher Gegensätze in einer höheren Einheit; viele Völker hätten sich als solche auserwählt gefühlt, doch mit Recht nur zwei: „das Volk, welches inmitten einer vom Götzendienst erfüllten Welt die reine Anschauung Gottes hatte, und das Volk, welches eine so reiche und eigentümliche Bildung bei sich entwickelt hat, daß es alle andern Völker als Nicht-Hellenen oder Barbaren ansehen und geringschätzen durfte.“ Beide Völker seien auf geistigen Besitz stolz, beide kleine Minoritäten gegenüber den umwohnenden Nationen, beide erst in der Abwehr des Fremden selbstbewußt und stark geworden, und ihr Erbe sei „von solchem Wert, daß sich noch heute die Völker danach unterscheiden, wie weit es ihnen gelungen ist, dasselbe sich anzueignen“. Der Fortschritt menschlicher Bildung bedeute also die Überwindung des Gegensatzes dieser Völker in jedem Einzelnen: „Wir müssen die nach allen Seiten methodisch ausschreitende, alle Gebiete der Natur und der Geschichte rastlos durchmessende Forschung der Hellenen mit der Sammlung und Vertiefung des Gemüts und der entschlossenen Hingabe desselben an eine zentrale Wahrheit zu verbinden suchen, wodurch das Volk der Religion berufen war, die ihm anvertraute Idee wie ein Heiligtum durch das wilde Gedränge der alten Völkergeschichte still hindurchzutragen und dadurch den Grund zu schaffen, auf welchem die ganze moderne Kultur ruht.“

Das war ganz und gar auch Bernays' Meinung, und als Curtius ihm ein Exemplar der Rede sandte, schrieb er zurück¹⁰⁰: „Daß solche Gesinnungen an solcher Stelle und in solcher Weise jetzt ausgesprochen werden, muß mir hohe Freude bereiten, und ich fühle mich um so mehr gedrungen, Ihnen diese Freude recht warm auszudrücken, da ich allen Grund zu zweifeln habe, ob bei den meisten Ihrer Zuhörer und jetzigen Leser für jene Gesinnungen Zustimmung

¹⁰⁰ 23. 4. 76 Cur; siehe Frontispiz.

oder auch nur Verständnis vorauszusetzen ist.“ Er erinnerte daran, daß er selbst vor fünfzehn Jahren am Schluß des ‚Sulpicius Severus‘ nachdrücklich der gleichen Meinung Ausdruck gegeben, und erwähnte den brieflichen Protest gegen diese ‚Mesalliance‘, den er damals erhielt. „Seit jener Zeit“, hieß es in einem nicht abgesandten Entwurf zu diesem Brief, „hat die innerliche und äußerliche Abwendung von allem Biblischen in den gebildeten wie in den ungebildeten Kreisen Deutschlands beträchtlich zugenommen; seitdem Karl der Große die Sachsen zu Christen schlug, ist sie wohl noch nie so tief und bitter gewesen wie jetzt; und allem menschlichen Absehen nach wird sie diesmal sehr lange andauern. Doch Sie kennen den tiefsinnigen Spruch: ‚Er ist stark und führt es aus; Sein ist, der da irret und der da verführet.‘“¹⁰⁰ Im Briefe selbst strich Bernays die Stelle über Karl den Großen ängstlich wieder aus und wollte selbst mit dem tröstlichen Hiobzitat bei dem gläubigen Curtius keinen Anstoß erregen.

‚Sein ist, der da irret und der da verführet‘: das war wohl der tiefste der Gründe, die Bernays in ruhigem Gleichmut erhielten und vor Verzweiflung bewahrten. Die religiöse Krise lag weit hinter ihm; aus Zweifeln war Friede geworden. Er war nicht viel über die Fünfzig hinaus und fühlte sich alt. Ein Mensch wie er hätte ein Alter, das nichts mehr für sich selbst will und Leidenschaften wie Schmerzen in die reine Klarheit der Betrachtung auflöst, als die ihm gemäßeste Lebenszeit begrüßen können; doch dafür war er vielleicht noch zu jung. Er empfand es nur als Last: „Jede Heuchelei ist widerlich; die widerlichste vielleicht die Erheuchelung der Lebenslust, wie sie so viele nicht alt werden wollende Greise betreiben.“¹⁰¹ Er beneidete seine Vorbilder um frühen Tod: „Spinoza war ein großer Meister in der Kunst zu resignieren. Aber das schwerste Kunststück dieser Art hatte er zu probieren keine Gelegenheit: er brauchte sich nicht zu resignieren ein alter Mann zu sein, da er als Fünfundvierzigjähriger gestorben ist.“¹⁰¹ An sich selbst beobachtete er Veränderungen der Handschrift, und überhaupt beobachtete er wieder sich selbst: „Das Altwerden äußert sich darin, daß die Dualität des Menschen verstärkt wird, er sich selbst zusieht, wie er lebt.“¹⁰¹ Die Gewohnheit, dem eigenen Leben den Puls zu fühlen, konnte ihn nicht jünger machen. Das Packeis hatte den Eisberg so hochgehoben, daß sein Schwerpunkt über der Wasserfläche lag.

Orientalische Studien – privat

Für das schwankende innere Gleichgewicht einen Ausgleich im Dienst an einem größeren Ganzen, in der Hingabe an eine höhere Einheit zu suchen, verbot ihm die Zeit, die er ‚in allen geistigen und moralischen Dingen an einem verhängnisvollen Wendepunkt angelangt‘ sah. Zum Prediger in der Wüste war er nicht geschaffen, obwohl er eine Übersetzung des Propheten

¹⁰¹ AE.

Jeremia mit Kommentar begann, die bis zum fünften Kapitel gediehen ¹⁰². „Unter diesen Umständen“, sagte er, „mache ich es wie Goethe während der Freiheitskriege; ich wende die Zeit, die mir von meinen pflichtmäßigen Studien und Amtsgeschäften übrigbleibt, auf orientalische Studien και τέρω τὴν ἑμαυτοῦ φρένα *.“ ¹⁰³

Dieser kleine Oberbibliothekar war wohl der beste Kenner der Weltliteratur, den es zu seiner Zeit gab. Er beherrschte die acht Sprachen, worin das Leben Europas und des Vorderen Orients sich seit zweieinhalb Jahrtausenden ausgesprochen hat; nur Indien und China verdämmerten noch hinter dem Horizont. Das religiöse, geistige und politische Leben übersah er in einer Tiefe, wie wenige Menschen vor ihm: Philosophie, Literatur und Staatswesen der Griechen und Römer in den Verknüpfungen ihres Entwicklungsganges und als lebende tägliche Wirklichkeit; die Bibel und die lange Geschichte ihrer Wirkung aus dem Judentum ins Christentum, über Alexandria, Byzanz und die Wirren der Völkerwanderungszeit bis ins mittelalterliche Rom; die neuere europäische Literatur seit Dante und Bacon in Italien, Frankreich, Holland, England und Deutschland in ihren Verbindungen mit der zeitgenössischen, in ihrer Stellung zur alten Geschichte. All das war aus den Quellen selbst geschöpft, von einem riesigen Gedächtnis bewahrt, vertieft von einem sicheren Sprach- und Stilgefühl, lebendig durch fortwährenden Bezug auf die Gegenwart. Dieser Mann war ein kostbares Instrument – konnte er dafür, wenn niemand es zu spielen wußte?

Orientalischen Studien sich zuwenden, hieß zurückkehren in das Jugendland, in die heimatlichen Gefilde des Vaters. Die Anlässe dazu, Frensdorffs Massora-Werk ¹⁰⁴, zu dessen Erscheinen Bernays die Wege geebnet hatte, und Zacharias Frankels Kommentar zum Jerusalemischen Talmud, lagen in Reichweite; der Grund dieser Studien ging tiefer. Aus Frensdorffs Arbeit suchte Bernays sich die ‚das älteste Sprachgut gleichsam in fossilem Zustand bergenden‘ altbiblischen Eigennamen heraus, auf deren Bedeutung für die Religionsgeschichte sein Vater einst im ‚Bibelschen Orient‘ hingewiesen. Er veröffentlichte nichts von diesen Studien und verweigerte Frensdorff wie früher eine Besprechung, weil sie ‚den christlichen Gelehrten zu sehr auffallen würde: man kennt mich dort zwar als Orientalen, aber nicht als zünftigen Orientalisten‘. Er trieb diese Forschungen für sich und wollte sie für sich behalten. Ein Stück Jugend, Heimat, ein Klang aus schönerer Vergangenheit war darin: er suchte sich selbst in diesen Blättern, um sich nicht zu verlieren. Denn die einzige Einheit der Persönlichkeit ¹⁰⁵, die er in einem zerrissenen Herzen

* Und tue meinem Herzen wohl.

¹⁰² Jeremia: Bonn *S 951.

¹⁰³ 25. 7. 76 Pattison.

¹⁰⁴ Frensdorff: vgl. *M. Fraenkel*, *Mtsschr. f. d. Wiss. d. Jts.* 80 (1936) 121–126; *M. Güdemann* (s. 126, 9), 48; 27. 12. 75 Frensdorff.

¹⁰⁵ Einheit der Persönlichkeit: Einleitung zur *Vorlesung über die Geschichte der Philologie, W. S. 78/79, Bonn.

spürte, war die des Gedächtnisses, und wer wie er als letzter in der Kette alter Ahnen lebte, mußte ihr Leben in seines ziehen, sich ganz in Gedächtnis verwandeln, wenn er sein schweres Leben ertragen wollte.

„Solche Spätlinge“, schrieb der junge Nietzsche damals nieder, „sind lebende Gedächtnisse, und doch ist ihr Gedenken ohne Erben sinnlos.“¹⁰⁶ Bernays sorgte sich nicht darum; von der Erbschaft des Geistes, die zu verwalten in seine Hand gegeben war, bildete das Erbe des Blutes nur einen Teil, und was er säte, des kümmerte ihn die Ernte nicht.

Tagsüber jedoch war Bernays mit voller Aufmerksamkeit der Umwelt zugewandt und, ‚ein würdevoller Tyrann der Mitredenden‘¹⁰⁷, zum Eingreifen jederzeit bereit. Als Schaarschmidt sich einmal in der Bibliothek mit einem Studenten über griechische Philosophie unterhielt, stürzte der Oberbibliothekar aus seinem anstoßenden Arbeitszimmer und beschwor den verdutzten Jungen, nur ja nichts von alledem zu glauben – es sei alles falsch!¹⁰⁸ Doch von solchen Temperamentsausbrüchen abgesehen nahm Bernays eher eine gewisse Altmeisterlichkeit an. Als Mommsen den ‚Hermes‘ zu reorganisieren suchte, drang er auf ‚eine sehr straffe Centralisation‘ des Zeitschriftenwesens: die ‚chaotische Überfülle‘ wirke geradezu verderblich, indem sie ‚die unreife Produktion der striplings‘ befördere. „Unreif haben wir alle begonnen“, erwiderte Mommsen, „und die Gemeinschaft mit den Reifen wirkt disciplinierend, vielleicht sogar umgekehrt... Desperieren ist freilich leicht, aber wir stehen eben Posten, und man muß da nicht zu sehr fragen, wie nahe und übermächtig der Feind ist. Helfen Sie uns immer nur ein bißchen; wir danken doch noch dem Herrgott, daß wir nicht sind ‚wie diese‘.“ Oder, mit einem Hinweis auf seinen jungen Schwiegersohn Ulrich v. Wilamowitz: „Wenn man solche junge Leute eintreten sieht, so scheint mir Ihre Desperation keineswegs berechtigt; sehr ideal war die Geschichte nicht, auch als wir jung waren, und schlechtere, als wir sind, werden auch nach uns nicht ans Regiment kommen.“ Bernays hatte allerdings Gründe, die Verhältnisse seiner Jugendzeit ‚ideal‘ zu finden. Mommsen hatte elf Kinder und einen Schwiegersohn: er hoffte nicht darauf, daß was stirbt auch wieder auferstehen kann; er nützte die Stunde.

Über ‚Lucian und die Kyniker‘

Den Angriff der Zeit witterte Bernays nun auch, wenn er aus Freunden sprach. Heyse widmete ihm die Übersetzung von Leopardis Gedichten, zu der er zwanzig Jahre zuvor die Anregung gegeben hatte. Aus dem Vorwort griff er, bei aller Freude über das Geschenk, sofort den Satz heraus, daß ‚Selbstgenuß die Wurzel jeder Glücksempfindung sei‘¹⁰⁹, und bekämpfte ihn

¹⁰⁶ Nietzsche: Unzeitgemäße Betrachtungen II, Werke I 251 f.

¹⁰⁷ Bücheler, Nachruf.

¹⁰⁸ Pers. Mitt. Prof. Fr. Koepf nach Müntel; 16. 1. 76 Mom, Mom 20. 2. 76.

¹⁰⁹ Leopardi: 13. 4., 9. 6. 57 Hey.

mit Aristoteles' Unterscheidung zwischen Glück und Lust. Nur diese, nicht jenes gehe auf das eigene Selbst zurück: „Denn es gibt nicht wenige und zwar edle Naturen, welche dieses ‚Glück‘ in möglichst unselbstischer Gemütsstille suchten und zuweilen auch fanden.“ Heyse suchte ihn zu begütigen¹¹⁰; er spürte wohl, daß hinter den unpersönlichen Definitionen eine persönliche Abgrenzung lag. Aber Bernays antwortete nicht mehr.

Er antwortete unpersönlich und still: mit einem Buch. Es war nicht einmal Heyse selbst zugeeignet, sondern Franz v. Roggenbach und hieß ‚Lucian und die Kyniker‘. Das Philologische, eine Stelle des Arztes Galen über einen in der Schrift des Spötters Lukian erwähnten kynischen Philosophen, war fast nur noch ein Vorwand für die Feststellung, auch die Griechen hätten nicht ‚in einem mehr oder minder veredelten heiteren Lebensgenuß das Ziel des Daseins gesucht‘, auch bei ihnen sei ‚Harmonie ohne vorangegangenen Kampf nur das Erbteil der für die Welträtsel unempfänglichen Seichtigkeit‘¹¹¹ gewesen, auch ihren Denkern sei nicht fremd, ‚was niemand treffender ausgedrückt hat als Goethe: Genießen macht gemein‘. Eine kluge Stimme erinnerte daran, der wahre Quell der inneren Freiheit sei die Entsagung, und deutete das Auftreten des Diogenes und seiner Schüler als Gegenbewegung zu der ‚banausischen Genießlichkeit‘ des griechischen Bürgertums, als einen ‚praktischen Protest Einzelner gegen die Leiden, Torheiten und Sünden einer in entseelten Formen erstarrten, dem Untergang geweihten Zivilisation und einen Versuch, aus dem allgemeinen Schiffbruch die Freiheit des Individuums zu retten‘¹¹¹. Daß die Kyniker in den achthundert Jahren ihres Bestehens ‚die am reinsten deistische Sekte‘ des Altertums waren, bildete nur eine Pointe mehr¹¹¹.

Als das Buch in den letzten Dezembertagen 1878 versandbereit lag, traf es auf eine ganz veränderte Lage. Der erste Rückschlag der Gründerjahre war überwunden. Bismarck, auf der Höhe seiner Macht, warf das Steuer herum. Das Schreckgespenst der Sozialdemokratie verhalf ihm nach zwei alarmierenden Attentatsversuchen auf den alten Kaiser zu einem überlegenen Wahlsieg. Ausnahmegesetze gegen die Sozialdemokratie, Hochschutzzölle gegen die Liberalen besiegelten die dritte Niederlage des deutschen Bürgertums.

Liberalismus in der Verteidigung

Dieses Bürgertum hatte sich kulturell und wirtschaftlich, aber nicht politisch durchgesetzt. Heer und Verwaltung, und damit die Macht, blieben in der Hand des Adels. Die Fortschritte der Bewaffnungstechnik, die Kraft besserer Organisation schlossen jede Revolution auf lange hin aus. Ein Genie hatte einen Stand gerettet. Die Sieger übernahmen die Kultur des Bürgertums, die ‚Bildung‘: einen höfischen Stil gab es nicht mehr, und deshalb auch kein gutes

¹¹⁰ 9. 6. 78 Hey, Hey 11. 6. 78.

¹¹¹ Lucian und die Kyniker 21 ff., 25, 27.

Gewissen der Adelsmacht, nur die grobe Gewalt. 1848 hatten die Waffen, 1862 politische Überlegenheit den Ausschlag gegeben; diesmal ging die eigentliche Machtträgerin, die Industrie, mit fliegenden Fahnen über. Der Grundbesitz brauchte nicht mehr, wie nach Olmütz, seine Standesinteressen mit christlich-germanischen Idealen zu verbrämen, er brauchte nur die Großbürger zu sich herüberzuziehen. Staatliche Verteidigung und imperiale Politik siegten über die Freihandelsdogmen des Manchestertums; anstelle der abgewirtschafteten Nationalliberalen wurde, mitten aus dem Kulturkampf heraus, das Zentrum regierungsfähig.

Wie im Vormärz war alles, was nicht im konservativen Lager stand, auch moralisch verfehlt, wie im Vormärz wurde das mittlere Bürgertum von der Politik auf Wirtschaft, Kultur und Sozialleben zurückgeworfen: der Liberalismus, nicht mehr kräftig genug, Wunden zu schlagen, beschränkte sich auf Krankenpflege, und da er das Leben nicht mehr beherrschen durfte, wollte er es wenigstens schmücken. Bildung, einst als Waffe gedacht, wurde Selbstzweck: wie sollte sie nicht stockig und ranzig werden? Georg v. Bunsen sprach von der ‚Poesie des Weltpostvereins‘¹¹². Moritz Lazarus leitete den deutschen Zweig eines internationalen Hilfskomitees für die unterdrückten rumänischen Juden, als dessen Mitglied er auch Bernays gewann¹¹² – die Königin von Rumänien war die Tochter der Fürstin v. Wied.

Doch als es ans Kämpfen ging, war immer noch Kraft genug da, nicht freiwillig die Waffen zu strecken: der Kampf gegen Hochschutzzölle war die letzte zündende Parole des Bürgertums. Der Ausgang schien fraglich trotz der Hilfe des Zentrums zu einer festen bürgerlichen Front. Die protestantische Kirche, gespalten in einen legitimistisch-adligen und einen freiheitlich-bürgerlichen Flügel, sah ohnedies dem Machtzuwachs der Katholiken mit gemischten Gefühlen zu.

Stöckers antisemitischer ‚Sozialismus‘

Hier lag der Grund zu Stöckers Plan, Lassalles Gedanken einer Verbindung von Adel und Arbeiterschaft gegen das Bürgertum, eines Sozialismus mit nationalem Vorzeichen, von der anderen Seite her aufzugreifen. Christentum allein war keine wirksame Parole, materiell hatte er den Arbeitern nichts zu versprechen; er mußte ideologisch vorgehen. Für die Hofpartei war ein Kreuzzug für das Christentum mit dem Hintergedanken, zu dem Generalstab nachträglich ein Heer zu erfinden, plausibel genug, dem Versuch wohlwollend zuzusehen. Der Kultur und der Bildung, beiden Parteien gemeinsam, durfte man nichts anhaben; Katholiken und Industrie, beide verhaßt genug, waren die eigenen Verbündeten. So blieb nur der Kampf gegen die Juden,

¹¹² Georg v. Bunsen Weltpostverein: *Marie v. Bunsen*, Georg v. Bunsen 262; Rumän. Hilfskomitee; *N. M. Gelber*, *Leo Baeck Inst. Year Book V* (1960) 235.

gleich brauchbar im christlichen wie im wirtschaftlichen Sinne und überdies geeignet, den bürgerlichen Gegner aus dem Angriff in die Verteidigung zu drängen. Antisemitismus war nicht der ‚Sozialismus der Dummen‘, sondern eher der ‚Konservatismus‘ derer, die nichts zu bewahren hatten als ihre Ressentiments. Die Berechnung glückte und mißlang zugleich: die Arbeiter blieben ganz unberührt, doch unter Treitschkes Führung tat ein großer Teil des Bürgertums mit. Der Zweck war auch so erreicht: während man sich um den neuen Zankapfel balgte, folgte die Zollfreiheit, als letztes, den übrigen ‚Idealen‘ des Liberalismus in die Rumpelkammer nach.

Das waren die politischen Hintergründe der Reden, die seit September 1879 der Hofprediger Stöcker hielt, der Artikel, die Heinrich v. Treitschke in den ‚Preußischen Jahrbüchern‘¹¹³ schrieb. ‚Israel muß den Anspruch aufgeben, der Herr Deutschlands werden zu wollen‘, sagte der eine, der andere prägte den Satz: ‚Die Juden sind unser Unglück‘; er warf ihnen separate Identität vor und stellte sie als Gegner nationaler Einheit hin. Eine Flut von Versammlungen, Reden, Artikeln und Broschüren drückte das gleiche noch sehr viel populärer aus, seitdem sich zeigte, welchen Widerhall diese Hetze in den bürgerlichen Massen auslöste.

Kaum je in ihrer langen Geschichte waren die Juden weiter davon entfernt gewesen, die Einheit zu sein oder sein zu wollen, als die man sie betrachtete. Die Schicht der ehemaligen Hofjuden, von den Rothschilds bis zu dem Dessauer Baron v. Cohn, dem Bankier des Kaisers, fühlte sich zur Aristokratie gehörig; die Sehnsucht derer, die im Aufschwung des neuen Reiches zu neuem Reichtum gelangten, strebte ihnen nach. Unter den Juden der Kleinstädte und Dörfer hatte sich außer einem raschen Schwund der Gemeinden wenig geändert. Die Masse derer, die neue Möglichkeiten in die Städte lockten, staute sich sichtbar in wenigen Berufen, blieb dadurch enger zusammen, suchte sich bescheiden zu bilden, sorgte recht und schlecht für den Kultus, wetteiferte in großzügiger Wohltätigkeit, füllte mit biederem Beifall liberale Wahlversammlungen und opferte die eigene Bequemlichkeit der Ausbildung der Kinder auf, die es einmal besser haben sollten. Die länger ansässigen Städter schlossen sich gegen neuen Zuzug aufs heftigste ab; nirgendwo im Adel war die Kastentrennung so unerbittlich wie in diesem bürgerlichen Judentum, das fort und fort die Elite an die Umgebung verlor. Eine Handvoll Professoren, Schriftsteller, Journalisten und Schauspieler fühlte sich, wenn sie nicht ganz Außenseiter blieben, in ihrem Berufskreis wohl und verlor die Fühlung mit dem Judentum, nachdem sie eine Zeitlang noch die religiösen Feiertage bewahrte.

¹¹³ Treitschke gegen Graetz: ‚Herr Graetz und sein Judentum‘, Preuß. Jb. 44 (Dez. 79) 572 ff., 660; H. B. Oppenheim in Lindaus ‚Gegenwart‘ 17 (1880) 18 ff.; vgl. Mtssch. f. d. Wiss. d. Jts. N. F. 12 (1904) 495; W. Boeblich, hrsg., Der Berliner Antisemitismusstreit, sammlung insel 6, Frankfurt a. M. 1965; H. Liebeschütz, Treitschke and Mommsen on Jewry and Judaism, Leo Baeck Institute Year Book VII (1962), 153 ff.; Moritz Lazarus, Treu und Frei, Ges. Reden und Vorträge über Juden und Jt., Leipzig 1887, 53 (wiederabgedruckt, mit Vorwort von I. Levy, Berlin 1925).

Ein jüdischer Parlamentarier wie Lasker hatte nicht lange zuvor den Sonderwünschen der Orthodoxie, eigene Gemeinden bilden zu dürfen, nachgebend ein Gesetz erwirkt, weil ihm demokratische Selbstbestimmung wichtig, die Einheit jüdischer Gemeinden eine unzugängliche Vorstellung war. Die Hochschule für die Wissenschaft des Judentums schleppte sich kümmerlich durch: ein Luxusinstrument.

Freilich, der getaufte Eduard v. Simson war der erste Präsident des Reichsgerichts geworden, Ludwig Bambergler hatte sich um die Gründung der Reichsbank verdient gemacht; an solche Männer traute kein ernstlicher Angriff sich heran. Aber die jüdischen Massen waren wehrlos; nicht nur Bernays war davor zurückgeschreckt, im preußischen Staatsleben eine innerlich verantwortliche Vertretung jüdischen Geistes statt nur jüdischer Interessen zu übernehmen. Sie bewahrten gewiß ihr Judentum als Herzenssache, doch als Privatsache des Herzens. Seit Börne und Heine hatte man sich stolz einem veredelten Bürgertum zugehörig gefühlt; kündigte die Umwelt den Gesellschaftsvertrag, so blieb in einer Gesellschaft ohne sichtbare Stände nur die leere Luft. Der protestantische Adel heiratete nicht ungern allzu neues Gold für allzu verblichene Wappenschilder, aber er schloß sich, darin von dem katholischen verschieden, gesellschaftlich gegen die Juden ab. Daß ein Jude wie Disraeli in England die konservative Partei reformieren und den Stolz auf seine Rasse, als den ältesten Adel der Welt, und noch dazu in Romanen, verkünden durfte, war in Deutschland unerhört. Er war seinem Lande nützlicher als sein Gegenbild, der christlich-antisemitische Stahl, weil er keinem Bruch des Charakters unterworfen, weil er ein besserer Jude war. Von allen konservativen Parteien zurückgewiesen, hatten die Juden in Deutschland seit der Emanzipation die Freiheit verloren, sich ihren Standort selbst zu wählen; sie wurden privat um so konservativer, je loyaler sie öffentlich für Freiheit fochten. Sie teilten den großartigen liberalen Irrtum, das Ideal für die einzige Wirklichkeit, die tatsächlichen Verhältnisse für einen Übergangszustand zum ‚Fortschritt‘ zu halten; zu lange hatten sie sich über dem Studium ewiger Wahrheit in der Lehre darüber hinwegtrösten müssen, daß erst der Messias ihnen die einfachsten Lebensrechte bringen werde, als daß sie die Hoffnung auf ‚Gerechtigkeit‘ nicht wie einen Rauschtrank hätten schlürfen mögen. Kein Wunder, daß sie das Gesetz für den Zustand, daß sie Emanzipation für Rezeption nahmen. Sie fanden sich äußerlich gut, innerlich desto schwerer zurecht. Die innere Freiheit der Ghettozeit war verlorengegangen, ohne daß man recht merkte wie; die äußere der Emanzipation, tropfenweise erreicht, drohte kübelweise zu verfließen. Sie sahen dieser Veränderung hilflos zu und waren fortschrittsgläubig und vertrauensselig, wie frühere jüdische Generationen es sich nie von ihren Enkeln hätten träumen lassen.

Treitschke gegen Graetz

Das Erwachen war bitter. Aber es gab kein Zurück mehr auf dem Wege. Man war bereit, noch mehr zu opfern, noch mehr eigene Werte über Bord zu werfen, und nicht einmal mehr gegen Versprechungen, nur um des Gefühls willen, das Seine getan zu haben. In der zweiten Generation gab es schon Typen gelockerter Bindung, jenen ewigen Typ des Freigelassenen, der ohne Tiefgang, ohne Hemmung wie Kork überall an die Oberfläche getragen wird. Treitschke griff Graetz' ‚Jüdische Geschichte‘ an – plötzlich sollte dieser mit der Betonung des nationalen Zuges darin ‚taktlos‘ gewesen sein; Stöcker wollte die Einwanderung aus dem Osten verbieten – die Juden waren ganz damit einverstanden. So unpolitisch, so illusionserfüllt, so wirklichkeitsfremd hatte ein Jahrhundert der erstrebten Emanzipation, ein halbes der erreichten sie zurückgelassen. „Im Grunde genommen sollten wir schweigen“, sagte Moritz Lazarus in seiner Rede ‚Was heißt national?‘ vor der Generalversammlung der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums, worin er die Argumente der Abwehr würdevoll der akademischen Frage nach dem Wesen einer Nation unterordnete: denn die Judenfrage sei eine deutsche, keine jüdische Frage. Im gebildeten Bürgertum, das ‚die Auswüchse‘ der Agitation ohnehin verurteilte, wurde die Rede gelesen und gebilligt; in den Versammlungen schwoll die Agitation nicht weniger heftig an.

Bernays schwieg ebenfalls. Die Reaktion auf die Welle der Emanzipation hatte er seit Jahren kommen sehen. Stöckers Agitation schien ihm nur ein Zeichen mehr für die Wirrsale der Zeit, und über seinen Schüler Treitschke schrieb er seelenruhig in sein Notizbuch: „Die ‚taube Nuß‘ Treitschke ist eine Metempsychose von weiland Wolfgang Menzel. Leider fehlen die Strauss und Börne, um sie zu schütteln, wie sie es verdient.“¹¹⁴

Seitenblick auf die Gegenwart

Im Laufe des Jahres hatte er die lange vergriffenen Arbeiten über die aristotelische Theorie des Dramas, die seinen Namen am weitesten verbreiteten, neu herausgegeben und arbeitete nun an einem Buch, das er ‚Phokion und seine neueren Beurteiler‘ nannte. Der athenische General Phokion, Mitglied der platonischen Akademie, Haupt einer konservativen Partei, hatte mit der Begründung, er wolle lieber Unrecht leiden als Unrecht tun, die Makedonier ungehindert den Hafen der Stadt besetzen lassen. Bernays stellte den Fall als Episode in dem ‚Kampf zwischen dem selbständigen Hochsinn philosophischer Charaktere und der bald platten, bald wilden Politik demokratischer Stadt-

¹¹⁴ Bernays über Treitschke: AE (Ende 1879).

gemeinden¹¹⁵ dar. Eine Untersuchung des Verhältnisses der griechischen Philosophen zur Politik schloß sich daran. Sie strebten, sagte Bernays, eine kosmopolitische Ethik an und deshalb die Bildung von Großstaaten anstelle der Stadtgemeinden, konnten sich jedoch dem Parteiwesen nicht einordnen und zogen sich deshalb immer mehr von der Teilnahme am öffentlichen Leben zurück, mit einem „aus dem edelsten Egoismus entspringenden Zartsinn, der es nicht über sich gewinnen kann, dem Vaterland das Opfer des eigenen Gemütsfriedens zu bringen“. Sie lebten in der Regel ehe- und kinderlos, aus Kinderliebe, wie Thales sagte, und zwar, interpretierte Bernays, einmal ‚aus dem Bestreben, Zeit und Kraft für die wissenschaftliche Arbeit zusammenzuhalten‘, dann aber auch, um dem ‚peinlichen Dilemma‘ einer Erziehung dieser Kinder zu dem ‚herrschenden Wahnglauben‘ oder zu einer Absonderung zu entgehen, der der Charakter der Kinder vielleicht nicht gewachsen gewesen wäre. Denn den Rechten und Pflichten des Vollbürgers zogen sie die rechtlich unsichere, nur gesellschaftlich gleichberechtigte Stellung des Schutzbürgers vor: Aristoteles identifiziert geradezu das philosophische Leben mit dem des Metöken, des Bürgers zweiter Klasse. Die griechischen Gemeindestaaten aber sind an dieser Trennung zwischen den Handelnden und den Denkenden ‚im Wege der geistigen Aushöhlung zugrundegegangen‘.

‚Nicht bloß für die philologische Innung‘ wollte Bernays über das Verhältnis von Politik und Moral geschrieben haben¹¹⁶. Schimmerte durch den ‚athenischen Racenstolz‘ des Redners Demosthenes das Gesicht des Redners Treitschke durch? Dachte er bei der ‚bald platten, bald wilden‘ Politik radikaler Demokratie an die Sozialisten oder an das parlamentarische Wesen? Gewiß sah er die moderne Zivilisation wie die antiken Staaten ‚geistiger Aushöhlung‘ entgegengehen, und Juden wie Philosophen konnten die alte Mahnung heraushören, innere Freiheit nicht mit äußeren Rechten zu erkaufen. Doch sollten sie sich auch die Kinderlosigkeit antiker Philosophen zum Muster nehmen, aus Angst, die Kinder möchten dem Leben nicht gewachsen sein? Galt der ‚egoistische Zartsinn‘, der den eigenen Gemütsfrieden der Gemeinschaft voranstellte, nur der eigenen Rechtfertigung oder dachte er den Juden überhaupt eine so gravitatische Schlafmütze zu?

Er spürte selbst, daß diese private Lösung den Anforderungen der Zeit nicht genüge. Mitten aus der Arbeit heraus kündigte er dem Verlag eine Neubearbeitung des ‚Scaliger‘¹¹⁷ an, obwohl von den 600 Stücken der Erstauflage ein Viertel noch übrig war, und schrieb dazu: „Bei allem Widerstreben, Per-

¹¹⁵ Leopold Schmidt bemerkt in einer Anmerkung zu seiner ‚Ethik der alten Griechen‘ (Berlin 1882, II 471) zu seiner abweichenden Beurteilung von Phokion: „War doch seine [B.s] Sympathie leicht bei denen, die sich zu den Realitäten des griechischen Lebens in Opposition befanden“, und gibt der Wehmut darüber Ausdruck, daß Zustimmung und Kritik des Freundes diesem seinem Buch nun nicht mehr zuteil werden könnten.

¹¹⁶ 23. 4. 81 Cur.

¹¹⁷ Scaliger: Hans Hertz 25. 1. 80, 22. 1. 80 Hertz.

sönliches zu berühren, kann ich schließlich eine Rechtfertigung meines Entschlusses, dieser zweiten Bearbeitung eines vor fast dreißig Jahren erschienenen Buches von Neuem so viel Zeit zu widmen, nicht unterdrücken. Es wäre eine übermäßige, an Affektation streifende Bescheidenheit, wenn ich leugnen wollte, daß in einem langen, unter ununterbrochenen Studien verbrachten Leben sich Vorrat genug zu selbständigen Arbeiten angesammelt hat. Wenn ich trotzdem mich wiederum in eine Darstellung von Scaligers Leben und Wirken vertieft habe, so gebe ich nicht bloß der natürlichen Neigung nach, den Stoff, an den ich einmal Hand gelegt hatte, nun auch nicht aus Händen zu lassen, bis er in eine den inzwischen vermehrten Mitteln gemäße Form gebracht worden. Es leitete mich noch ein anderer höherer Gesichtspunkt. Die Grundlagen der modernen europäischen Geistesbildung sind und bleiben die geschichtlich verstandene Bibel und die hohe griechische Literatur. Niemand aber unter den hervorragenden Männern der letzten drei Jahrhunderte hat in so festem Gleichgewicht und in so glanzvoller Klarheit sein geistiges Wesen auf jene zwei Grundlagen gestellt wie Joseph Scaliger. Gerade in dem jetzigen Deutschland, wie es nach einer so schnell vorübergeschwundenen geistigen Blütezeit nunmehr geworden ist, schien es mir kein unnützes Werk, der Jugend zum erhebenden Beispiel und den Älteren zu tröstlicher Erinnerung von Neuem das Bild des Mannes vorzuführen, der als ein edler Sohn Japhets heimisch ward in den Hütten Sems.“

Er blieb der Linie seines Lebens treu, und der Grundgedanke war groß genug, ein Leben zu tragen. Doch mißachtete er jetzt die Masse, wie einst das Geld: nicht anders als dreißig Jahre zuvor gedachte er, sich an die wenigen Gutwilligen zu wenden, die zuzuhören geneigt waren – im Durchschnitt noch nicht zwei im Jahr ... Ruhig sah er seine Sammlungen durch; seinen Weisungen folgend fand Max Bonnet in Paris die Originalhandschrift von Scaligers Gesprächen¹¹⁸.

Mommsens Broschüre über Juden in Deutschland

Inzwischen stieg Stöckers Propaganda immer stärker an, bis im Dezember 1880, ein Jahr nach Treitschke, Theodor Mommsen mit einer Broschüre ‚Auch ein Wort über unser Judentum‘ gegen diesen seinen Freund vom Leder zog. Er sah die Judenfrage als Gefährdung der mühsam errungenen nationalen Einigkeit, als ‚Mißgeburt des nationalen Gefühls‘ an, führte schneidende Hiebe nach allen Seiten – die Vorsehung habe weit besser als Herr Stöcker begriffen, warum dem germanischen Metall für seine Ausgestaltung einige Prozent Israel beizusetzen waren – und verlangte *für* die Juden Toleranz gegen ihren Glauben und gegen ihre Eigenart, *von* den Juden, ihre Sonderart ‚nach bestem Vermögen von sich zu tun‘ und, wenn nicht persönliche Gewis-

¹¹⁸ Bonnet 15. 5. 80.

sensbedenken dem entgegenständen, in der Christenheit aufzugehen: „Der Eintritt in eine große Nation kostet seinen Preis.“

Im deutschen Bürgertum wirkten die wenigen Seiten wie ein kalter Wasserstrahl. Die Juden hörten gerne nur das Ja von bürgerlicher Gleichberechtigung und Toleranz heraus. Nur Heinrich Graetz war feinhöriger. Der Kampf hatte sich größtenteils auf seinem Rücken abgespielt: Treitschke warf ihm ‚talmudistische Geschichtsschreiberei‘ vor, Mommsen replizierte noch viel bitterer, daß ‚in solchen Fragen die literarischen Winkel außer Betracht bleiben‘. Gleich nach Erscheinen der Broschüre wandte Graetz sich an Bernays: Mommsen behandle die Juden darin „sehr gnädig, aber um welchen Preis! Wir sollen uns mit der Christenheit vollständig verschmelzen... Nun, das Judentum wird von diesem Hauche ebenso wenig erschüttert werden wie von den Stürmen, die es bereits erduldet hat. Aber ein ernstes Wort muß doch wohl dagegen gesprochen werden, damit nicht Oberflächliche, von Mommsens Autorität geblendet, das Judentum zu den Toten werfen. Ihr Wort, als außerhalb der Theologie stehend und mit Mommsens Kreisen befreundet, wäre von großem Gewichte. Es ist Ihre Pflicht, Ihrem Freunde klarzumachen, daß man eine vieltausendjährige Religion nicht so cavalièrement abtut.“¹¹⁹

Bernays war von der Broschüre viel tiefer verwundet – zu tief, als daß mit Reden zu helfen gewesen wäre. Über fünfundzwanzig Jahre war er mit Mommsen befreundet, und nun sollte ein Brief zuwege bringen, was das eigene Beispiel all die Zeit her nicht vermocht hatte? Warum war es ihm nicht gelungen, durch mehr als Worte, durch sein Wesen darzutun, daß jüdisches Bewußtsein keine überlebte Marotte, daß die Bewahrung dieses Wesens für Europa sinnvoll sei? War er ein zu schwaches Gefäß seiner Idee? Reichte die Stimme des Judentums, dem er doch Weltbedeutung zusprach, nur eben noch für sein eigenes Leben aus, ohne Verwirklichung in der Zeit, ohne Hoffnung auf die Zukunft? Und was wog alle wissenschaftliche Leistung dagegen?

„Postume Aphorismen“

‚Kind, Kind, schrei nicht!‘, hatte die Großmutter einst dem Kleinen eingeprägt. Bernays schrie nicht. Seit diesem Winter kränkelte er nur. Trotzdem ging er tagein tagaus in die Bibliothek und tat weiter seine Pflicht. Die Vorlesungen wollte er aufgeben; Schaarschmidt redete es ihm wieder aus. Er las die Korrekturen des ‚Phokion‘ und dachte an den Tod. Einmal noch raffte er sich auf, die Summe seines Lebens zu ziehen; wie er zu tun pflegte, nahm er sparsam die Rückseite eines Doktordiploms und schrieb ‚Postume Aphorismen‘¹²⁰ darauf:

¹¹⁹ Graetz 15. 12. 80 (*H. Fraenkel*, *Der Morgen* 11 [1935] 366).

¹²⁰ ‚Postume Aphorismen‘: AE.

„Ein an der Hand Gottes durchschrittenes Jugend- und Mannesleben hat mich die Gedanken fassen lassen, welche in den folgenden Blättern niedergelegt sind und die sich mir zu einer inneren Gewißheit erhoben haben, von welcher aus ich die mich umgebende, ereignisvolle Zeit nur noch als Richter betrachten konnte. Das Urteil mit zu vollstrecken als Gehülfe des Richters, dazu hat mir die Gnade des Höchsten die äußere Lebensstellung gütig versagt. Aber ich glaube der Wahrheit, in deren Dienst ich gelebt habe und gestorben bin, diesen letzten Tribut zollen zu müssen, den ich durch diese Blätter abtrage.

Wenn sie dem Leser in die Hände fallen, so wird mich die welterschaffende und -erhaltende Liebe zu dem Ort meiner Väter versammelt haben. Ich weiß, daß das der Ort sein wird, den alle Völker alter und neuer Zeit den Seligen anweisen. Mögen immerhin schwachsinnige *Stereodoxen* – denn wozu länger den *Starrgläubigen* die Ehre des Namens *Orthodoxen* geben – mir einen andern Aufenthaltsort zuerkennen; mögen die Verehrer materialistischen Staubes mich in das Narrenhaus sperren wollen, das sie ohne Zweifel bald auch für die Gestorbenen errichten. Mich kann weder das Verdammn der einen anfechten noch das Verlassen der andern. Denn ich weiß, daß mein Erlöser lebt.“

Die folgenden Seiten blieben ungeschrieben. Selbst über das Grab hinaus sprach Jacob Bernays nicht sein letztes Wort.

Am 11. Mai 1881 konnte er den ‚Phokion‘ versenden¹²¹. Eine Woche später warf eine gnädige Gehirnhautentzündung ihn aufs Krankenlager; ein Schlaganfall folgte, und am 26. Mai 1881 hatte er, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben, ausgelitten, 57jährig, im gleichen Alter wie einst sein Vater.

„Die Schönheit Japhets wohnte in den Zelten Sems‘, setzte der Bruder ihm aufs Grab. Hatte, was der Spruch besagt, Jacob Bernays wirklich die Blüte europäischer Kultur ins Judentum getragen? Nein, er war ausgezogen in seiner Zeit, zu sehen, was Judentum in der Welt vermöchte. Er hatte das Gelübde des Vaters in seinem Sinn gewahrt, die Idee seines Lebens nicht verlassen, nie verleugnet, was er für Wahrheit hielt und ‚Götzendienst‘ noch in den modernsten seiner Verkleidungen gemieden. Es bekam ihm schlecht. Er zahlte den Preis. Er verzichtete auf Glück, auf Erfolg, auf Ehe und auf Nachkommenschaft, um ‚die Zelte Sems‘ mitzunehmen in das japhetische Reich. Niemand verstand, niemand brauchte sie dort. Er setzte sein Leben daran und bereute es nicht, aber der Stachel wandte sich auf ihn selbst zurück. Der Riß des Jahrhunderts ging mitten durch sein Herz.

¹²¹ ‚Phokion‘: ‚fertig gemacht‘ 16. 3. 81 Hertz; Besprechungen: *F. Susemihl*, *Bursians Jahresber.* Fortschr. d. klass. Altertumswiss. 30 (1882) 11–17; *H. Diels*, *Dtsch. Literaturztg.* 1881 Sp. 1955 f.; *Th. Gomperz*, *Wiener Studien f. class. Philol.* 4 (1882) 102–120; *Holm* in *Philol. Wochenschr.* 1 (1881) 4–6; *Zurborg* in *Philol. Rdsch.* (1882) 65–67; *F. Blass*, *Gött. Gel. Anz.* 1882, 1089–1097; *A. Schäfer*, v. *Sybels Histor. Zschr.* 46 (1881) 474–476 (wirft B. Mangel an Patriotismus vor).

„Ach, und dabei wird es leer . . . – das und der kommen nicht wieder“, sagte Mommsen, als er den ‚Phokion‘ zugleich mit der Nachricht des Todes erhielt¹²². Er schlug dem Verlag Hertz vor¹²², Bernays mit der Sammlung seiner Kleinen Schriften ein Denkmal zu setzen, und gewann Hermann Usener, den führenden Bonner Philologen, dafür. Mommsen selbst stand auf der Höhe: sein halbes Lebenswerk lag noch vor ihm und die europäische Anerkennung durch den Nobelpreis, ehe er um die Jahrhundertwende dahinging. Auch Heyse erlebte die gleiche Auszeichnung noch und schloß die Augen erst, als das Gewölk schon über Europa hing, aus dem die Gewitter des Weltkriegs zuckten. Michael Bernays war ihm lange vorangegangen, noch auf dem Totbett Faustverse murmelnd, den Stiefsohn neben sich, den er mit dem Buch in der Hand dem endlich versagenden Gedächtnis einzuhelfen zwang¹²³.

Jacob Bernays' Name gewann in der Altertumswissenschaft einen immer volleren Klang, zumal die Diskussion um sein Buch über Aristoteles und die Katharsis der griechischen Tragödie all die Jahrzehnte hindurch nicht nachließ und seit 1965 immer mehr seiner Werke neu gedruckt wurden. Der Hauptgedanke seines Lebens, den man die europäische Synthese des Judentums nennen könnte, wurde in Männern wie Leo Baeck und Franz Rosenzweig zu einer weithin ausstrahlenden Wirklichkeit. Die Tochter der Fürstin von Wied, die Dichterin auf dem rumänischen Königsthron, hätte ihn mit Renan und Tolstoi über die Evangelien sprechen hören mögen¹²⁴. Sigmund Freud, mit einer Nichte von Bernays verheiratet, nannte seine Psychoanalyse eine ‚kathartische Methode‘. Ulrich v. Wilamowitz erinnerte sich bis ins hohe Alter an jene ‚sonderbare Sorte von Adelsstolz‘ und an den Mann, der des Euripides' Zerrissenheit verstand¹²⁵. Und Hermann Cohen gab an jedem Pessachfest im Namen des ungnädigen Lehrers dessen Erklärung weiter¹²⁶, daß das Stückchen trockenen ungesäuerten Brotes, das, Aphikoman genannt, den Nachtisch des Mahles bildet, in bewußtem Gegensatz zu den griechischen Epikomien, von denen es den Namen trägt, nicht ein Bekenntnis zu bacchantischer Trunkenheit, sondern das nüchterne, bescheidene Zeichen der geistigen Freiheit des Judentums sei.

¹²² Mommsen an Wilamowitz, 30. 5. 81 (Briefwechsel zwischen Mommsen und Wilamowitz, Berlin 1935, 120); Mommsen an Hertz 23. 6. 82, Hertz an Mommsen 24. 6. 82, Mommsen an Hertz 17. 1. 85; Useners Korrespondenz mit dem Verlag.

¹²³ Michael Bernays: pers. Mitt. Prof. Hermann Uhde-Bernays.

¹²⁴ Carmen Sylva I 58.

¹²⁵ Euripides: *U. v. Wilamowitz*, Kommentar zu Euripides' Herakles V. 638: „Als ich im Jahre 1867 Bernays gegenüber von Euripides in der gelbschnäbligen Manier redete, die Schlegel aufgebracht hat, holte er einen Text her und las den Anfang dieses Liedes: ‚Werden Sie nur erst älter, dann werden Sie merken, was das bedeutet‘.“

¹²⁶ *Hermann Cohen*, Jüd. Schr., Berlin 1924, II 418 ff.

NACHWORT:

JACOB BERNAYS' STELLUNG IN DER
KLASSISCHEN ALTERTUMSWISSENSCHAFT
BIS ZUR GEGENWART

Fast ein Jahrhundert nach Jacob Bernays' Tod erhebt sich die Frage: hat er den Ehrenplatz in der Klassischen Philologie behauptet, den Franz Bücheler erwartete¹? „Ein großer Kenner und ein Kenner des Großen, getränkt aus den edelsten Quellen des Alterthums, bewandert in der Literatur moderner Völker, gewaltig unter den Mitforschenden und ein würdevoller Tyrann der ‚Mitredehenden‘, von sehr weitem und sehr scharfem Blick, weise und gerecht und frei von vielen Banden, mit welchen äußeres Leben oder eigene Gelüste bestricken und das Urtheil der Machthaber auch in wissenschaftlichen Dingen gefangen nehmen, wog dieser Eine mehr als hunderte“, so charakterisierte der Kollege ihn in seinem Nachruf.

Hermann Usener, Ritschls Nachfolger und mit Bücheler zusammen der führende Philologe seiner Zeit, zu dessen Dissertation ‚Analecta Theophrastea‘ Bernays die Anregung gegeben² hatte, leitete seine Ausgabe von Bernays' Kleinen Schriften mit einer Würdigung ein, die seither immer als ‚meisterlich‘³ gegolten hat:

„Die einzige Vereinigung des vielartigsten selbsterrungenen Wissens, die ihm unter den Zeitgenossen eine hervorragende Sonderstellung gab, würde allein schon Bernays' Schriften auf lange hin ihre Bedeutung sichern. Die großen Forscher des XVI. und XVII. Jahrhunderts, deren Werke er kannte wie kein anderer, auf die er uns hinzuweisen nicht ermüdete, leuchteten ihm voran. Eine lebendig vergegenwärtigende und in die Tiefe dringende Anschauung des classischen Alterthums, nicht nur in seinem geistigen sondern auch in seinem staatlichen Dasein, getragen von einem ungemein feinen Sprach- und Stilgefühl; die genaueste, in täglichem Verkehr genährte Kenntniß der religiösen Urkunden und älteren Litteratur des jüdischen Volks; eine in unserer Zeit nicht gewöhnliche Vertrautheit mit dem neuen Testament und den Vätern der christlichen Kirche; ein ausgebreitetes Interesse für die großen Gestalten der neueren Geschichte und Litteratur Deutschlands, Englands, Frankreichs: das sind die stofflichen Voraussetzungen dieser Schriften. Mehr als andere war Bernays in der Lage, diese durch ein überaus glückliches Gedächtniß vermittelten Elemente zu geistiger Production zu verwerthen. Er lebte dahin wie ein Weiser des Alterthums. Der ebenmäßige Fluß des äußeren

¹ Franz Büchelers Nachruf, Rhein. Mus. f. Philol. N. F. 36 (1881) 479 f.; Ges. Schr. 2 (1927) 424 f.

² B. Anregung zu Useners Diss.: 8. 4. 57 Rit, Rit 1. 6. 57 an Bunsen.

³ ‚Meisterlich‘: Wilamowitz, Gesch. d. Philol., in Gercke & Norden, Einl. in d. Altertumswiss.³, I (1927) 64 f.; H. Usener, Ges. Abh. III f.

Daseins spiegelte sich wider in einer fast nie gestörten Ruhe und Heiterkeit des Gemüths. Die Treue, mit der er an Glaube und Gesetz seiner Väter festhielt, hatte ihm früh geholfen auf die Ehren dieser Welt zu verzichten. Er schien keine Forderung an das Leben zu haben, an das was die Menschen Leben nennen. Er hatte sich davon allmählich fast ganz zurückgezogen. Nicht um Einsiedler zu werden: davor bewahrte ihn seine mittheilsame, lebenswürdig offene Natur. Sondern um alle Lebenskraft in sich zurückzuwenden und das innere Dasein zu erhöhen. Das einzige und eigentliche Bedürfnis seines Lebens war, mit den Größten, die gedacht und geschaffen, sich in Berührung zu setzen. Auch wissenschaftliche Thätigkeit hatte für ihn nur so weit Werth und Reiz, als sie diesem Bedürfnis genüge that; und schriftstellerische Versuche mußten sich dieses Verkehrs würdig zeigen durch ein Gewand, das ihnen den Zutritt zur besten Gesellschaft öffnete. Aus den Edelsteinen, die sein Spürsinn und Finderglück aus dem Schutt der Überlieferung hervorgrub, liebte er und verstand es wie wenige, durch Schliß und Fassung kleine Kunstwerke zu gestalten. Von seinen ‚Heraclitea‘ bis zu der Schrift über Phokion, die er gerade acht Tage vor der tödtlichen Erkrankung noch die Freude hatte an seine Freunde zu vertheilen, hat er der Öffentlichkeit keine Arbeit gegeben, die nicht die gleiche durchgeistigte Reife des Stoffs und der Form zeigte. Mindestens ebenso sehr wie die enthaltenen Ergebnisse und Nachweisungen ist es der Adel dieser Bildung und die Kunst der Darstellung, welche Bernays' Schriften Werth und Dauer verleiht.“

In Besprechungen der ‚Kleinen Schriften‘ hob Adolf v. Harnack⁴, der führende protestantische Theologe der Zeit, hervor, die Verbindung des Studiums der Kirchenväter mit dem der Klassiker habe Bernays ‚zu einem der weitblickendsten Philologen gemacht‘, während David Kaufmann⁴, der Leiter des Budapester Rabbinerseminars, die bahnbrechenden Entdeckungen auf dem Grenzgebiet zwischen Griechentum und Judentum betonte, die ‚dieser Weise, von edlem Herzen und großer Intelligenz‘, gemacht hatte.

Usener sandte seine Ausgabe der Kleinen Schriften an Ulrich v. Wilamowitz⁵ als Geschenk zu Weihnachten 1884 mit den Worten ‚τεράδι γέγονας werden Sie mir zurufen‘ – ein sprichwörtlicher Ausdruck für eine schwere Aufgabe, mit dem Unterton, daß sie einem anderen gewidmet ist und eigentlich das Eigene vernachlässigt: er erklärte den Ausdruck damit, daß das Buch ‚von mir selbst so gut wie nichts Eigenes bringt‘. Wilamowitz hob in seinem Dankbrief sofort die aus dem Nachlaß zuerst veröffentlichten Entwürfe über Gibbon hervor: ‚Die Gibbon-Vorlesung war eine der besten von Bernays, die ich gehört habe. Er hat mir durch dieselbe eine Vorliebe für diese Lektüre, freilich nicht für den Verfasser, eingepflanzt.‘ Sonst aber erklärte er: ‚Die lebhafteste Empfindung, die mich, so oft ich das Buch aufschlagen werde,

⁴ A. v. Harnack, Theol. Literaturztg. 10 (1885) No. 7 Sp. 160; D. Kaufmann, Rev. Etudes juives 11 (1885) 311–314.

⁵ Briefwechsel Usener–Wilamowitz 1870–1905, Leipzig & Berlin 1934, 35 ff.

überkommen wird, haben Sie mit τετραδι γέγονας zutreffend bezeichnet, und fügte hinzu: ‚Sie haben ein so gewaltiges Maß an Arbeit daran gesetzt, daß, wer wie ich denkt, über Dank und Freude das Bedauern dieses Opfers nicht verwinden kann.‘

Wilamowitz' ambivalente Haltung zu Bernays kommt auch in einem Brief an Mommsen⁶ zum Ausdruck: ‚Der stoische Satz, daß der σπουδαῖος* auch in der verachtetsten Stellung, auch als Sklave dem angeblich Freien überlegen ist, mit Gewalt dem Moses oktroyiert, ist so recht ein Credo für die Judenschaft, deren Apostel Bernays gewesen ist... Willst Du nicht einen Satz irgendwo einflechten, daß diese Juden und Judengenossen die philosophisch-belletristische Bewegung des ersten Jahrhunderts mit ihren charakteristischsten und farbigsten Blättern bereichert hätten?‘

Jedoch dankte Wilamowitz in seinem Buch über Antigonos von Karystos⁷ für die darin verarbeiteten, entscheidenden Anregungen über die politische Situation der Philosophen unter der Herrschaft der Macedonier, die er aus Bernays' Kolleg empfangen hatte, noch vor der Veröffentlichung von dessen Phokion-Buch, und auch in seinen Euripides-Studien⁸ gedachte er dessen Einflusses. Als es sich in der ‚Geschichte der Philologie‘ jedoch um eine allgemeine Würdigung handelte, begnügte Wilamowitz sich mit der Feststellung: ‚Eine ganz eigenartige Stellung nimmt Jacob Bernays ein‘ und verwies auf Useners oben angeführte Charakteristik. ‚Die feine aber auch raffinierte Darstellung‘, fuhr er fort, ‚macht jede seiner Schriften zu einem Leckerbissen; man wird aber bedauern, daß er allmählich nur Konfekt auftischte.‘ In seinen fast gleichzeitigen Erinnerungen erwähnte Wilamowitz die Kollegs, die er bei Bernays hörte (wobei er das über Platons Staat ‚wenig ergiebig‘ fand), und fuhr fort: ‚Auch der persönliche Verkehr mit dem ‚Rabbi‘, wie Bernays bei den Studenten hieß, war interessant und förderlich. Er war nicht nur strenger Jude..., sondern trug den Stolz auf sein Judentum zur Schau; selbst in der etwas komischen Vernachlässigung des Äußeren lag bewußte Absonderung. Es war eine sonderbare Sorte von Adelsstolz, der die meisten abstieß; mir hat er imponiert, denn da war alles echt, hatte alles Stil, auch die unverhohlene Verachtung der christlichen ‚Tochterreligion‘, wie er sich ausdrückte. Er wies mir Plutarchs Moralia: ‚erst wenn Sie diese Schriften ordentlich gelesen haben, dürfen Sie sagen: ich kann Griechisch.‘ Wilamowitz zitierte Aussprüche von Bernays wie: ‚Es gibt Gelehrte, von denen ich alles lese, wie Mommsen und Cobet, und es gibt andere, von denen ich nichts lese‘, und faßte sein Urteil zusammen: ‚Bernays war nicht ohne Eitelkeit, verachtete die Menge der Studenten und scheint doch seine Vorlesungen immer mehr auf den Tiefstand

* Der Eifrige, Ernsthafte.

⁶ Mommsen-Wilamowitz, Briefwechsel, Berlin 1935, 244.

⁷ Wilamowitz, Antigonos v. Karystos (Phil. Unters. IV), Berlin 1881, 182 Anm. 4, 339 f.

⁸ Euripides: s. S. 215, 125.

ihrer Bildung, wie er ihn voraussetzte, herabgestimmt zu haben. Seine letzten Bücher haben etwas Spielerisches, ein Fündlein wird durch allerhand Drum und Dran doch nur zum Scheine einer besonderen Bedeutung erhoben. So verlor er an Geltung; ich bin ihm immer dankbar geblieben.“⁹

Angesichts von Wilamowitz' beherrschendem Einfluß hat dieses Urteil lange seine Wirkung ausgeübt, obwohl bald darauf R. Harder dagegen einwandte¹⁰: „Ein Sachkenner hätte zeigen können, daß dieses Urteil wohl treffend ist, aber doch nur eine Seite an Bernays trifft; hätte verständlich machen können, warum Wilamowitz der Sinn für die formale Durchgestaltung der Bernays'schen Bücher fehlte; hätte die Frage aufwerfen müssen, wie sich die eigenartige Wahl der Gegenstände in diesen letzten Büchern von B. historisch und persönlich erklärt.“ Ein Versuch zur Beantwortung dieser letzteren Frage ist in dieser Biographie gemacht worden. Neuerdings (1968) hat Wolfgang Schmid¹¹ in dieser Beziehung zutreffend auf eine Äußerung von Theodor Gomperz¹² hingewiesen: „So groß Bernays' Virtuosität in philologisch-kritischen Dingen war, er hat dieselbe nie als Selbstzweck betrieben, sondern sie stets in den Dienst historischer Probleme gestellt, und zu diesen Problemen mußte er jedesmal eine tief innerliche, wenn irgend möglich eine Gemütsbeziehung haben.“ Harder selbst faßte (1932) sein Urteil dahin zusammen: „Bernays war vermutlich der profundeste Kenner der Weltliteratur, den das Jahrhundert hervorgebracht hat; seine Bücher sind Schmuckstücke, von einer auch damals ungewöhnlichen Gepflegtheit der Darstellung und der Sprache, ‚ein lauterer Extrakt‘, wie Ernst Curtius über den ‚Scaliger‘ sagt.“

In der ‚Geschichte der Philologie‘³ hatte Wilamowitz im einzelnen über Bernays' Bücher geschrieben: „Die Abhandlungen über Aristoteles' Theorie des Dramas werden noch immer lebhaft umstritten; methodisch ist wohl am höchsten zu werten, wie er aus Porphyrios Stücke Theophrasts über Frömmigkeit ausgelöst hat. Das scheint jetzt leicht, aber er wies den Weg zu einer Quellenanalyse, die verlorene Schriften zurückzuerobern fähig ist. Wenige Jahre später gelang ein gleicher Erfolg dem ebenso gelehrten wie feinsinnigen Ingram Bywater, indem er Stücke des aristotelischen Protrepikos bei Iamblichus fand, was zu weiteren Entdeckungen in derselben Kompilation geführt hat.“ Bywater¹³ selbst hatte allerdings Bernays' Verdienst in dieser Beziehung ungleich wärmer charakterisiert: dieser habe Aristotelische Dialoge wiederhergestellt „with the critical tact and poetical insight into the mind of antiquity by virtue of which he stands so completely alone among living

⁹ Wilamowitz, *Erinnerungen*, Berlin 1928, 87 f.

¹⁰ R. Harder, *Besprechung von Michael Fraenkel, J. B., Ein Lebensbild in Briefen*, *Gnomon* 1932, 669 (Cur 28. 7. 54).

¹¹ W. Schmid, *Friedrich Ritschl und Jacob Bernays*, in: *Bonner Gelehrte*, ein Beitrag zur Geschichte der Wissenschaft in Bonn (Philos. und Altertumswiss.), Bonn 1968, 137–142.

¹² Gomperz, *Nachruf* 108.

¹³ Bywater: *J. Philol.* 11 (1869) 55.

scholars“*. Wolfgang Schmid¹¹ hat über die Begrenztheit von Wilamowitz' alleiniger Hervorhebung der Quellenkritik bemerkt: „Solche Überlegungen, so richtig sie sind, reichen freilich nicht aus, um die ganze Spannweite von Bernays' Oeuvre sichtbar zu machen und erkennen zu lassen, wie sehr es mit innerer Notwendigkeit aus der geistigen Existenz dieses großen Gelehrten hervorgeht und ihr adäquater Ausdruck wird.“ Einer der Gründe der Einseitigkeit Ulrich v. Wilamowitz' mag in seinem geringen Interesse an antiker Philosophie liegen, die man wohl als Bernays' Hauptanliegen bezeichnen darf.

Wenn wir nun die Schicksale von Bernays' einzelnen Büchern kurz ins Auge fassen, so wechselt deren Aufnahme von ungetrübter Anerkennung bis zu scharfem Umkämpftsein. Im ganzen jedoch lebt sein Werk fort in den Arbeiten späterer Forscher.

Die *Heraclitea* (1848) hatten schon bei Erscheinen einen ‚tiefen und bestimmenden Eindruck‘ auf Hermann Usener¹⁴ gemacht und sind noch von Wolfgang Schmid unter Bernays' Arbeiten mit am höchsten gestellt worden.

Die *Scaligerbiographie* (1855) war „eine jedenfalls für damalige Möglichkeiten stupende Leistung: welch ungewöhnliche Konsumptionskraft, welche Beherrschung des Gesamtbereichs der Klassischen Philologie und ihrer Geschichte!“ Im besonderen konnte Bernays Scaligers Universalität „adäquat darstellen, weil seiner eigenen Geistigkeit schon sehr früh ein Zug zum Universalen eignete“. Da Mark Pattisons *Biographie* nicht zum Abschluß kam, ist bis zum Neudruck von Bernays' Buch in New York (1965), bei allem Zuwachs an Einzelheiten, doch keine andere erschienen.

Die Abhandlung über das Phocylideische Gedicht (1856) traf schon bei Erscheinen auf einen fast enthusiastischen Empfang. Fleckeisen, der Herausgeber des einflußreichen *Philologischen Centralblattes*, „weist“, wie Leopold Schmidt berichtete¹⁵, „Deinem Phocylideum eine geradezu epochemachende Bedeutung in der Entwicklung der höheren Kritik zu und hätte das gern so ausgesprochen gesehen; so weit“, setzte Schmidt hinzu, „kann ich aber doch bei aller Anerkennung nicht gehen.“ Auch Mommsen¹⁶ schätzte diese Arbeit mit am höchsten unter Bernays' Büchern. Schürer¹⁷ hat sie in seiner ‚Geschichte des jüdischen Volkes‘ „die sorgfältigste Monographie über dieses hellenistisch-jüdische Literaturstück“ genannt. F. Dornseiffs¹⁸ Versuch, in dem Gedicht ein ‚lehrhaftes Dichtwerk‘ zu sehen, d. h. es entgegen Bernays' Ansicht als echt zu erweisen, hat nur amüsierte oder verächtliche Ablehnung gefunden.

* „Mit dem kritischen Takt und der poetischen Einsicht in den Geist des Altertums, um derentwillen er unter lebenden Gelehrten so völlig allein steht.“

¹⁴ *Heraclitea: Usener Ges. Abh. I, IV.*

¹⁵ *Schmi* 26. 8. 57; dessen selbständige und ausführliche Besprechung s. S. 140, 51.

¹⁶ Mommsen 24. 6. 82 an Hertz.

¹⁷ *E. Schürer*, *Geschichte des jüdischen Volkes*, 4. Aufl., 3 (1909) 624–625.

¹⁸ *F. Dornseiff*, *Echtheitsfragen antik-griechischer Literatur*, Berlin 1939, 37–51; Momigliano 19 f.; *Schmidt* aaO. 138.

Die Wiedergabe der nun neunzigjährigen und noch keineswegs abgeschlossenen Diskussion um Bernays' Buch über Aristoteles und die Katharsis in der Tragödie (1857), die eine umfangreiche Bibliothek füllt, erübrigt sich glücklicherweise, da sie eine eigene, ins einzelne gehende Darstellung gefunden hat¹⁹. Johannes Vahlen²⁰, der im Kolleg Bernays *vir ille sanctissimus** nannte, sah voraus, dessen Katharsiserklärung werde jedem Widerspruch, solange philologische Hermeneutik in Ehren bleibe, Trotz bieten. Diese Prognose hat sich zwar nicht erfüllt, doch wird, bei allen Einwänden im einzelnen, das Schwergewicht der Meinungen wohl Max Pohlenz²¹ („Das Wesentliche hat J. B. gesehen“) und Wolfgang Schadewaldt zustimmen, daß jedenfalls „die Bestimmung der Katharsis in Analogie zur Medizin eine Entdeckung war, der noch heute eine entscheidende Bedeutung zukommt.“²²

Den Sulpicius Severus (1861) nannte Mommsen „eine von Bernays' schönsten Arbeiten“²³. Momigliano bezeichnet das Buch als „wohl ein Meisterwerk historischer Darstellung“ und lehnt den Versuch des Canon Hugh Montefiore (1962), Tacitus als Quelle von Sulpicius Severus, sonst allgemein anerkannt, durch Antonius Julianus, Tacitus' wahrscheinlichen Gewährsmann, zu ersetzen, ab mit der Bemerkung: „Kein Gewinn und größere Dunkelheit“.

„Dialoge des Aristoteles“ (1863) hat der Aristotelesforschung ein weites neues Gebiet eröffnet und wesentliche, zum Teil noch heute ungelöste Fragen aufgeworfen²⁴.

In „Theophrastos' Schrift über Frömmigkeit“ (1866) hatte Bernays gezeigt, daß Theophrastos der früheste griechische Schriftsteller war, der die jüdische Religion direkt behandelte. Auf diesem Gebiet ist die Forschung weitergegangen²⁵; Werner Jaeger z. B. sah in Hecataeus von Abdera eine mögliche Quelle Theophrasts.

* Der Verehrungswürdige.

¹⁹ Katharsis: *Karlfried Gründer*, Jacob Bernays und der Streit um die Katharsis, in: *Epirrhosis*. Festgabe für Karl Schmitt, Berlin 1968, II 495–528.

²⁰ Joh. Vahlen: pers. Mitt. Prof. Eugen Täubler; *Ritschl-Festschrift* (1874), *Ges. Philol. Schr.* I 296.

²¹ *Max Pohlenz*, Die griechische Tragödie, Leipzig 1930, 529–533.

²² *Wolfgang Schadewaldt*, Furcht und Mitleid? *Hermes* 83 (1955) 129–171; *Hellas und Hesperien*, Zürich & Stuttgart 1960, 384 ff.

²³ Mommsen 24. 6. 82 Hertz; *Momigliano* aaO. 19; Montefiore: *Historia* 11 (1962) 156–170.

²⁴ Vgl. *Werner Jäger*, Aristoteles, Berlin 1932.

²⁵ Theophrastos: Forschung: *W. Pötscher*, Theophrastus περί εὐσεβείας, Leiden 1964; *W. Jaeger*, Diokles von Karystos, Berlin 1938, 134–153; *Scripta Minora* II (Rom 1960) 169–183 (zu Clearchus und die Juden: *Louis Robert*, *De Delphes à l'Oxus*. *Inscriptions Nouvelles de la Bactriane*, C. R. Acad. *Inscriptions*, 1968, 451); *Momigliano* aaO. 20; *E. Norden*, *Jahrb. class. Philol. Suppl.* 19 (1893) 386; idem, *Agnostos Theos*, Neudr. 1923, 389 f.; *I. Heinemann*, *Pauly-Wissowa Suppl.* V (1931) 228–232; *E. Schürer*, *Gesch. d. j. Volkes* 3 (1909) 624 f.

In den ‚Heraklitischen Briefen‘ (1869) vermutete Bernays zu Recht, daß der Fälscher die Heraklitischen Zitate dazu benutzte, seinem eigenen Machwerk mehr Glaubwürdigkeit zu verleihen. Im Verlauf seiner Analyse wurde es ihm deutlich, daß die Briefe von verschiedenen Quellen stammen, und er versuchte zu zeigen, daß einige der Autoren entweder verkappte Juden oder Christen waren. Das wurde für lange Zeit angenommen, doch scheint nun für die fraglichen Briefe (IV, VII, IX) ein Kyniker als Verfasser wahrscheinlicher, wenn auch Bernays' Analyse der Briefe von grundsätzlicher Bedeutung bleibt. Er war der erste, der die Frage nach den Beziehungen zwischen Kynikern und der jüdisch-hellenistischen Literatur aufwarf.

An die Philon zugeschriebene Schrift ‚Über die Unzerstörbarkeit des Weltalls‘ wandte Bernays viel Arbeit; 1863 wies er eine Blattversetzung nach, was den Text lesbarer machte; 1876 veröffentlichte er eine Übersetzung in den Abhandlungen der Berliner Akademie, und aus dem Nachlaß gab Usener eine Einleitung dazu und einen unvollendeten Kommentar heraus, von dem er an Wilamowitz schrieb²⁶: ‚Bernaysium nunquam magis Bernaysium videris‘*. Da das Werk die Welt als ewig und unerschaffen ansieht, was mit Philos Anschauung unvereinbar ist, schloß Bernays, daß es nicht von diesem sei, doch bedachte er auch noch zwei weitere Möglichkeiten: daß Philo seine Ansicht geändert haben könne oder daß er beabsichtigt habe, die These von der Ewigkeit der Welt in einem verlorenen Teil der Abhandlung zu widerlegen. F. Cumont²⁷ verteidigte in seiner Ausgabe des Textes die zweite Lösung, während andere Forscher sich für die dritte entschieden haben.

In ‚Lucian und die Kyniker‘ (1879) zeigte Bernays, daß Lukians Peregrinos²⁸, traditionell als ein antichristliches Pamphlet verstanden, sich gegen diesen als Kyniker wandte – Kyniker, in ihrer Verachtung gewöhnlicher sozialer Konventionen, teilten mit Juden und Christen den Protest gegen die bestehende Welt. Bernays' Auffassung ist nicht ohne Kritik geblieben, aber selbst die sie ablehnen, erkennen darin ‚die erste ernsthafte Studie über Peregrinos‘²⁸ an.

‚Phokion und seine neueren Beurtheiler‘ (1881), Bernays' letztes und fast schon posthumes Buch²⁹, ging in seinem konservativen Widerstand gegen demokratische Anschauungen noch viel weiter als der ‚Lucian‘ und fand unter all seinen Schriften die unfreundlichste Aufnahme. Sie scheint auch einen ernsthaften Irrtum zu enthalten, über die politische Stellung von Xenokrates, des Leiters der athenischen Akademie, indem er Büchelers Textverbesserung

* ‚Nie wirst Du Bernays Bernays'scher finden.‘

²⁶ Usener–Wilamowitz, Briefwechsel 26.

²⁷ F. Cumont, Philonis de aeternitate mundi, 1891.

²⁸ Jacques Schwartz, Lucien de Samosate, Philopseudès et De Morte Peregrini, Paris 1951, 63.

²⁹ Phokion: Momigliano aaO. 23; Th. Gomperz, Wiener Studien 4 (1882) 102–120; cf. G. Maddoli, ‚Senocrate nel clima politico del suo tempo‘, Dialoghi di Archeologia 1 (1967) 304–327; Jäger, Aristoteles, 195.

des Index Academicorum Philosophorum Herculanensis (1869) übersah. Viele zeitgenössische Gelehrte fanden seine antidemokratische Haltung reaktionär. Theodor Gomperz etwa konnte Bernays, so sehr er ihn bewunderte, den Angriff auf den Demokraten Grote nicht verzeihen und wandte sich aufs schärfste gegen ihn. Aber aus größerer Distanz hat Werner Jäger das Werk sehr geschätzt.

Im ganzen urteilt Wolfgang Schmid¹¹ (1968): „Die Wechselwirkung von Judentum und hellenischer (oder hellenistischer) Geisteswelt ... ist eines der großen, bewegenden Themen von Bernays. Fast allen Arbeiten zur griechischen und hellenistisch-römischen Philosophie, von den Vorsokratikern bis zur Spätzeit, kommt bleibende Bedeutung zu; am höchsten stehen freilich seine Heraclitea auf der einen, seine Aristotelica und Theophrastea auf der anderen Seite. Es würde lohnen, darüber nachzudenken, warum für Bernays ‚Pflicht‘ und ‚Neigung‘ hier zusammenfielen“ (im Gegensatz etwa zu seiner Arbeit an Lukrez). Als ein Beispiel dafür: „Seine Heraklitstudien waren im besten Zuge, als 1851 Hippolytos' Schrift über die Widerlegung aller Häresien (Philosophoumena) entdeckt wurde, aus der mit Ausdauer und Geduld heraklitische Goldkörner zu Tage zu fördern nun das Gebot der Stunde war. So wirken bei Bernays' Beschäftigung mit Heraklit“, worin er Diels' Lehrer und Bywaters Vorbild war, „Daimon und Tyche gleichermaßen zusammen“.

QUELLEN

Werke

- Joseph Justus Scaliger, Berlin 1855 (Neudruck: New York [Burt Franklin] 1965).
Grundzüge der verlorenen Abhandlung des Aristoteles über die Wirkung der Tragödie, Berlin 1857 (2. Aufl. 1880, Zwei Abhandlungen über die Aristotelische Theorie des Drama) (Neudruck: a) wie 1880, Einleitung von Karlfried Gründer, Hildesheim und New York [G. Olms], 1970; b) Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1968).
- Über die Chronik des Sulpicius Severus. Ein Beitrag zur Geschichte der classischen und biblischen Studien, Berlin 1861.
- Die Dialoge des Aristoteles in ihrem Verhältnis zu seinen übrigen Werken, Berlin 1863 (Neudruck: Hildesheim und New York 1966; Wiss. Buchges., Darmstadt 1968).
- Theophrastos' Schrift über Frömmigkeit. Ein Beitrag zur Religionsgeschichte, Berlin 1866 (Neudruck: Hildesheim und New York 1971).
- Die Heraklitischen Briefe. Ein Beitrag zur philosophischen und religionsgeschichtlichen Literatur, Berlin 1869.
- Aristoteles' Politik, Berlin 1872.
- Die unter Philon's Werken stehende Schrift Über die Unzerstörbarkeit des Weltalls nach ihrer ursprünglichen Anordnung hergestellt und ins Deutsche übertragen (Abh. der Kgl. Preuß. Akad. d. Wiss. Berlin 1876, No. 6, 209–278).
- Lucian und die Kyniker, Berlin 1879.
- Phokion und seine neueren Beurtheiler. Ein Beitrag zur Geschichte der griechischen Philosophie und Politik, Berlin 1881.
- (Posthum:)
Über die unter Philons Werken stehende Schrift Über die Unzerstörbarkeit des Weltalls. Aus den Abhandlungen der Kgl. Preuß. Akad. d. Wiss. 1882, III.
Weltalter und Weltreich, Deutsche Revue VIII, 1 (1883), 68–74.
Gesammelte Abhandlungen, 2 Bde., hrsg. von Hermann Usener, Berlin 1885 (mit Würdigung, vollständiger Bibliographie und Inventar des handschr. Nachlasses in Bonn) (Neudruck: Hildesheim und New York 1971).

Nachrufe und Würdigungen

- Anonym, Bonner Ztg. No. 142 vom 28. 5. 1881.
Schaarschmidt, K., Kölnische Ztg. No. 149, 30. 5. 81, und Bursians Biogr. Jahrb. f. Alterthumskunde 4 (1881) 65–83.
Rippner, B., Mtsschr. f. d. Gesch. u. Wiss. d. Jts. 30 (N. F. 13), 1881, 337–347, 385–394.
Bücheler, F., Rhein. Museum f. Philol. N. F. 36 (Frankfurt 1881), 479–480: Kl., Schr. 2 (1927) 424.
Usener, H., Ges. Abh. von J. B. (s. o.); ADB 46 (1902) 393–404.

- Gomperz, Th.*, Augsburger Allg. Ztg., 4.–5. 11. 1881 (Beilage zu Münchener Allg. Ztg. No. 308–309); *Essays und Erinnerungen*, Stuttgart und Leipzig 1905, 106–125.
- Brann, M.*, *Gesch. d. Jüd.-Theol. Seminars in Breslau*, 53–58 (mit Briefen von B. und Inventar seines hebräischen Nachlasses).
- Cohen, H.*, *Jüd. Schr.*, 1924, II 418–421.
- Wilamowitz-Moellendorff, U. v.*, *Gesch. d. Philol.*, 1927, 64 f.; *Erinnerungen*, 1928, 87 f.
- Schmid, W.*, *Friedrich Ritschl und Jacob Bernays*, 1968, 127 ff.
- Momigliano, A. D.*, *Jacob Bernays*, 1969.

Briefe

a) Originale

Der Briefwechsel mit einigen Hauptkorrespondenten begleitet B.s Leben von seinen Studentenjahren bis zu seinem Tod:

	von Bernays	an	Korrespondent	zitiert:
1846–53	24	34	Nicolas Berend ¹	Ber
1847–68	169	59	Friedrich Ritschl ^{2a}	Rit
1847–72	19	7	Leopold Schmidt ^{2b}	Schmi
1847–79	10	18	Meyer Isler ^{2b}	Isler
1850–64	133	3	Paul Heyse ³	Hey
1851–60	54	47	K. Chr. J. v. Bunsen ^{4, 2a}	Bun
1852–78	20	15	Max Müller, Oxford ^{2a}	Mül
1852–65	8	4	Ch. G. Welcker ⁵	Wel
1853–66	19	19	Chr. A. Brandis ^{2a, 5}	Bran
1854–72	–	12	Johannes Brandis ^{2b}	JBran
1854–80	115	105	Theodor Mommsen ^{6, 2a}	Mom
1854–80	86	69	Verlag Wilhelm Hertz ⁷	Hertz
1855–81	11	29	Ernst Curtius ⁵	Cur
	114	176	55 weitere Korrespondenten	
	3	60	43 gelegentliche Korrespondenten	

¹ Sammlung Salman Schocken, Jerusalem.

^{2a} New York Public Library, Geschenk von William Aron.

^{2b} Privatbesitz.

³ Heyse-Archiv, Bayer. Staatsbibliothek München.

⁴ Deutsches Zentralarchiv, Merseburg.

⁵ Universitätsbibliothek Bonn.

⁶ Deutsche (früher Preußische) Staatsbibliothek, Berlin.

⁷ Cottasche Buchhandlung Nachf. Robert Kröner, Stuttgart.

Ferner enthält Michael Bernays' handschriftlicher Nachlaß, im Germanischen Seminar der Universität Kiel, 20 Briefe und Billette an und einen Entwurf von B., aus dessen Universitätszeit bis in die siebziger Jahre. – Die Korrespondenz von B. mit Mark Pattison befindet sich in der Bodleian Library, Oxford, die mit Emil Hübner in der Staatsbibliothek Berlin, drei Briefe an Schelling enthält der Schelling-Nachlaß im Zentralarchiv der Akademie der Wissenschaften der DDR, Berlin.

Nach testamentarischer Bestimmung wurden die im Nachlaß vorgefundenen Briefe den Absendern, die noch am Leben waren, zurückgegeben, so daß einzelne sonst nicht

erwähnte Korrespondenten unbekannt geblieben sein mögen. Trotz seines Umfangs weist das Material beträchtliche Lücken auf. Heyse hat seine eigenen Briefe, bis auf drei zufällig erhalten gebliebene, vernichtet und Sophie Ritschl nach ihres Mannes Tod den größten Teil von dessen Korrespondenz verbrannt. Einige der wichtigsten Briefe an Nicolas Berend fehlen, ebenso wie an Leopold Schmidt, Johannes Brandis, Moritz Haupt und Graetz und je ein Brief von und an Lassalle über dessen ‚Heraklit‘.

b) Drucke

Ribbecke, Ritschl Bd. 2, 1881 (8 Br. von, 42 an B.).

Ribbecke, Lebensbild, 1901 (5 Br. an B.).

Müller, F. M., Life and Letters, 1902 (10 Br. an B.).

Curtius, E., Lebensbild, 1913 (4 Br. an B.).

Jackson, W. W., Bywater, 1917 (4 Br. an B.).

Fraenkel, F., Jacob Bernays. Ein Lebensbild in Briefen, Breslau 1932 (82 von, 64 an B.). Bunsens Vorschlag zum Übertritt und B.s Antwort nachgedruckt in *Kobler, F.*, Juden und Judentum in deutschen Briefen aus drei Jahrhunderten, Wien 1935, 290–293. Auszüge: *Frankefurter, S.*, B[nai] B[riss] Mitt. f. Österreich 33, 5 (Mai 1933) 173–183; Bespr.: *Harder, R.* Gnomon 1932, 669; *Staerk, W.*, Jena, Theol. Blätter 12 No. 7 (Juli 1933) 213–215; *Perles, F.*, Bayerische Isr. Gemeindeg. 8 No. 19 (1. 10. 1932) 293–294, etc.

Weill, J., Jacob Bernays et Renan, 1933 (4 Br. von B.).

Badt-Strauss, B., Jugendbriefe von B., 1935, 354–364 (8 Br. an Nicolas Berend).

Fraenkel, M., 1935 (1 Br. von Graetz an B.; abgedruckt Reuwen Michael, Bull. Leo Baeck Inst. 1961, 321).

Fraenkel, M., 1936, 121–126 (Korr. mit S. Frensdorff).

Bach, H., 1936–37, 160–163 (1 Br. von B.).

Wickert, L., Mommsen und Bernays, 1967 und 1969 (Korrespondenz mit Mommsen und Briefe von ihm über B.).

Momigliano, A. D., Jacob Bernays, 1969 (je 1 Br. von und an B.).

Bach, H. I., Bernays und Schelling, 1973 (Tagebuchaufzeichnung von B., 1 Br. von B.).

Handschriftliches Material

Aus dem Archiv der Jüdischen Gemeinde Hamburg wurden Briefe und Gutachten des Chacham Isaac Bernays benutzt.

Aus Jacob Bernays' Nachlaß in der Bonner Universitätsbibliothek sind, da Hermann Usener für die Gesammelten Abhandlungen die wissenschaftlichen Materialsammlungen bereits gesichtet und verwertet hatte, in erster Linie die biographisch aufschlußreichen Teile verwendet worden (*= im zweiten Weltkrieg verlorengegangen):

*Auszüge und Einfälle, I 1842–61, II 1862–81 (S 964 und S 969, zitiert AE) (ca. 2000 Aphorismen, Bemerkungen, Anekdoten und Beobachtungen, von denen nur einige Proben im Almanach des Schocken Verlags 1935/36, 72 f. veröffentlicht sind).

*Deutsche und lateinische Schulaufsätze, 1843–44 (S 958).

*Journal der Arbeiten und Lectüren I 1842–45 [März 1847]; II 1847–55 [nach 1860]; III Sept. 1863–Mitte 1875; IV Febr. 1877–Mai 1881 (S 960–963); in den ersten Bänden ausführliche Besprechungen, in den späteren nur noch Titel.

- **Varia*, 1842–81: Briefkonzepte; ‚Legende‘; Gelegenheitsgedichte, Lesefrüchte, Übersetzungen lateinischer Elegien und aus dem Englischen; Reimlexikon; Geschichte der Toleranz; Einweihungsrede (S 968).
- **Varia philologica*, ‚Parisiana‘ 1847 (S 940).
- Aphorismen über den gegenwärtigen Zustand der griechisch-römischen Philologie in Deutschland. July 1849 (S 956).
- *Studien zu ‚Erasmus als Philolog und patristischer Kritiker‘, Heft I/II (1865) (S 946).
- Korrekturbogen zu Bunsens Bibelwerk (S 950).
- *Notizen zu Vorlesungen (S 891).
- *Übersetzung des Propheten Jeremia (bis 5₉) mit Kommentar (bis 4₂₃), (S 951).
- *Übersetzung von Jehuda Halevis ‚Kusari‘ (Fragment), (S 953).

BIBLIOGRAPHIE

- Auerbach, B.*, Briefe an seinen Vetter Jakob Auerbach, 2 Bde., Frankfurt a. M. 1884.
- , –. Das Landhaus am Rhein. Roman, 3 Bde., Stuttgart 1869 (2. Aufl. 1908).
- Bach, H.*, Der Bibelsche Orient und sein Verfasser, Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland 7 (1), Berlin 1936, 1–33.
- , –, Isaac Bernays, Monatsschrift für die Wissenschaft des Judentums 83 (N. F. 47), 1939 [1941], 487–501 (Neudruck der bei Erscheinen beschlagnahmten Ausgabe 1963, 533–547).
- , –, Hellas und Israel. Eine Äußerung von Ernst Curtius und ein Brief von Jacob Bernays. Almanach des Schocken Verlags 1936/37, 160–163.
- , –, Bernays und Schelling, eine unbekannte Tagebuchaufzeichnung. Zschr. f. Religions- und Geistesgeschichte, XXV, 4 (1973), 336–340.
- Badt-Strauss, B.*, Jugendbriefe von Jacob Bernays, Der Morgen, Monatsschrift der deutschen Juden 11, Berlin 1935, 355–364.
- Bardt, C.*, Theodor Mommsen, Berlin 1903.
- Bechstein, L.*, Die Reisetage, Mannheim 1836.
- [*Bernays, Isaac*], Der Bibelsche Orient, 2 Bde., München 1821.
- Bernays, Michael*, Briefe an und von, hrsg. H. Uhde-Bernays, Berlin 1907.
- Bettelheim, A.*, Berthold Auerbach, Stuttgart und Berlin 1907.
- Bezold, F. G. J. v.*, Geschichte der rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, 2 Bde., Bonn 1920.
- Boehlich, W.*, Hrsg., Der Berliner Antisemitismus-Streit, sammlung in sel 6, Frankfurt a. M. 1965.
- Brann, M.*, Geschichte des Jüdisch-Theologischen Seminars in Breslau. Festschrift zum 50. Bestehen der Anstalt, Breslau 1904.
- Das Breslauer Jüdisch-Theologische Seminar, Gedächtnisschrift, hrsg. G. Kisch, Tübingen 1963.
- Buch, M. v.*, Else von Arnims junge Jahre, Leipzig 1929.
- Bunsen, Chr. C. J. v.*, Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von seiner Witwe. Deutsche Ausgabe von Fr. Nippold, 3 Bde., Leipzig 1869–71 (zit. Nippold).
- Bunsen, Freifrau v.*, Ein Lebensbild, aus ihren Briefen zusammengestellt von Augustus C. Hare, deutsche Ausgabe H. Tharau, 2 Bde., Gotha 1881.
- Bunsen, Marie v.*, Georg von Bunsen, ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, Berlin 1900.
- Burckhardt, J.*, Briefe an Otto und Emma Ribbeck, hrsg. H. Trog, Neue Rundschau 4 (1910) 1518–1530.
- Cardaus, H.*, Aus dem Leben eines deutschen Redakteurs, Köln 1912.
- Carmen Sylva*, Mein Penatenwinkel, Bd. 1, Frankfurt a. M. 1908.
- Cohen, H.*, Jüdische Schriften, Bd. 2, Berlin 1924.
- , –, Leopold Schmidt, Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 154 (1896), 2. Abt., 473 ff.

- Cohen, Martin*, Literatur zum Hamburger Tempelstreit. Eine bibliographische Übersicht (handschriftlich).
- Cumont, F.*, *Philonis de aeternitate mundi*, 1891.
- Curtius, E.*, Johannes Brandis, ein Lebensbild, *Preußische Jahrbücher* 32 (1873) 642–663.
- , –, Ein Lebensbild in Briefen. Neue Ausgabe von F. Curtius, 2 Bde., München 1913.
- Dilthey, der junge*. Ein Lebensbild in Briefen und Tagebüchern, hrsg. C. Misch, Leipzig und Berlin 1933.
- Dornseiff, F.*, *Echtheitsfragen antik-griechischer Literatur*, Berlin 1939.
- Duckesz, E.*, *Ivvah Lemoschav*, Krakau 1903.
- , –, Zur Biographie des Chacham Isaak Bernays, *Jahrbuch der Jüdischen Literarischen Gesellschaft* 5 (Frankfurt a. M. 1907) 297 ff.
- Emlden, M. v.*, *Erinnerungen an Heinrich Heine von seiner Nichte*, Hamburg 1881.
- Erman, W.*, *Geschichte der Bonner Universitätsbibliothek*, 2 Bde., Halle 1919.
- Feiner, J.*, *Gabriel Riessers Leben und Wirken*, 3. Aufl., Leipzig 1911.
- Festschrift zur Feier des 100jährigen Bestehens der Universität Breslau, hrsg. G. Kaufmann, 2 Bde., Breslau 1911.
- Feuerbach, Henriette*, *Ihr Leben in ihren Briefen*, hrsg. H. Uhde-Bernays, Berlin 1912.
- Fontane, Th.*, *Briefe, Zweite Sammlung*, hrsg. O. Pniower und P. Schlenther, 3. Aufl., Berlin 1910.
- Fraenkel, M.*, *Jacob Bernays. Ein Lebensbild in Briefen*, Breslau 1932.
- , –, Aus Jacob Bernays' und Salomon Frensdorffs Schriftwechsel, *Monatsschr. f. d. Wiss. d. Jts.* 80 (N. F. 44), 1936, 121–126.
- , –, Heinrich Graetz und Theodor Mommsen, *Der Morgen. Monatsschrift der deutschen Juden* 11 (Berlin 1935) 365 f.
- , –, Theodor Mommsen, Jacob Bernays und Paul Heyse, *Sitzungsberichte der Preuß. Akademie der Wissenschaften, Phil.-Histor. Kl.*, 1934, 1–4.
- Freytag, G.*, *Soll und Haben. Roman*, 3 Bde., 3. Aufl., Leipzig 1856.
- Friedell, E.*, *Kulturgeschichte der Neuzeit*, 3 Bde., London und Oxford 1947.
- Friedländer, F.*, *Das Leben Gabriel Riessers*, Berlin 1926.
- , –, Gabriel Riesser und die jüdische Reformbewegung, *Jüdisch-Liberale Zeitung*, 11. 11. 1927, VII 45.
- Geiger, A.*, *Der Hamburger Tempelstreit, eine Zeitfrage*, Breslau 1842.
- , –, *Leben in Briefen*, hrsg. L. Geiger, Berlin 1878.
- Gelber, N. M.*, *The Intervention of German Jews at the Berlin Congress 1878*, *Leo Baeck Institute Year Book* V, London 1960, 221–247.
- Goldschmidt, J.*, *Geschichte der Talmud-Tora-Realschule in Hamburg. Festschrift zur Hundertjahrfeier der Anstalt 1805–1905*, Hamburg (1905).
- Gomperz, Th.*, *Essays und Erinnerungen*, Stuttgart und Leipzig 1905.
- , –, *Wiener Studien für Klassische Philologie* 4 (1882) 102–120.
- Gottschall, R. v.*, *Aus meiner Jugend. Erinnerungen*, Berlin 1898.
- Graetz, H.*, *Geschichte der Juden*, Bd. 11, 554 ff.
- Gronemann, S.*, *Genealogische Studien über die alten jüdischen Familien Hannovers*, Berlin 1913.
- Gründer, K.*, *Jacob Bernays und der Streit um die Katharsis*, in: *Epirrhosis. Festgabe für Karl Schmitt*, Berlin 1968, II 495–528.
- Grunwald, M.*, *Hamburgs deutsche Juden bis zur Auflösung der Dreigemeinden*, Hamburg 1904.
- Güdemann, M.*, *Meine Erinnerungen an Prof. Dr. H. Graetz*, *Jahrbuch für jüdische Geschichte und Literatur* 21 (Berlin 1918) 45 ff.
- Gumpfenberg, H. V.*, *Lebenserinnerungen*, Berlin 1922.

- Haarbleicher, M. M.*, Zwei Epochen aus der Geschichte der deutschen Israelitischen Gemeinde in Hamburg, Hamburg 1867.
- Harder, R.*, Besprechung von M. Fraenkels ‚Jacob Bernays‘, Gnomon 1932, 669.
- Hartmann, L. M.*, Theodor Mommsen, eine biographische Skizze, Gotha 1908.
- Hausrath, A.*, D. Fr. Strauss und die Theologie seiner Zeit, 2 Bde., Heidelberg 1867/8.
- Heine, Heinrich*, Briefe, hrsg. F. Hirth, 3 Bde, München u. Berlin 1914.
- Hertling, G. v.*, Erinnerungen aus meinem Leben, Kempten 1919.
- Heyderhoff, J. und Wentzcke, P.*, Der deutsche Liberalismus im Zeitalter Bismarcks, 2 Bde., Bonn und Leipzig 1925.
- Heyse, Paul*, Briefwechsel mit Fontane 1850–1897, hrsg. E. Petzet, Berlin 1929.
- , –, Jugenderinnerungen und Bekenntnisse, 5. Aufl., Stuttgart und Berlin 1912.
- Houben, H. H.*, Die Rheingräfin. Das Leben der Kölnerin Sybille Mertens-Schaaffhausen, Essen 1935.
- Hüffer, H.*, Lebenserinnerungen, hrsg. E. Singer, Berlin 1914.
- Huret, J.*, En Allemagne, Paris 1907.
- Isler, M.*, Gabriel Riessers Leben, Frankfurt und Leipzig 1867.
- Jackson, W. W.*, Ingram Bywater, Oxford 1917.
- Jaeger, W.*, Aristoteles, Berlin 1932.
- , –, Diokles von Karystos, Berlin 1938.
- , –, Scripta Minora, II, Rom 1960.
- Jost, M.*, Geschichte der Israeliten 10, 1. Abt., Berlin 1846.
- Kastan, J.*, Breslauer Erinnerungen, Jahrbuch für Jüdische Geschichte und Literatur 26 (Berlin 1925) 53 ff.
- Kaufmann, F.*, Leopold Kaufmann. Ein Zeit- und Lebensbild, Köln 1903.
- Kaufmann, P.*, Aus rheinischen Jugendtagen, Berlin 1919.
- Kaysersling, M.*, Ludwig Philippson, Leipzig 1898.
- Kekulé, R.*, Das Leben Welckers, Leipzig 1880.
- Kern, O.*, H. Diels und C. Robert, Leipzig 1927.
- Kersken, H.*, Stadt und Universität Bonn in den Revolutionsjahren 1848/49 (= Rheinisches Archiv, Bd. 19), Bonn 1931.
- Klausmann, A. O.*, Oberschlesien vor 55 Jahren, Kattowitz 1912.
- Kremnitz, M.*, Marie Fürstin Mutter zu Wied, Leipzig 1904.
- La Mara, Marie v. Mouchanoff*, Leipzig 1911.
- Lazarus, M.*, Korrespondenz mit Steinthal, hrsg. I. Belke, Wissenschaftliche Abhandlungen des Leo Baeck Instituts, New York, 21, Tübingen 1967.
- , –, Lebenserinnerungen, hrsg. N. Lazarus und A. Leicht, Berlin 1906.
- , –, Treu und Frei. Gesammelte Reden und Vorträge über Juden und Judentum, Leipzig 1887; Neudruck, mit Vorwort von J. Levy, Berlin 1925.
- Lefmann, S.*, August Schleicher, Leipzig 1870.
- Lewin, L.*, Zum 100. Geburtstag Wolf Heidenheims, Monatsschrift für die Wissenschaft des Judentums 76 (1932) 11.
- Liebeschütz, H.*, Treitschke and Mommsen on Jewry and Judaism, Leo Baeck Institute Year Book VII (1962) 153 ff.
- Liliencron, R. v.*, Lebenserinnerungen, Deutsche Rundschau 154 (1913) 385 ff.
- Maddoli, G.*, Senocrate nel clima politico del suo tempo, Dialoghi di Archeologia 1 (1967) 304–327.
- Mendelson, M.*, Etwas über des sel. Bernays' Synagogenvorträge, Der Orient, 1849, No. 50, 218 f.
- , –, Nekrolog auf Isaac Bernays, *ibid.* No. 22, 2. 6. 1849, 105.
- , –, Die moderne Intoleranz, *ibid.* 1849, 147.
- Meyer, J. B.*, Erinnerungen aus der Frankonenzeit, Bonn 1895.
- Mieses, F.*, Biographien berühmter Männer, Ozar Hasifrut, Krakau 1889–90, III 21.

- Momigliano, A.*, Jacob Bernays, Meded. Kgl. Ned. Akad. 32, 5, Amsterdam 1969.
- Mommsen, A.*, Theodor Mommsen im Kreise der Seinen, Berlin o. J.
- Mommsen, Th.*, Briefwechsel mit Otto Jahn 1842–68, hrsg. W. Wickert, Frankfurt a. M. 1962.
- , –, Briefwechsel mit Wilamowitz 1872–1903, Berlin 1935.
- , –, Reden und Aufsätze, Berlin 1905.
- Montefiore, H.*, Historia 11 (1962) 156–170.
- Müller, F. M.*, Aus meinem Leben, Gotha 1902.
- , –, Life and Letters, ed. by his wife, London 1902.
- Nietzsche, F.*, Briefe, Histor.-Krit. Ausg. 3, Weimar 1940.
- , –, Unzeitgemäße Betrachtungen II, Werke I 251 f. Weimar 1934.
- Norden, E.*, Agnostos Theos, Neudruck 1923.
- Pattison, M.*, Memoirs, London 1885.
- Pötscher, W.*, Theophrastus περί εὐσεβείας, Leiden 1964.
- Pohlenz, M.*, Die griechische Tragödie, Leipzig 1930.
- Pops, J.*, Die Familie v. Hirsch auf Gereuth, München 1931.
- Raabe, W.*, Christoph Pechlin, Roman. 2. Aufl. 1890.
- Renan, E.*, Correspondence, 2. Aufl., Paris 1926.
- , –, L'Eglise chrétienne, Paris 1879.
- Ribbeck, O.*, Ein Bild seines Lebens aus seinen Briefen, hrsg. Emma Ribbeck, Stuttgart 1901.
- , –, Friedrich Wilhelm Ritschl. Ein Beitrag zur Geschichte der Philologie, 2 Bde., Leipzig 1879–81.
- Robert, L.*, De Delphes à l'Oxus. Inscriptions Nouvelles de la Bactriane, C. R. Acad. Inscriptions, 1968, 451.
- Saalfeld*, Bilder aus der Vergangenheit der jüdischen Gemeinde Mainz, Mainz 1903.
- Salomon, G.*, Selbstbiographie, Leipzig 1863.
- Samwer, K.*, Zur Erinnerung an Franz v. Roggenbach, Wiesbaden 1909.
- Schadewaldt, W.*, Furcht und Mitleid?, Hermes 83 (1955) 129–171, Neudruck Hellas und Hesperien, Zürich und Stuttgart 1960, 384 ff.
- Schleiden, R.*, Der Brand Hamburgs, Deutsche Rundschau, Okt. 1889.
- Schlesische Lebensbilder, hrsg. Historische Kommission für Schlesien, Bd. 1, Breslau 1922.
- Schmid, W.*, Friedrich Ritschl und Jacob Bernays, in: Bonner Gelehrte, ein Beitrag zur Geschichte der Wissenschaft in Bonn (Philosophie und Altertumswissenschaften), Bonn 1968, 127 ff.
- , –, Ein unveröffentlichter Brief von Jacob Bernays zu Lassalles Heraklitbuch, Rhein. Mus. f. Philol. im Druck.
- Schmidt, L.*, Die Ethik der alten Griechen, 2 Bde., Berlin 1882.
- Schmidt, W.*, Die Partei Bethmann-Hollweg und die Reaktion in Preußen 1850–58, Berlin 1910.
- Schmoller, G.*, Alte Straßburger Universitätsreden, Frankfurt a. M. 1932.
- Scholem, G.*, Major Trends in Jewish Mysticism, 3. Aufl., New York 1941.
- , –, Leo Baeck Institute Year Book VII (London 1962) 249.
- Schorn, K.*, Lebenserinnerungen, 2 Bde., Bonn 1898.
- Schröder, H.*, Lexikon der Hamburger Schriftsteller, 1, Hamburg 1851.
- Schürer, E.*, Geschichte des jüdischen Volkes, 4. Aufl., 3, Leipzig 1909.
- Schurz, C.*, Lebenserinnerungen, 2 Bde., Berlin 1906.
- [*Schwabacher, S. L.*], Der kabbalistisch-biblische Occident, Hamburg 1845.
- Schwartz, J.*, Lucien de Samosate, Philopseudes et De Morte Peregrini, Paris 1951.
- Seligmann, C.*, Geschichte der jüdischen Reformbewegung, Frankfurt a. M. 1922.

- Sillem, C. H. W.*, Die Matrikel des Akademischen Gymnasiums in Hamburg, Hamburg 1891.
- Sparrow, J.*, Mark Pattison and the Idea of a University, Cambridge 1967.
- Springer, A.*, Aus meinem Leben, Berlin 1892.
- , –, Friedrich Christoph Dahlmann, 2 Bde., Leipzig 1870–72.
- Stein, J.*, Geschichte der Stadt Breslau im 19. Jahrhundert, Breslau 1884.
- Stein, L.*, Moritz Lazarus, Biogr. Jahrbuch, Berlin 1905.
- Steinheim, S. L.*, Synagoge und Tempel, ein modernes Schisma, Der Orient 6 (1842) 562–581.
- Steinthal, H.*, Korrespondenz mit Lazarus, vgl. Lazarus, M. Stenographische Berichte über die Verhandlungen des [Preuß.] Landtages, Haus der Abgeordneten, Sitzung vom 24.–25. 4. 1860, Berlin 1860, II 851 ff.
- Treitschke, H. v.*, Briefe, hrsg. M. Cornicelius, 1, Leipzig 1912.
- , –, Herr Graetz und sein Judenthum, Preuß. Jahrbücher 44 (Dez. 1879) 552 ff., 660.
- , –, Nachruf auf Dahlmann, Gartenlaube 1861, No. 12.
- Trendelenburg, A.*, Zur Erinnerung an Chr. A. Brandis, Berlin 1868.
- Usener, H.*, Briefwechsel mit Wilamowitz 1870–1905, Leipzig und Berlin 1934.
- Vahlen, J.*, Gesammelte Philologische Schriften, 1, Berlin 1926.
- Varrentrapp, C.*, Zur Erinnerung an F. Chr. Dahlmann, Preußische Jahrbücher 55 (1884) No. 5, 507.
- Wagner, Cosima*, Briefe an Friedrich Nietzsche, hrsg. E. Thierbach, 2, Weimar 1940.
- Weber, A.*, Probleme der Staats- und Kultursoziologie I: Ideen zur Staats- und Kultursoziologie, Karlsruhe 1927.
- Weber, W.*, Theodor Mommsen, Stuttgart 1929.
- Weill, J.*, Jacob Bernays et Renan, Revue des Etudes juives 85 (1933) 76–81.
- Wickert, L.*, Theodor Mommsen, 3, Frankfurt a. M. 1969 (Vorabdruck: Theodor Mommsen und Jacob Bernays, Histor. Zeitschr. 205 [1967] 265–274).
- Wiener, M.*, Jüdische Religion im Zeitalter der Emanzipation, Berlin 1933.
- Wilamowitz, U. v.*, Antigonos von Karystos, Philolog. Untersuchungen IV, Berlin 1881.
- , –, Briefwechsel, vgl. Mommsen, Th. und Usener, H.
- , –, Erinnerungen 1848–1914, Leipzig 1928.
- , –, Geschichte der Philologie, in: A. Gercke und E. Norden, Einleitung in die Altertumswissenschaft, 3. Aufl., 1 (Berlin 1927) 64 f.
- , –, Kommentar zu Euripides' Heracles, Berlin u. Leipzig, 1889.
- Wilhelm, K.*, Zur Einführung in die Wissenschaft des Judentums, in: Wissenschaft des Judentums im deutschen Sprachbereich. Ein Querschnitt, Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts, 16, Tübingen 1957, I 1–58.

NAMENREGISTER

(Römische Zahlen = Abbildung Tafel . . .)

- Abel, Otto 95
Adler, R. Nathan Marcus 61, 103
Antonius Julianus 224
Arndt, Ernst Moritz 38, 40, 70, 73, 94,
98, 109, 195 (IV)
Arnim, Else v. 106, 118
Arnim, Heinrich v. 44, 72, 106, 109,
118–119, 157
Auerbach, R. Benjamin Hirsch 15
Auerbach, Berthold 177, 179–181, 196,
200 (XV)
Auerbach, R. Isaac Levin 15
Auerswald, Hans Adolf 79
August der Starke, König von Sachsen 16
Avicbron, s. Gabirol, Salomo ibn
- Bacon, Francis 62, 64, 204
Baden, Großherzog von 180
Baeck, R. Leo 215
Bähr, C. Chr. W. F. 30
Bamberger, Ludwig 179, 209
Barth, Heinrich 102
Bauer, Bruno 32–33, 45
Becker, Nikolaus 44
Beer, Jacques 6
Berend, Hannele 16
Berend, Kosmann 15, 26
Berend, Michael 16
Berend, Nicolas 51, 53–55, 58–59, 65,
69–70, 75, 117, 176
Berlin, R. Zwi 6
Bernays, Fanny, s. Heine, Fanny
Bernays, Isaac 5–29, 31, 49–50, 56–57,
63–64, 73–74, 82–85, 95, 105, 111, 117,
119, 129, 133, 146, 149, 155, 158, 193,
198, 204, 214 (I)
Bernays, Johanna 26, 155, 164, 169
Bernays, Michael 24, 86, 119, 146–147,
151, 215
Bernays, Sara Lea 15–16, 20, 26, 63, 74,
83, 86, 88, 119, 155 (I)
- Beseler, Wilhelm Hartwig v. 158, 167
bis 168, 173, 175
Bethmann-Hollweg, A. v. 45, 58, 71,
73–74, 102, 155–157 (VI)
Bing, R. Abraham 6–7
Bismarck, Otto v. 44, 166, 168, 173–174,
177, 179, 181–182, 191, 193, 196, 206
Bleichröder, Gerson v. 179
Blum, Robert 79–80
Boeckh, August 76
Böcking, Eduard 39
Börne, Ludwig 30, 47, 209–210
Böschelmeyer, Madame 87
Böschelmeyer, Settchen 88
Bonnet, Max 212
Brandis, Christian August 39, 51, 65, 74,
93, 95, 97, 100, 108, 110, 118, 155, 165,
167, 173, 181, 186 (V)
Brandis, Johannes 93, 95, 110, 177, 183,
194–195 (XV)
Braniss, Christlieb Julius 152–153, 163
(XIII)
Braun, Emil 59
Bresselau, M. J. 11
Bücheler, Franz 163, 186, 194, 197, 219,
226
Bulwer-Lytton, Edward George 107
Bunsen, Christian Josias Karl v. 62, 80,
100–106, 108–115, 118, 126, 129–130,
142–144, 146–150, 155, 157–158, 179,
183 (IX)
Bunsen, Emilia v. 103, 106, 132, 182, 188
Bunsen, Frances v. 103, 105
Bunsen, Frau v. 101–102, 105, 107, 112
Bunsen, Georg v. 51, 58, 61–62, 79–80,
94, 97, 99–100, 103, 106–108, 110–112,
118–119, 126, 166, 175, 183, 207
Bunsen, Theodor v. 110
Burckhardt, Jacob 200
Busch, Wilhelm 192

- Byron, Lord George 22
 Bywater, Ingram 184, 222, 226 (XIV)
- Cahn, Heinrich 51–55, 58–59, 175, 181 (VI)
 Cahn, Nanette, 52–59, 62, 64, 69–70, 85, 88, 120, 175, 179–181, 194, 198 (VI)
 Carlyle, Thomas 107
 Carmen Sylva s. Elisabeth, Königin von Rumänien
 Cartouche, Louis Dominique 15
 Chopin, Frédéric 182
 Cobet, Carel Gabriel 221
 Cohen, Herrmann 156, 215
 Cohen, Leffmann Behrens 16
 Cohen, Schalom 16
 Cohn, Baron v. 208
 Cohn, Ferdinand Julius 143, 157
 Cumont, Friedrich 225
 Curtius, Ernst 94–95, 130, 142, 165, 177, 181, 183, 202–203, 222 (XV)
- Dahlmann, Friedrich Christoph 40, 44, 70, 72–73, 93–95, 118, 157, 173, 190 (IV)
 Dante Alighieri 142, 204
 Darwin, Charles 163, 193
 Delius, Nikolaus 95
 Descartes, René 94
 Diderot, Denis 79
 Diels, Hermann 186, 226
 Disreali, Benjamin 126, 209
 Dohna, Gräfin 39
 Dornseiff, Friedrich 223
 Dubois-Reymond, Emil 193
 Dübner, Friedrich 60
- Elisabeth, Königin von Rumänien 207, 215
 Erasmus, Desiderius 111, 176
 Ernst August, Herzog von Braunschweig 16
 Ettlinger, R. Jacob 16, 24, 26, 28, 48, 57 (II)
 Ewald, Heinrich 163
- Fassel, R. Hirsch B. 144–145
 Fechner, Gustav Theodor 162
 Feuerbach, Henriette 146
 Fielding, Henry 126
 Fleckeisen, Alfred 223
- Fontane, Theodor 107
 Fränckel, Kommerzienrat 125
 Fränkel, S. J. 11
 Frankel, R. Zacharias 29, 49, 117, 125 bis 126, 132–135, 204 (XI)
 Frankfurter, Menachem Mendel 9, 16, 18
 Frankfurter, Moses s. Mendelson, Moses
 Frensdorff, Salomon 19, 57, 111, 204
 Freud, Sigmund 215
 Freudenthal, Jacob 156
 Friedrich II., König von Preußen 178
 Friedrich Wilhelm III., König von Preußen 92
 Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen 29, 58, 62, 70, 78, 80, 101, 110 bis 111, 143, 148
 Friedrich Wilhelm, Prinz von Preußen 78, 94, 97, 154–155, 181, 190
- Gabirol, Salomo ibn 60
 Gagern, Heinrich v. 79
 Gaisford, Thomas 107–109 (IX)
 Galiani, Abbé 161
 Gans, Eduard 12
 Geffcken, Heinrich 190
 Geibel, Emanuel 137
 Geiger, R. Abraham 48, 124, 132, 163, 193
 Gentz, Friedrich v. 165
 Gerhard, Eduard 102–103
 Gibbon, Edward 30, 119, 138, 198, 220
 Gildemeister, Johann 44
 Gladstone, William 126
 Goethe, Johann Wolfgang v. 9, 30, 39, 40, 47, 63, 77, 89, 91, 93, 101, 112, 119, 135, 153–154, 184, 206
 Gomperz, Theodor 222, 226
 Graetz, Heinrich 126, 133–134, 210, 213 (XVI)
 Grimm, Jacob 30
 Grote, George 226
 Gutschmid, Alfred v. 163
 Gutzkow, Karl 110
- Haarbleicher, M. M. 27
 Haase, F. G. H. G. 152 (XIII)
 Haeckel, Ernst 193
 Halevy, Jehuda 24
 Hamann, Johann Georg 64, 78
 Hansemann, David 58
 Harder, R. 222
 Harkort, Friedrich 58

- Harnack, Adolf v. 220
 Hase, Karl Benedikt 60
 Haupt, Moritz 181, 188, 198, 201
 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 12–14, 45, 48–49, 77, 104, 187
 Heidenheim, Wolf 7, 16
 Heine, Fanny 57
 Heine, Heinrich 12, 14–15, 163, 196, 209
 Heine, Salomon 14
 Hengstenberg, Ernst Wilhelm 97
 Herder, Johann Gottfried 9, 39–40, 89
 Hermann, G. 63
 Hertling, Georg v. 193
 Hertz, Wilhelm 142, 186, 215
 Hess, Moses 164
 Heyse, Carl Wilhelm Ludwig 89, 91
 Heyse, Julie 92
 Heyse, Paul 87–93, 95, 97–98, 105, 107, 109, 111–112, 123, 126, 130, 137, 146, 152, 158, 165, 167, 173, 198, 205–206, 215, 231 (VII)
 Hirsch, Familie v. 6
 Hirsch, Samson Raphael 19, 24
 Hölderlin, Friedrich 89
 Holdheim, Samuel 48–49
 Homer 64, 119, 142, 149
 Horaz 184
 Hübner, Emil 166–167
 Humboldt, Alexander v. 92, 97, 101
 Humboldt, Karoline v. 39
 Humboldt, Wilhelm v. 39, 45, 93

 Isler, Meyer 22, 25, 30, 64, 163

 Jacobi, Friedrich Heinrich 6
 Jaeger, Werner 224
 Jahn, Otto 130, 134–135, 151, 155, 158, 167–169, 173
 Joel, Manuel 133
 Josef ben Lasi 24
 ‚Juno‘ 92

 Kalb, v. 6, 16
 Kanne, A. 10
 Kant, Immanuel 6, 152, 178
 Karl der Große 203
 Kaufmann, David 220
 Kaulbach, Wilhelm v. 102
 Keller, Gottfried 180, 190
 Kinkel, Gottfried 70–71, 81–82, 87
 Kley, R. Eduard 15
 Kohen, R. Raphael 11

 Krafft, J. W. 95
 Krapf, Johann Ludwig 102
 ‚Kugler, Fräulein‘ 111

 Lachmann, Karl 51, 63, 76, 166, 187
 Lasker, Eduard 179, 220
 Lassalle, Ferdinand 125, 160, 163, 187, 207
 Lazarus, Moritz 93, 179, 193, 207, 210
 Lehmann, Behrend 16
 Lenné, Peter Joseph 76
 Leopardi, Giacomo 205
 Leopold, Kaiser von Österreich 16
 Lepsius, Karl Richard 102
 Lessing, Gotthold Ephraim 153–154, 178
 Levy, Sanitätsrat 125, 169
 Lichnowsky, Felix Fürst v. 79
 Lieber, Franz 102
 Liliencron, Rochus v. 70
 Littré, Maximilian Paul Emile 60
 Löbell, Johann Wilhelm 98
 Ludwig, Otto 180
 Lurje, Chajim 83
 Luther, Martin 150, 165

 Macchiavelli, Niccolo 81
 Manasse ben Israel 140
 Martin, Bischof von Tours 162
 Marx, Karl 32, 177
 Maximilian, König von Bayern 137
 Mendelson, Moses 16
 Mendelssohn-Bartholdy, Felix 92, 182
 Mendelssohn, Moses 11, 16
 Menzel, Wolfgang 210
 Mertens-Schaaffhausen, Sybille s. ‚Juno‘
 Metz, R. Isaac 6, 16, 19–20, 56, 84
 Meyerbeer, Giacomo 182
 Mirabeau, Honoré Graf v. 30
 Mörike, Eduard 53, 88
 Momigliano, Arnaldo 224
 Mommsen, Frau 137, 165–167, 173 (XIII)
 Mommsen, Theodor 64, 135–142, 144, 146, 151–152, 155, 161, 164, 168, 177, 181, 183–191, 193–195, 198–201, 205, 212–213, 215, 221–223 (XIII)
 Monro, D. B. 184
 Montaigne 79
 Montefiore, Hugh 224
 Moser, Moses 12
 Mouchanoff-Kalergis, Marie v. 182–183, 187

- Mühler, Heinrich v. 168, 186
Müller, Max 102, 106–108, 111–112, 115, 117, 130, 133, 141, 164–165, 167, 169, 183–185, 187–188, 191, 194 (IX)
Munk, Salomon 60
- Napoleon I. 43, 178
Napoleon III. 82, 109, 168, 173
Nettleship, Henry 184
Neukomm, Komponist 98
Niebuhr, Barthold Georg 30, 160
Nietzsche, Friedrich 169, 182, 200, 205
Nikolaus, Prinz von Nassau 106–107
Nikolaus, Zar von Rußland 143
- Olshausen, Justus 158, 169, 186
- Pattison, Mark 147, 183 (XIV)
Petersen, Christian 31, 78
Philippson, Ludwig 24, 117
Pius IX., Papst 58
Pohlenz, Max 224
Pourtalès, Graf 102
Priscillian, Bischof 162
- Raabe, Wilhelm 192
Rachel, Elisa 61 (IX)
Racine, Jean Baptiste 61, 91
Radewitz, v. 102
Raffael 102, 180
Rauch, Christian 87, 102
Raumer, Karl Otto v. 96–97, 110, 112, 134, 144, 151
Reimer, Dietrich 138
Renan, Ernest 184–185, 187–188, 190, 215 (XV)
Reuter, Fritz 180
Ribbeck, Otto 40, 88, 167
Riesser, Gabriel 22–24, 28–29, 31–33, 73, 79, 84, 95, 164 (II)
Riesser, Lazarus Jacob 5–6, 9, 11, 16–17, 21, 23
Ritschl, Friedrich 38, 40–47, 51, 59–60, 62, 64–65, 70, 72–73, 75–77, 82, 93, 97, 108, 110, 112, 117–118, 127, 130, 134 bis 135, 138–140, 142, 147, 151–152, 155, 158–159, 164–169, 173, 175, 181, 194, 198, 201 (IV)
Ritschl, Sophie 46–47, 57, 60, 62, 79, 89, 93, 127, 147, 165, 231
Ritter, Carl 102
Rodenberg, Julius 200
- Römer, Ferdinand 95
Röpell, Richard 152 (XIII)
Roggenbach, Franz v. 99, 158, 173, 181 bis 183, 190–191, 193, 206 (XVI)
Rosenzweig, Franz 215
Rothe, Richard 108, 111
Rothschild, Familie 208
Rousseau, Jean Jacques 81
Rückert, Friedrich 90
- Saaling, Marianne 92
Salomon, R. Gotthold 15
Salomon, v. 72
Sanden, Herr 61
Schaarschmidt, Karl 94, 97, 110, 175, 205, 213, 229 (XVI)
Schadewaldt, Wolfgang 224
Schelling, Friedrich Wilhelm v. 6, 9–10, 13, 77–79, 104, 133, 152–153 (VIII)
Scheuer, R. Herz 6
Schiff, Hermann 84
Schiller, Friedrich 156
Schlegel, August Wilhelm v. 38 (IV)
Schlegel, Friedrich 59
Schleicher, August 43, 58, 94
Schmid, Wolfgang 222–223, 226
Schmidt, Leopold 44, 58, 63, 65, 74–75, 77, 82, 94, 110, 181, 211, 223
Schnorr v. Carolsfeld, Julius 102
Schopenhauer, Arthur 178, 199
Schürer, E. 223
Schulze, Johannes 76, 112, 130, 143–144, 158
Schurz, Carl 72
Scott, Walter 30
Seebeck, Karl Julius Moritz 100, 108
Shakespeare, William 89, 91, 93, 98, 119, 184
Simrock, Karl 95
Simson, Eduard v. 179, 209
Smidt, Johann 4
Spielhagen, Friedrich 178
Spinoza, Benedictus 10, 14, 25, 89, 94, 149, 153, 203
Springer, Anton 190
Stahl, Friedrich Julius 96, 144–145, 179, 209
Stahr, Adolf 160
Steinthal, Heymann 93
Stenzler, A. F. 152 (XIII)
Stockmar, Christian Freiherr v. 108, 112
Stöcker, Adolf 207–208, 213

- Strauß, David Friedrich 60, 184, 188, 193, 210
Swift, Jonathan 126
Sybel, Heinrich v. 44, 163, 173–174, 181, 186, 191, 193 (XIV)
Sypsomos 59–60
Szaparay, Graf 182
- Tauler, Johann 95, 157
Tieck, Ludwig 30
Tiktin, R. S. 124
Titus, Flavius Vespasianus 162
Tolstoi, Graf Leo 180, 215
Treitschke, Heinrich v. 99, 174, 208, 210–213
- Ullrich, Franz Wolfgang 26
Usener, Hermann 169, 173, 197, 215, 219, 223, 225 (XVI)
- Vahlen, Johannes 224
Varnhagen, Rahel 53
Veit, Moritz 156–157
Victoria, Königin von England 181
Victoria, Prinzessin von Preußen 181
Vincke, Georg v. 79
Vogt, Friedrich 79
- Voltaire, François Marie Arouet de 194
Voss, Johann Heinrich 142, 149
- Waagen, Gustav 102–103
Wachsmuth, Ernst Wilhelm Gottlieb 30
Wagner, J. J. 6
Wagner, Richard 182
Wattenbach, Wilhelm 152
Welcker, Friedrich Gottfried 37, 39–40, 51, 63, 65, 76, 82, 94, 102, 110, 118, 134, 151, 155, 158, 165, 167–168, 173, 181, 186 (V)
Welcker, Karl Theodor 31
Wichern, Johann Hinrich 102
Wied, Fürst von 97–99, 106–107, 109, 182
Wied, Fürstin Marie von 97–99, 106 bis 107, 109, 158, 173, 182, 188, 207 (VIII)
Wied, Prinz von 181
Wieland, Christoph Martin 16, 30
Wilamowitz, Ulrich v. 186, 205, 215, 220–222, 225
Winckelmann, Johann Joachim 63
Wolf, Friedrich August 149, 160
- Zendrini, Bernardino 184
Zuckermann, Benedict 133
Zunz, Leopold 12–13, 125

SACHREGISTER

- Äolsharfe 98
Aeschylus 91, 154
Afrikaexpeditionen 102
Altertum, Nimbus des 161
Antisemitismus
 antichristlicher 33
 in Rumänien 207
 Stöckers und Treitschkes 207 ff.
„Aphikoman“ 215
Arbeit, Religion der 159
Archäologische Institut, Rom 59, 102, 147
Aristoteles 32, 52, 78, 80–82, 99, 111,
 166 f., 176, 180, 185, 193, 201, 206,
 210 f., 222, 224
Aufgaben der tragischen Dichtung 154
Definitionen und B. 151
Katharsis in der griechischen Tragödie
 153 f., 160
Polemik gegen Plato 154
Arnim, Heinrich v. 44, 72, 106, 118 f.
 politischer Prozeß 109
 Tod 157
Auerbach, Berthold 179 f., 196
 Einfluß auf Tolstoi 180
Auserwählte Völker 113

Bahnhofkonstruktionen 160
Bauer, Bruno
 als Bonner Dozent 45
 „Die Judenfrage“ 32 f.
Bernays, (Chacham) Isaac
 als Lehrer 20
 Amtsjubiläum 56 f.
 Der „Bibelsche Orient“ 9–11
 Bilder des 7 f.
 deutsche Predigten 7 f., 14, 17, 31
 Freunde 16 f.
 Gelübde, den Sohn dem Rabbinerberuf
 zu weihen 84
 hebräische und klassische Bildung 25
 Heirat 15 f.

(Bernays [Chacham], Isaac, Forts.)
 Jugend 5–8
 kein Führer 24 f., 29
 Lieblingsplan einer jüdisch-theologi-
 schen Fakultät 18, 24 f.
 Prophezeiung 84
 Reformbewegung, Kampf gegen 11 f.,
 21, 27–29
 Ritualgutachten über ostindische
 Schwalbennester 61
 Schriften 111
 Silberhochzeit 63
 und Hamburger Senat 21, 28
 und Schelling 9 f.
 Talmud-Tora-Schule 16–18, 95
 Kampf um 20–22
 Landkarten in 18
 Reform der 17–19
 Tod 83 f.
 Vorträge 17, 24, 84
Bernays, Jacob
 Anregungen 89, 95, 111, 147, 165, 190,
 205, 219
 Aphorismen 43, 45, 47, 49–51, 53, 57
 bis 59, 62 f., 75 f., 80, 86, 131 f.,
 146 f., 174, 178 f., 194–197, 201, 203,
 210
 Berufungspläne 100, 110, 112, 114,
 142 f., 155 f., 159, 164, 186, 190
 Doktorpromotion 65
 Entwürfe 32, 37 f., 50, 59, 62, 77, 82,
 85, 97, 142, 165, 176, 186, 198, 209,
 213 f.
 Freunde s. Brandis, Christian August;
 Brandis, Johannes; Bunsen, Christian
 Josias Karl v.; Bunsen, Georg v.;
 Curtius, Ernst; Heyse, Paul; Momm-
 sen, Theodor; Müller, Max; Ritschl,
 Friedrich; Ritschl, Sophie; Roggen-
 bach, Franz v.; Schmidt, Leopold;
 Wied, Fürstin Marie v.

(Bernays, Jacob, Forts.)

- Glaube 20, 62, 116, 132, 214
 Habilitation 74
 Historische Parallelen 45, 81, 128 f.,
 176, 187
 Krankheiten 20, 111 f., 214
 Lektüre 22, 24, 30, 32–34, 53, 59, 61,
 119, 126, 139, 152, 165, 204, 220
 Mitglied der Berliner und Göttinger
 Akademie, 167, 169, 185, 188
 Persönliche Züge:
 ‚anschauende Gelehrsamkeit‘ 129
 ‚Autorlist stilistischer Perspektiven‘
 128
 Dankbarkeit des Geistes 200
 gegen Heiraten 120, 179, 195
 hält sich für häßlich 88, 195
 ‚hellenistischer Jude‘ 145
 historische Gestalten zum Umgang
 gewünscht 153
 innere Freiheit (197) und Heiterkeit
 97, 159
 ‚instinktive Vorliebe für lüderliche
 Stricke‘ 187
 ‚Joch der Etiquette‘ 26, 47, 51, 53,
 74, 185
 ‚Knechtschaft der Uhr‘ 117
 Kunst zu resignieren 203, 214
 Lieblingsworte: ordentlich (182, 193
 u. ö.), Ferment 139
 Malerei 61, 90
 Mißachtung von Geld (63, 73) und
 Masse 88, 212
 Musik ‚Zeichen von Borniertheit‘ 119
 mystischer Zug 79, 115, 131 f.
 Sinn für Bauen im Großen 198
 Stellung zur Tradition 127, 185
 Vater
 Bild des 85
 zunehmende Ähnlichkeit mit 198
 Vorliebe für französische Rationali-
 sten 61, 79
 Wahlspruch 115, 179
 Weiblichkeit, Mißtrauen gegen 195
 ‚wissenschaftliches Kloster‘ 177
 ‚würdevoller Tyrann der Mitreden-
 den‘ 195, 205
 Reisen 60 f., 63 f., 71, 74–77, 79 f., 100,
 106, 157
 Schriften (s. 229)
 Aristoteles 80, 111, 151, 153, 165 f.,
 176, 180, 193, 210, 224, 226

(Bernays, Jacob, Forts.)

- Epistola critica (Bunsens Hippoly-
 tus) 104, 106
 Heraklit 63 f., 100, 104, 185, 187,
 201, 223, 225 f.
 ‚Lucian und die Kyniker‘ 205 f., 225
 Lukrez 51 f., 63, 77, 97, 107, 111 f.,
 116
 Philo 199, 201, 225
 Phokion 210 f., 225 f.
 Phokylideische Gedicht 140, 223
 Scaliger 25, 46, 51, 60, 80, 95, 127
 bis 130, 147, 199, 211 f., 223
 Sulpicius Severus 161 ff., 224
 Theophrast über Frömmigkeit 169,
 224
 Schulaufsätze 32 f.
 Sprachstudien 30, 49, 168
 Urteile über B. 88, 104–106, 108,
 110 f., 118, 136 f., 157, 163, 167, 169,
 175, 182, 193 f., 219–223
 Vermittlung 92, 93, 118 f.
 Vorlesungen 80 f., 83, 87, 99, 135, 169,
 173, 185 f.
 Bibel 10
 als ‚Vaterland‘ der Juden 149
 göttliche Offenbarung der 25, 149
 –Kritik 148 f.
 und Homerkritik 149
 Übersetzung,
 B.s, Probe 150
 Luthers 150
 und klassische Antike 128, 161, 202 f.,
 212
 Bildung 93, 146
 des Bürgertums vom Adel übernom-
 men 206
 deutsche, Eigentümlichkeit der, 178
 und Kleinstaaten 178
 Ersatz religiöser Kräfte 178
 Grundlagen gefährdet, 178, 196
 klassische und orientalische 129
 Naturwissenschaften und 196
 Philologie und 161
 ‚Religion der‘ 159
 Umfang der 160
 und Geringschätzung des Lebens 179
 Bismarck, Otto v.
 Glaube an Unfehlbarkeit 182
 Kulturkampf gegen Katholiken 193
 Reichsgründung, Bedeutung der 196 f.

- (Bismarck, Otto v., Forts.)
 Sieg über liberales Bürgertum 174, 206 f.
 Verehrung 177
 Zweifel an seiner Haltung 1866, 173
 Bonn 37, 43, 58, 61 f., 69–72, 77, 81 f., 97, 167 f., 171 f., 197
 Einquartierung französischer Offiziere 1870, 188
 Kulturkampf 193
 Zentrum der Altkatholiken 187
- Brandis, Christian August
 Akademische Förderung B.s. 65, 74, 100, 108, 118, 155, 173
 Aristoteles-Kenner 39, 52
 über B.s. ‚Dialoge des Aristoteles‘ 167
 Erzieher preußischer Prinzen 95
 Freund von Bunsen (und Schelling) 51, 100
 Lehrer und Freund B.s. 39, 52, 93
 Lehrstuhl für B.? 181, 186
 wünscht B.s. Beteiligung an seiner ‚Geschichte der griechischen Philosophie‘ 165
- Brandis, Johannes 93, 95, 110, 177, 194
 Bonner Gespräche 183, 194 f.
- Braniss, System der Metaphysik 152
- Breslau 123 f., 159
 B.s. Mißtrauen gegen Wetter 155
 Ghetto 124
 Historisch-Philosophische Gesellschaft 151 f., 154
 Juden in 124 f.
 Musik 124
 Studenten 124
 Universität 124
- Bunsen, Georg v. 51
 Abgeordneter des Norddeutschen Zollparlaments 175
 Dissertation über Nilquellen 97
 Einladung B.s. nach London 100
 Landwirt 126
 Liebesaffären 103, 118, 126
 ‚Poesie des Weltpostvereins‘ 207
 Promotion 110
- Bunsen, Chr. J. K. v.
 Ähnlichkeit mit B.s. Vater 105, 158
 Besucher in London 102, 107
 Entwurf eines Weltgerichts 148
 Familie 101, 103
 Grandseigneur und Dilettant 104
 politische Ziele 104
- (Bunsen, Chr. J. K. v., Forts.)
 Rücktritt als Gesandter 126
 Tod 157 f.
- Werke:
 Ägyptens Stellung in der Weltgeschichte 103 f., 143
 Bibelübersetzung 147 f., 158
 Geschichte des Gottesbewußtseins 147 f.
 Hippolytus 100
- Cäsar 152 f.
- Caffarelli, Palazzo, Rom 102
- Cholera 54, 123, 133, 140, 195
- Christentum 135
 Bedrohung des 201
 Ideen des 85 f.
 Macht nur über Individuen 178
 Rückgang des Glaubens 179
 Übertritt zum 113, 115, 146
 und Europa 85 f., 150
 und Judentum 185
 und Weltgeschichte 116
- Cicero 81, 87, 135, 142, 157, 164, 166, 185
 als Schulautor 161
- Constantinus Porphyrogenitus 147
- Darwins
 ‚Entstehung der Arten‘ 163
 Materialismus 193
- Demosthenes 45, 211
- Depositbank des Altertums 187
- Deutsches Hospital, London 102
- Deutsch-französisch
 Krieg 1870–71, Schrecken des 188
 Folgen des 191
 Verständigung, Kampf für 184
- Deutschkatholische Kirche 43
- Dichter, Haltung nach 1870, 192
- Diels, Hermann 186, 226
- Diogenes 206
- Dionysios von Halikarnassos 59 f., 62, 77, 82, 93, 97
- Dionysoskulte, orgiastische 153, 160
- Dramenstoffe, biblische 90 f.
- Dreiklassenwahlrecht 81
- Einheit, politische, Wert der 82, 196 f.
- Eisenbahn 44, 196
 B.s. Feindschaft gegen 179, 196

- Emanzipation,
 Ausdruck 6, 23
 Bedenken gegen 10, 35, 50
 Enthusiasmus für 3, 11, 23, 141
 Gegenwirkungen 29
 jüdische Vorbedingungen IX
 Kampf um 14 f., 156, 186
 Opfer für 11, 23, 141
 Rezeption und 209
 und Religion 14 f.
 England und Rußland, Kampf um euro-
 päische Vorherrschaft 101, 126
 Entsagung und innere Freiheit 206
 Euripides 133, 154, 186, 215, 221
 Fakultät, Plan einer jüdischen 24, 117,
 134, 156, 193
 Fortschritt 159 f.
 Glaube an, Juden 209
 und Idee 159
 Freiheit,
 Bedrohung der 196
 innere 206
 nationale und religiöse 105
 nicht zwei ertragen 185
 Galen 206
 Geist
 Diätetik des 47
 und
 Macht 160, 192
 Wirklichkeit 178, 192
 Geisteswissenschaften und Naturwissen-
 schaften 163
 Geschichte
 als Offenbarung Gottes 50
 Fortschritt in der 45, 49
 Kraftzentrum der 129
 philosophische Deutung der 104
 Geschichtschreibung,
 Niebuhrs philosophische 160
 Mommsens politische 161
 Geschmack, nach 1870, 192
 Gewissen ohne Glauben 178
 ‚Gier nach praktischem Wesen‘ 99
 Glycinien, erste 95
 Götternamen, Etymologie von 10 f., 14,
 204
 Graetz ‚Jüdische Geschichte‘,
 Treitschkes Angriff auf 210
 Griechen,
 Denken, Konvergenz mit biblischer
 Ethik 201
 (Griechen, Forts.)
 Kultur, Nachtseite der 153, 160
 Kunstgeist der 40
 und Juden 205
 Halevy, Jehuda, ‚Kusari‘ 24
 Hamburg,
 Brand der Stadt 29
 Jüdische Gemeinde 4 f., 7–9, 28, 63,
 73, 84
 Hebräisch, als
 Sprache des jüdischen Gottesdienstes 49
 Ursprache der Menschheit 10
 Heilige Rock in Trier 43 f.
 Heraklit 63, 82, 100, 187, 201, 220, 223,
 225 f.
 Herder, ‚Geist der ebräischen Poesie‘ 9,
 40
 Heyse, Paul 87 ff.
 B.s Anregungen 90 f., 111, 165, 205
 Entfremdung von 198, 205 f.
 in München 137
 Romane 90 f., 109 f., 137 f., 165
 und Italien 123
 Hieronymus 142
 Hiob, Buch 131 f., 146, 203
 Hippokrates 60, 64
 Hippolytus 100, 104, 226
 Hirsch, S. R., ‚Neunzehn Briefe über Ju-
 dentum‘ 24
 Humanität, Streben nach 22, 101, 141,
 158
 unzeitgemäß 192
 Hutten, Ulrich v. 98
 Hyginus 89
 Ideal als Wirklichkeit 209
 Idealismus, enttäuschter 83, 159
 Idealist, Schimpfwort 192
 Idealität, Luft freier 22
 Ideen, Macht der 82
 und Realismus 159 f.
 und Wirklichkeit 177 f.
 Individuum, Stärkung aus politischem
 Mißerfolg 91 f.
 Industrie,
 Forderungen 58
 Macht nach 1870, 191
 Wachstum trotz politischer Reaktion
 156, 159, 164
 Übergang zu Bismarck 207
 Italien 63, 124

- Jamblichus 222
 Jeremia-Übersetzungen 40, 204
 Jesuiten 50, 95, 128, 130, 147, 189
 Jesus von Nazareth 25, 184
 als Jude 116
 B.s Grenzziehung gegen 131
 B.s Stellung zu 115 f., 153
 Persönlichkeit 113–115
 Vorlesung über 108
 Johann von Nepomuk, Legende des 95
 Josephus 162
 Christusstelle 201
 ‚Der Jude‘ (Zeitschrift) 22 f.
 Juden
 als alter Adel 50, 128, 209, 221
 Besorgnis über Zukunft der 179–181, 210
 Bibel ‚Vaterland‘ des 149
 Gottesvolk 50, 113
 keine Freiheit, Standort zu wählen 209
 Nomaden 147
 Typ des Freigelassenen 210
 Unbeugsamkeit 140
 und Antisemitismus 208
 Wohltätigkeit und Nüchternkeit 183, 208
 Judentum
 als
 Altertum 49
 geistige Idee 12
 Konfessionen 96, 141
 Beruf des 113
 Einreihung in die abendländische Kultur 50
 europäische Synthese des 215
 geistige Freiheit des 215
 kann einen Staat bilden 50
 konservatives 9
 Lebensberechtigung des 146
 Lehren und Riten 11
 nationalreligiös, und Christentum 49 f., 185
 Platz in der Gegenwart 48
 ‚Privatsache des Herzens‘ 209
 Reform-, s. Reformbewegung, Jüdische
 ‚Schulbeispiel für Menschentum‘ 96
 und Geschichte 48–50, 116
 Weltbedeutung 10, 146
 Wissenschaft des 12–15, 193, 209 f.
 Jüdisch-Theologisches Seminar
 Berlin 125
 (Jüdisch-Theologisches Seminar, Forts.)
 Breslau 125
 Studenten 134
 wissenschaftliche Grundsätze 126, 134 f.
 ‚Kabbalistisch-biblische Occident‘ 48
 Katholizismus 43, 85, 95, 134
 B.s Abneigung gegen 130, 193
 Kulturkampf gegen 193
 regierungsfähig 207
 Kirchenschriftsteller,
 Aristoteles-Zitate in 166
 Corpus der 118
 Sammlung lateinischer 165
 und Philologie 142
 Königgrätz, Schlacht bei 177 f.
 Königtum, absolutes 96, 143
 Körper
 und Seele 178
 Wirkung auf Geist 47, 153
 Krimkrieg 126
 Kyniker 206
 Leben, Geistlosigkeit des 164
 Lessing 153
 ‚Hamburgische Dramaturgie‘ 153
 Liberalismus
 als geistige Macht 31, 156
 politischer 14, 21, 27, 31, 33, 135, 137, 155 f., 174
 Hochschutzzölle gegen 206 f.
 in Baden 158, 173 f.
 in der Verteidigung 206 f.
 Juden und 208
 Krankenpflege und Schmücken des Lebens 207
 Spaltung in zwei Parteien 174
 Vordringen 159
 Literatur, deutsche, goldenes Zeitalter der 178
 London 100 f.
 Dockarbeiter 126
 Weltausstellung 103
 Lukian 206, 225
 Lukrez 51 f., 60, 63, 77, 83, 97, 136, 139, 201, 226
 Plan der Oxforder Ausgabe 107, 111 f., 117
 Magie, dichterische 89
 Massenwirkungen, Zeit politischer 194

- Messiasidee 6, 29, 132, 146
 und Lebensrechte der Juden 209
- Mommsen, Theodor
 B. und 135 f., 139 f., 177, 187 f., 195,
 198
 Berufung nach
 Berlin 155
 Straßburg? 190 f.
 Inschriften, Sammlung lateinischer 64,
 135
 ‚Melancholie‘ 184, 189
 Mitglied der Pariser Akademie 185
 Persönlichkeit 135–138, 188
 ‚Römische Geschichte‘ 138 f., 186
 ‚Römisches Staatsrecht‘ 199 f.
 über die Judenfrage 212 f.
 und B.s ‚Kleine Schriften‘ 215
 und Ritschl 165 f.
- Müller, Max 111 f., 115, 164 f., 169, 187,
 194
 Besuch B.s bei, in Oxford, 106 f.
 Empfehlung Renans 184
 Gastprofessor in Straßburg 191
 Hilfe bei B.s Oxforder Lukrezplan
 107–109, 117
 Mitglied der Pariser Akademie 185
 Mythologische Gestalten als Allegorien
 133
 Übersiedlung nach Bonn? 183
 Urteile über B.s Bücher 130, 141, 167
- Mystik, jüdische 10, 13, 79
- Mythologische Gestalten als Allegorien
 133
- Nationalgefühl, deutsches 174, 177
 übertriebenes 189
 und
 Judenfrage 213
 Kulturkampf gegen Katholiken 193
- Nationalverein 156, 158
- Nationalversammlung, Frankfurt 1848
 79–81
- Naturwissenschaften 178, 192 f.
 der Gemeinsamkeit der Bildung feind-
 lich 196
 und Geisteswissenschaften 163
- Neuwied, Zufluchtsstätte religiöser Tole-
 ranz 98 f.
- Nietzsche, Friedrich und B. 169, 182
- Noachidengebote 141
- Olmütz, Vertrag von 96, 101, 104, 207
- Origines 142
- Orthodoxie, jüdische 8–10
 Bildungsfeindlichkeit 96
 Gesetz national und religiös 50
 Recht eigener Gemeindebildung 209
 ‚Stereodoxen‘ 214
- Ostindische Kompagnie, London 102
- Ovid 164
- Oxford 106
- Papst, Unfehlbarkeit des 187, 189
- Paris 60 f.
- Parlamentsdebatten,
 deutsche 176
 englische 126, 161
- ‚Peinlichste Situation‘ 1870, 188
- Persönlichkeit, Bedrohung durch
 Niedergang kleinerer Städte 196
 Zentralisierung 196
- Pessimismus, Schopenhauers 178, 199
- Petronius 147
- ‚Philister‘ 99, 174, 192
- Philo 199, 201, 225
- Philologie
 als Wissenschaft der Bildung 161
 Ansehen der 39, 45
 Aufgabe der 34, 113
 Geltung 161
 Kunst und Technik 64
 Methode 41 f. (s. Quellenanalyse)
 ‚Priesterin des Kosmopolitismus‘ 76
 verliert Führung 177
 wird zum ‚Fach‘ 197
- Philosophen, griechische,
 Kinderlosigkeit 211
 Verhältnis zur Politik 206, 211, 221
- Physiologische Überzeugung 201
- Plato 58, 81, 88, 130, 153 f., 157, 173,
 185, 201, 221
- Plautus 42, 77, 93, 165
- Plinius 147, 165
- Plotin 89
- Plutarch 221
- Politik
 als Schicksal 178
 und Moral 211
- Porphyrius 142, 147, 222
- Proletariat 71, 73, 78 (s. Sozialdemokra-
 tie)
- Psychoanalyse ‚Kathartische Methode‘
 215
- Quellenanalyse, philologische 51, 64, 166,
 187, 222

- Raffael, Bild für Berliner Museum 102
 Rauhe Haus, Hamburg 102–103
 Realismus
 in der Dichtung 195
 Zeitalter des 177 f.
 ‚Recht Gottes an den Völkern‘ 82 f.
 Reformbewegung, jüdische 12–15, 23, 28,
 31, 33, 43, 49, 73, 141
 ‚Tempel‘ der 4 f., 27
 und Hegel 12 f.
 Religionen, Fortdauer nach dem Tode
 178
 Renan, Ernest, Besuch in Bonn 184 f.
 Revolution
 Idee der französischen 86
 1848
 in Frankreich 65, 69
 in Preußen 69–72
 Professorenkonferenz, Plan 76
 Studentenkonferenz 72
 Rheinisches Museum 82, 93, 165, 198
 Ritschl, Friedrich
 als Lehrer 38, 41 f.
 B.s Würdigung 127
 Bonner Bibliothek 138, 151, 158, 175
 Dionysios, Römische Archäologie 59 f.,
 62, 77, 82, 93, 97
 ‚Husarenstreich‘ gegen Welcker 134 f.,
 151, 158
 Mitarbeit an Napoleons III. ‚Cäsar‘
 168
 Persönlichkeit 41–43, 47, 77, 168
 Plautusausgabe 42, 77, 93, 165
 Streit mit
 Jahn 134 f., 151, 158 f., 167 f.
 Mommson 165
 und B. 46, 51 f., 97, 108, 118, 130, 168,
 181, 194, 198, 201
 Ritschl, Sophie
 ‚guter Genius‘ B.s 46 f.
 Spannung gegen Mommson Frau 165
 verbrennt ihres Mannes Briefe nach sei-
 nem Tod 231
 Vertraute
 B.s 57, 60, 93
 Heyses 89
 Widmung der Erstlingsbogen von
 ‚Scaliger‘ 127
 Roggenbach, Franz v.
 Badischer Ministerpräsident 158, 173
 Freund des Fürstenpaares v. Wied 99
 (Roggenbach, Franz v., Forts.)
 in Bonn 99, 181
 Organisation der Straßburger Univer-
 sität 190
 über B.s Aristoteles‘ ‚Politik‘ 193 f.
 Widmung von B.s ‚Lucian und die Ky-
 niker‘ 206
 Sadowa, s. Königgrätz
 ‚Sallust‘ 162
 St. Paul 113, 116, 131
 Charakterisierung von 91
 Scaliger, Joseph Justus 25, 46, 51, 80,
 88, 95, 123, 127–130, 132, 140, 145,
 147, 199, 211 f., 222 f.
 Schelling, Friedrich Wilhelm v.
 ‚Auferstehung‘ seiner Philosophie 153
 B.s Treffen mit 77–79
 Berufung nach Berlin 104
 Isaac B. und 6, 9 f., 13
 ‚Philosophie der Mythologie‘ und
 ‚Philosophie der Offenbarung‘ 9 f.,
 78, 152 f.
 Plan einer Arbeit über J. G. Hamann
 78
 und Aristoteles 78
 und Hegelianer 78
 Schillers 100. Geburtstag 156
 Schleswig-Holstein
 Erhebung 73
 Feldzug 174
 Schmidt, Leopold
 Antikatholisch 44
 Besuch bei, in Berlin 74 f.
 Calderonbuch seines Vaters 94
 Doktorpromotion 58
 ‚Ethik der alten Griechen‘ 211
 Habilitation 63
 Italienreise 63, 82, 94
 Professur in Marburg 181
 über ‚Phokylideische Gedicht‘ 223
 Sklaven, Menschenrechte der 187
 Sophokles 154
 Sozialdemokratie, Schreckgespenst der
 206
 Soziale Frage 160
 Spielhagen, ‚Problematische Naturen‘
 178
 Spinoza 25, 89, 153, 203
 Bibelkritik 149
 Spinozismus 6, 10
 Sprachen, tote, Langlebigkeit 178

- Stöckers antisemitischer ‚Sozialismus‘ 207 f.
- Studenten,
 Bonner 99
 Radikalisierung der (1848) 72
 Breslauer 124
- Sybel, Heinrich v. 44, 163, 173 f., 181, 186
 Kulturkampf gegen Katholiken 193
 Lebensinhalt nach 1870, 191
- Tacitus 224
 verlorene Historien 162
- Talmud 127
- Thales 211
- Theater
 -aufführungen 61, 98, 110
 moralische Aufgabe des 153, 160
- Theophrast 147, 169, 176, 219, 222, 224
- Thukydides 26, 45, 83, 97, 142
- Titus' Belagerung Jerusalems 162 f.
- Trophonius, Höhle des 83
- Ursprache der Menschheit 104
 Hebräisch als 10
- Varnhagen, Rahel, Briefe 53
- Vaterland 76, 113, 115
- Vinea Domini 97–99, 109 f.
- Virgil 119
- Vorlesung als Mittel philosophischer Darstellung 153
- Vorsehung, Wege der 82
 in der Geschichte 105
- Wagner, Richard, ‚Judentum in der Musik‘ 182 f.
- ‚Weberschifflein Gottes‘ 105
- Weise, stoische, Gottähnlichkeit 187, 201
- Welcker, Friedrich Gottfried
 als Lehrer 37–40
 Erblindung 158, 165, 173, 181, 186
 ‚Mythologie der Griechen‘ 134, 165
 Politisieren 94
 Ritschl und 151, 158, 168
 über B.s ‚Dialoge des Aristoteles‘ 167
 und Bonner Bibliothek 76, 134, 151
- Welt-
 alter, ‚das deutsche‘ 189 f.
 bürgertum, stoische Predigten über 187
 geschichte 113, 116, 129
 Zusammenbruch, Gefühl des 189 f.
 durch geistige Aushöhlung 211
- Wied, Fürstin von 106 f., 109, 158, 173
 Geselligkeit 97 ff., 182 f.
 Heilung durch ‚magnetische‘ Kur 182
 Lazarett im Krieg 1870–71, 188
- Wissenschaft
 des Judentums,
 Hochschule für die 193, 209 f.
 Verein für Cultur und 12–15
 Herrschbefugnis der 197
 nach 1870, 192
 ‚unsichtbare Kirche‘ der 144
- Wohltätigkeit 164, 208
- Xenokrates 226
- Zeitenwende, Gefühl der 148

